This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

417/73

Nikolaus Lenaus Briefe

an

Emilie von Reinbeck

und

deren Gatten Georg von Reinbeck

1832—1844

nebst

Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844-1846

nach den großenteils ungedruckten Originalen

herausgegeben von

Dr. Anton Schlossar

Custos an der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz.

Mit einem Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck
in Faksimile-Wiedergabe.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1896.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES

Lenau, Nicolaus

Nikolaus Lenaus Briefe

an

Emilie von Reinbeck

und

deren Gatten Georg von Reinbeck

1832—1844

nebst

Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844-1846

nach den großenteils ungedruckten Originalen

herausgegeben von

Dr. Anton Schlossar

Custos an der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz.

Mit einem Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck
in Faksimile-Wiedergabe.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1896.

56[illegible]
55
796

Druck von K. Belz' Erben in Stuttgart.

Der ſchönen Reſidenzſtadt

Stuttgart,

der edlen Stätte künſtleriſchen und litterariſchen Wirkens,

dem Lieblingsaufenthalte **Nikolaus Lenaus,**

widmet die nachfolgenden Briefe des unvergeßlichen Dichters

Der Herausgeber.

Vorwort.

Die Briefe Nikolaus Lenaus an Emilie von Reinbeck und an die verschiedenen Mitglieder der Familie Hartmann-Reinbeck sind schöne Denkmale aufrichtiger, lauterer Freundschaft, sie weisen uns des berühmten Dichters innige Zuneigung zu der ihm wahrhaft mütterlich gesinnten Freundin, Hofrätin Emilie von Reinbeck, seine Verehrung für das ganze Reinbeck'sche Haus und dessen ihm so liebe Bewohner zu Stuttgart in jeder Zeile. Aber diese Briefe, reich an genialen Geistesblitzen und dichterischen Gedanken zeigen auch die mit den Jahren immer mehr hervortretende trübe Stimmung, die melancholischen Anwandlungen, welche in diesem tief angelegten Geiste stets weiter überhand nahmen, bis in das letzte kritische Jahr 1844; es sind also diese Briefe nicht bloß von biographischem, sondern auch von psychologischem und psychiatrischem Werte für die Beurteilung des Gemüts- und Geisteszustandes unsres edlen, unglücklichen Dichters.

Die meisten dieser Schreiben sind bisher ungedruckt geblieben und erscheinen hier zum erstenmal veröffentlicht, verschiedene derselben hat allerdings Lenaus Schwager Anton X. Schurz in seinem öfter genannten Werke über Lenaus Leben benützt, auch wohl in Bruchstücken zum Abdrucke gebracht, der Wert für die Beurteilung der Beziehungen Lenaus zum Hause Reinbeck und der innigen Hochschätzung und Verehrung, welche er der Hofrätin von Reinbeck entgegenbrachte, dürfte aber eben in der genauen Wiedergabe und Aneinanderreihung aller an dieselbe gerichteten Briefe liegen, unter denen sich so herrliche, bisher ganz unbekannte Stücke befinden;

abgesehen davon sind die von Schurz gebotenen Brieffragmente in dessen Werke nur als Material für lebensgeschichtliche Angaben benützt und vielfach nur ganz ungenau zum Abdrucke gebracht. Es dürften nicht alle Briefe, die Lenau an die Hofrätin gerichtet, in der handschriftlichen Sammlung enthalten sein, welche ich hier zum Abdrucke bringe, doch mögen nur sehr wenige vereinzelte Stücke fehlen und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie Privatangelegenheiten noch lebender Personen betrafen, die feine, taktvolle Dame aber schon seiner Zeit wünschte, daß Mitteilungen solcher Art nicht in die Öffentlichkeit gelangten, denn daß dieser Briefschatz nicht unveröffentlicht bleiben würde, das hatte die Hofrätin wohl vorausgesehen. Für diesen Fall aber hätten wohl auch heute die etwa fehlenden Briefstücke ohnehin nicht oder nur ganz verstümmelt abgedruckt werden können.

Den Briefen an das vom Dichter so verehrte Ehepaar Reinbeck, beziehungsweise an die Hofrätin, an welche ja die allermeisten dieser Schreiben gerichtet erscheinen, glaubte ich als besonders passenden Abschluß die eigenhändigen Aufzeichnungen Emiliens v. Reinbeck über Lenaus Erkrankung im Jahre 1844 beifügen zu sollen, da dieselben von höchst bedeutendem biographischem Werte und in litterarischen Kreisen nahezu unbekannt sind. Ein großes Wiener Tagesblatt hat allerdings vor einer Reihe von Jahren diese Tagebuchblätter im Feuilleton mit verschiedenen Auslassungen veröffentlicht, aber bei dem raschen Verschwinden der Einzelnummer einer Tageszeitung ist der Abdruck so wertvoller Aufzeichnungen an solcher Stelle für die litterarische Benützung nahezu unzugänglich und letztere fast unmöglich. Hier sind die Tagebuchblätter nun auch vollinhaltlich und wortgetreu wiedergegeben.

Was den Text der Briefe Lenaus selbst betrifft, so ist derselbe ebenfalls dem Wortlaute der Originale getreu; in der Orthographie habe ich dem Wunsche der verehrten Verlagsbuchhandlung Rechnung getragen und die moderne einheitliche Orthographie ihrer Druckerei angenommen. Es finden sich übrigens nur wenige Abweichungen vom Originaltexte Lenaus. Dieselben betreffen etwa die Anwendung des T für das Dehnungs-Th (Theure ꝛc.), das

abwechselnde Vorkommen der Buchstaben C und K in Fremdworten (Collision, Capitän ꝛc.), das hie und da noch von Lenau gebrauchte y im Hilfszeitworte sein (seyn) oder der Ausdruck Ahndung für Ahnung u. dgl. Ferner wurden die im Originaltexte lateinisch geschriebenen Worte hier nur dann in Antiqua wiedergegeben, wenn es sich wirklich um Sätze in der fremden Sprache handelt. Die Briefe sind, was ihr Äußeres betrifft, nahezu alle in Oktavformat, wenige in Quart, und waren zumeist mit dem Petschaft Lenaus, welches eine Leier und daraufsitzende Eule darstellt, (wohl mit einem Siegelringe) gesiegelt. Die Datierung der Briefe wurde von mir überall an die Spitze gesetzt, und wenn der Ort oder das Jahr nicht beigefügt erscheinen, beides, falls es zweifellos ist, hinzugefügt, im Zweifelfalle aber mit einem Fragezeichen versehen.

In Bezug auf die Einleitung, sowie die Erläuterungen und Anmerkungen habe ich Gelegenheit gehabt, manches Briefstück anderer, das sich auf Lenau bezieht und nicht ohne Wert erscheinen dürfte, daselbst aufzunehmen. Die eigentlichen Anmerkungen suchen den Leser mit den in den Briefen des Dichters vorkommenden Persönlichkeiten und Örtlichkeiten in Kürze bekannt zu machen, und wurden bei Personen, um etwaiges Nachschlagen zu ersparen, wichtigere Lebensdaten, insbesondere Geburts- und Todesjahr beigefügt. Auch glaubte ich einige ältere seltene poetische Verherrlichungen Lenaus durch zeitgenössische dichterische Freunde desselben an passender Stelle als charakteristisch einreihen zu dürfen. Ein mir unentbehrlich scheinendes alphabetisches Register schließt das Buch ab; wie wichtig ein solches beim Gebrauche erscheint, habe ich leider durch den Mangel des Registers in dem großen zweibändigen Werke von Schurz erfahren. Die Einleitung, die Briefstexte und die Anmerkungen dürften außer für die Lebensgeschichte Lenaus auch so manchen Beitrag zur Geschichte des freundlichen schwäbischen Dichterkreises bieten, dem der österreichische Poet stets so nahe und mit dem er in so vielfachen freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Seine Verehrung für das Schwabengebiet und dessen schöne Hauptstadt, nicht minder für die ihm daselbst so herzlich entgegengekommenen Per-

sönlichkeiten geht ja aus jeder Zeile hervor, welche er hier im Briefe geschrieben.

Die eigentliche Auffindung der Originalbriefe habe ich der liebenswürdigen Unterstützung des Herrn Oberstudienrats Dr. August Wintterlin, Bibliothekars an der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, zu verdanken. Über Ersuchen des Herrn Adolf Wilhelm Ernst in Hamburg, welcher von der Herausgabe der vorliegenden Briefe Lenaus durch mich erfuhr, bemerke ich, daß der genannte Herr den Aufenthalt dieser Schriftstücke durch eigenes Nachforschen ebenfalls gefunden hat; derselbe wird eine größere genaue Arbeit über Lenaus Beziehungen zu verschiedenen Frauen und Mädchen veröffentlichen, welche in litterarischen Kreisen besondere Aufmerksamkeit erregen dürfte.

Es bleibt mir zum Schluße die angenehme Pflicht übrig, allen verbindlichsten Dank zu sagen, welche mich bei dieser Arbeit unterstützt haben, insbesondere für die wahrhaft beispiellose Liebenswürdigkeit der Herren Bibliothekare an der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, welche mir die Briefe und das litterarische Hilfsmaterial in der allergefälligsten Weise für so außerordentlich lange Zeit zur Verfügung gestellt; dieser Dank gebührt ganz besonders dem Herrn Direktor Dr. Wilhelm von Heyd, Oberbibliothekar daselbst, sowie dem Herrn Bibliothekar ebendort, Oberstudienrat Dr. August Wintterlin, welch letzterer mir soviele Winke und Mitteilungen zukommen ließ, daß ich ohne seine Güte und Unterstützung diese Sammlung überhaupt wohl kaum hätte herausgeben können.

Graz, im Juni 1896.

Dr. Anton Schlossar.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Nikolaus Lenau und Emilie von Reinbeck. Zur Einführung . . .		1
Lenaus Briefe	an Emilie von Reinbeck und Georg von Reinbeck .	19
	an Emilie. Heilbronn, 24. Mai 1832	21
	an Emilie. Heidelberg, 8. Juni 1832	21
	an Emilie. Auf dem Rhein, 2. Juli 1832 . . .	24
	an Emilie u. G. v. Reinbeck. Amsterdam, 25. Juli 1832	26
	an Emilie. 1. August 1832	29
	an Emilie. 12. August 1832	30
	an Emilie u. Georg v. Reinbeck. (Lisbon, 5. März 1833)	31
	an Emilie. (Eßlingen, 26. August 1833)	38
	an Emilie. (Eßlingen,) 6. September 1833 . . .	40
	an Emilie. (Salzburg, September oder Oktober 1833)	43
	an Emilie u. Georg v. Reinbeck. Wien, 16. Oktober 1833	44
	an Emilie u. G. v. Reinbeck. Wien, 11. November 1833	47
	an Emilie. Wien, 1. Dezember 1833	54
	an Emilie. Neuberg in Steiermark, 6. September 1834	57
	an Emilie. Wien, 20. September 1834	60
	an Emilie. Wien, 5. Oktober 1834	63
	an Emilie. Wien, 21. Oktober 1834	67
	an Emilie. Salzburg, 27. März 1835	69
	an Emilie. Wien, 11. April 1835	72
	an Emilie. Wien, 27. April 1835	74
	an Emilie. Wien, 5. Mai 1835	76
	an Emilie u. Georg v. Reinbeck. Wien, 23. Mai 1835	77
	an E. und G. v. Reinbeck. Hütteldorf, 19. Juni 1835	79
	an Emilie. Wien, 15. August 1835	81
	an E. und G. v. Reinbeck. Wien, 15. Oktober 1835 .	84
	an Emilie. Wien, 5. Februar 1836	86
	an E. u. Georg v. Reinbeck. Wien, 22. Februar 1836	88
	an Emilie u. Georg v. Reinbeck. Wien, 14. März 1836	89

X

		Seite
Lenaus Briefe	an Emilie. Wien, 29 April 1834	92
	an Emilie. (Wien, ? Dezember 1834	95
	an Emilie. Wien, ? Dezember 1836	96
	an Emilie. Wien, 16. Januar 1837	97
	an Emilie. Salzburg, 16. September 1837 . . .	100
	an Emilie. Wien, 30. Oktober 1837	102
	an Emilie. Wien, 16. Januar 1838	104
	an Emilie. Ischl, 9. August 1838	106
	an E. u. G. v. Reinbeck. (Wien,) 11. September 1838	109
	an Emilie. Wien, 23. November 1838	111
	an Emilie. (Wien,) 16. Januar 1839	113
	an E. u. G. v. Reinbeck. Ischl, 14. September 1839	116
	an Emilie. Wien, 25. November 1839	119
	an Emilie. Wien, 5. Dezember 1839	120
	an Emilie. Wien, 28. und 29. Dezember 1839 . .	122
	an Emilie. Wien, 16. Januar 1840	125
	an Emilie. (Wien,) 8 Januar 1840	128
	an Emilie. Wien, 14. März 1840	130
	an Emilie. Wien, 31. März 1840	133
	an Emilie. Aussee in Steiermark, 20. Juli 1840 .	134
	an Emilie. Ischl, 2. August 1840	136
	an Emilie. Wien, 3. Oktober 1840	136
	an Emilie. (Wien,) 20. Oktober 1840	138
	an Emilie. Wien, 9. November 1840	140
	an Emilie. Wien, 29. November 1840	141
	an Emilie. (Wien,) 16. Dezember 1840	143
	an Emilie. Wien, 24. Dezember 1840	144
	an Emilie. Wien, 15. Januar 1841	145
	an Emilie. Wien, 2. Februar 1841	147
	an Emilie. (Wien,) 18. März 1841	149
	an E. u. Georg v. Reinbeck. München, 14. Juni 1841	150
	an Emilie. Ischl, 10. Juni 1841	152
	an Emilie. Ischl, 7. Juli 1841	153
	an Emilie. Ischl, 20. Juli 1841	155
	an Emilie. Ischl, 27. August 1841	155
	an E. u. G. v. Reinbeck Ischl, 24. September 1841	156
	an E. u Georg v. Reinbeck Wien 25. Oktober 1841	158
	an Emilie. Wien, 14. Januar 1842	160
	an Emilie. (Wien,) 20. April 1842	162
	an Emilie. (Wien,) 18. August 1842	163
	an Emilie. Wien, 9. September 1842	164
	an Emilie. Wien, 6. Oktober 1842	166

		Seite
Lenaus Briefe	an Emilie. Wien, 29. Oktober 1842	168
	an Emilie. (Wien,) 21. November 1842	169
	an Emilie. Wien, 14. Dezember 1842	170
	an Emilie. Wien, 16. Januar 1843	172
	an Emilie. Wien, 6. Auguſt 1843	173
	an Emilie. Wien, 21. Auguſt 843	174
	an Emilie. Wien, 6. September 1843	176
	an Emilie. Wien, 20. September 1843	178
	an Emilie. Wien, 5. Oktober 1843	182
	an Emilie. Wien, 18. Oktober 1843	184
	an Emilie. Wien, 1. November 1843	185
	an Emilie. Wien, 18. November 1843	187
	an Emilie. Wien, 24. Dezember 1843	188
	an Emilie. Wien, 9. Januar 1844	189
	an Emilie. Wien, 16. Januar 1844	190
	an Emilie. Wien, 16. Februar 1844	192
	an Emilie. München, 30. März 1844	194
	an Emilie. Heidelberg, 29. April 1844	194
	an Emilie. Frankfurt, 5. Auguſt 1844	195
	an Emilie. Wien, 5. September 1844	196
Lenaus Erkranken 1844.	Aufzeichnungen von Emilie von Reinbeck .	199
Anmerkungen und Erläuterungen		
	zu Lenaus Briefen an Emilie und Georg von Reinbeck	237
	zu den Aufzeichnungen über Lenaus Erkranken von Emilie von Reinbeck	259

Berichtigung.

Auf Seite 71, Zeile 6 von unten ſoll es ſtatt Frau Lotte richtig Fr. Lotte heißen.

gedenkt wieder des „Freundes Niembsch", welcher der Briefschreiberin „eben die Feder geschnitten." Von da an war das herzlichste Verhältnis zwischen Schwab und Lenau begründet; bald lernte der letztere auch die Poeten Ludwig Uhland, Karl Mayer, Justinus Kerner und alle übrigen Mitglieder des schwäbischen Dichterkreises kennen.

Zu diesen gehörte denn insbesondere auch der Hofrat Georg von Reinbeck, welcher sich als dramatischer und erzählender Dichter schon seit lange einen geachteten Namen erworben hatte. Reinbeck, der bald seine erste Frau verloren hatte, war seit 1817 mit Emilie, der Tochter des königlich württembergischen Geheimrates Joh. Georg August von Hartmann vermählt, und diese mit dem feinsten Gefühl für Kunst und Poesie begabte Frau, an welche die hier mitgeteilten Briefe größtenteils gerichtet sind, sollte dem Dichter Lenau bald eine wahre, selbstlose Freundin werden, die an seinem Geschicke Anteil genommen wie kaum eine andere ihm nahestehende Persönlichkeit. In Hartmann-Reinbecks Haus wurde Lenau durch Gustav Schwab selbst im Frühjahr 1832 eingeführt. Auf einem Spaziergange nach dem königlichen Lustschlosse Solitude lernte er den Geist und die edle Anlage der bedeutenden Frau von Reinbeck näher kennen, das in Lenaus Gedichten unter den „vermischten Gedichten" vorkommende Poem: „In das Stammbuch einer Künstlerin", vom Dichter für dieselbe kurze Zeit darnach verfaßt, schildert den Eindruck, welchen die kunstbegeisterte Frau bei jener Waldwanderung auf Lenau gemacht. Ein Bild der Familie und des Lebens derselben entwirft der Brief des Dichters an Schurz vom 19. Mai 1832*; er gedenkt darin insbesondere auch der Hofrätin Emilie Reinbeck, die er „eine liebe Freundin", „eine köstliche Frau" nennt, aber auch des alten Geheimrats v. Hartmann, seiner Gattin, seiner übrigen Töchter und Georg von Reinbecks. Das schöne Zusammenleben des gemütlichen Kreises thut dem Poeten unendlich wohl. „Die wohnen nun alle in einem Hause beisammen, das sie sich nur für sich gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres giebt's nicht

* Abgedruckt in Lenaus Leben von Anton X. Schurz. Stuttgart, 1855, Bd. 1. S. 175.

„als das Zusammenleben dieser Menschen", meint er in dem ausführlichen Schreiben. Wenige Tage darauf hat der Tod eine Lücke in den lieben Kreis gerissen, die Mutter schied dahin, und Lenau schrieb aus Heilbronn den kurzen innigen Trostbrief vom 24. Mai 1832, welcher als erster die nachfolgende Sammlung eröffnet.

Bevor über den Verkehr des Dichters in dem kunstfreudigen Hause noch weitere Mitteilungen folgen, sei zunächst der Hauptpersonen, die in demselben wohnten, gedacht, zumal diese in den vorliegenden Briefen eine so wichtige Rolle spielen. Es erscheint notwendig, auch einige kurze biographische Angaben anzuführen, die das Verständnis des Inhaltes wie des Geistes von Lenaus hier abgedruckten Briefen fördern sollen.

Zunächst ist Johann Georg August v. Hartmann, des Familienoberhauptes zu gedenken.* Dieser war als Sohn des Hofdomänenrates Johann Georg Hartmann 1764 zu Stuttgart geboren und sah schon in seiner Jugend berühmte Männer und Frauen im Vaterhause ein- und ausgehen und freundschaftlich verkehren. Schillers Eltern waren gerne gesehene Gäste daselbst, Goethe kam 1779 während seines Stuttgarter Aufenthaltes täglich ins Haus, Lavater, der Dichter Schubart, der Epigrammdichter Haug standen in freundschaftlichem Verhältnis zur Familie. G. A. v. Hartmann begann 1784 das Studium der Rechtswissenschaft in Tübingen, setzte dasselbe in Heidelberg fort, wo er mit A. v. Matthisson innig befreundet wurde, und trat 1788 eine Honorarprofessur der Kameralwissenschaften an der Karlsschule an, da die Schule nach dem Tode des Stifters Herzogs Carl 1793 aufgelöst wurde, mußte freilich auch der junge Professor in den Ruhestand treten. Inzwischen hatte er sich 1792 mit Anna Mariette Dannenberger vermählt. Übergangen seien die weiteren Beförderungen August Hartmanns, welcher 1794 zum Rentkammerrat ernannt worden war; anzuführen ist die 1812 erfolgte Ernennung zum Staatsrat und

* Vgl. Erinnerungen an Joh. Georg August v. Hartmann . . . aus den Mitteilungen seiner Familie zusammengestellt. Mit der Grabrede von G. Schwab. Stuttgart 1849. — Über die Vorfahren Hartmanns und alle Nachkommen giebt Auskunft das „Hartmannsbuch. Als Handschrift gedruckt". Stuttgart 1878.

jene von 1816 zum wirklichen Geheimrat, ein Jahr später zum Präsidenten der obersten Rechnungskammer. Infolge seines Auftretens gegen Finanzmaßregeln des Departementschefs wurde Hartmann von der Präsidentenstelle enthoben, bald darauf jedoch von König Wilhelm mit dem Präsidium der Zentralstellen der Wohlthätigkeits- und landwirtschaftlichen Institute betraut, insbesondere des von der Königin Katharina gegründeten Katharinenstiftes. Im Sinne der humanen Bestrebungen der leider 1819 dahingeschiedenen edlen Königin wirkte Hartmann bis nahe zu seinem Lebensende; reich bedacht von der Gnade seines Monarchen und hoch geschätzt von dem ganzen Königshause starb er am 4. April 1849 im hohen Alter von 85 Jahren. Zahlreiche Schicksalsschläge trafen den betagten Greis, der 1832 seine Gattin, mehrere seiner Kinder, so insbesondere 1846 die Tochter Emilie v. Reinbeck selbst, und noch am 1. Januar 1849 auch den Schwiegersohn Georg v. Reinbeck im Tode vorangehen sah.

Wie früher bei Hartmanns Vater, so vereinigte sich in dem Hause des Geheimrates Hartmann in Stuttgart ein Kreis von Dichtern, Künstlern und andern ausgezeichneten Männern und Frauen, aus denen nur etwa die Dichter Rückert und Justinus Kerner, Gustav Schwab, Karl Grüneisen, Gustav Pfizer, Matthisson, die geistvolle Therese Huber und der Staatsmann von Wangenheim genannt seien. Auch Lenau gehörte später diesem Kreise an und vorübergehend nahmen der Philosoph Schelling, Jean Paul, Johanna Schopenhauer, L. Tieck und viele andern bedeutende Menschen daran teil. Hartmann selbst hatte einige ganz hübsche Gelegenheitsgedichte verfaßt, hauptsächlich jedoch war es ihm Bedürfnis, alles Edle und Schöne in sich aufnehmend, unter den Künstlern und Gelehrten zu weilen. Lenau verehrte den bejahrten Geheimrat ganz besonders, auch diesem hat er ein sinniges Gedicht gewidmet, welches in der Sammlung „Reiseblätter II“ sich unter dem Titel „An einen Baum“ findet.*

* Einen Brief Lenaus an Hartmann von 1835, welcher manche interessante Einzelheit enthält, habe ich in dem litterarischen Jahrbuche: „Die Dioskuren“ 25. Jahrgang, Wien 1896, S. 265 ff. veröffentlicht.

Hartmanns kunstsinnige und feingebildete Tochter Emilie, an welche die meisten der nachstehenden Schreiben gerichtet sind, ist es nunmehr, die hier besondere Beachtung in Anspruch nimmt. Der Gatte selbst hat in einem Lebensabrisse nach ihrem Hingange dieser trefflichen Frau ein biographisches Denkmal gesetzt.*

Emilie war am 22. Januar 1794 zu Stuttgart geboren und wurde sorgfältig erzogen, insbesondere genoß sie des Umganges der ausgezeichneten Therese von Huber, mit deren Kindern sie Unterricht erhielt, welche merkwürdige Frau auch auf Emilie geistig überaus anregend wirkte. Nicht minder war der Einfluß des dem Hartmannschen Hause nahestehenden Ministers von Wangenheim für Emilie von Bedeutung. Von Seite der Mutter tüchtig häuslich ausgebildet, hatte sie schon als Jungfrau Gelegenheit, die Naturschönheiten der Schweiz kennen zu lernen, als sie einem Freunde des Vaters, welcher in Zürich wohnte und eine Tochter im gleichen Alter wie Emilie hatte, für einige Monate anvertraut wurde. Hier offenbarte sich auch des Mädchens Sinn für die Kunst, welchen der ausgezeichnete Maler Vogel, ein Verwandter der Freundin, erkannte und förderte, insbesondere zeigte sie Talent und Neigung für die Landschaft; aber erst später als Frau, wandte sie sich der eigentlichen Ölmalerei zu, und Professor Steinkopf in Stuttgart, der berühmte Landschaftsmaler, gab ihr die nötige Anleitung. Dieser Künstler ermunterte Emilie zu eigenen Kompositionen, und bald wiesen ihre Bilder neben ausgeprägtem Farbensinn besondere Wahrheit und Frische der Natur in poesievoller Stimmung auf. Nachdem Emilie 1832 mit Lenau bekannt geworden, den sie als Dichter bewunderte, der aber auch sonst kunstgebildet Emiliens Malertalent zu schätzen wußte, gab ihr dies einen Sporn zu erneutem, bedeutendem künstlerischen Schaffen. „Ihre landschaftlichen Scenen sind ebensoviele friedlich-idyllische Erscheinungen.“** Als Georg von Reinbeck, welcher seine erste Frau durch den Tod verloren hatte,

* Gedächtnisrede auf Frau Emilie von Reinbeck ... von G. Schwab, nebst dem Lebensabrisse ... von ihrem Gatten Georg von Reinbeck. Stuttgart 1846.

** Also bemerkt G. K. Naglers Künstlerlexikon (München 1842) XII. Bd.

dem Hartmannschen Kreise näher getreten war und sich daselbst unter einer Zahl hervorragender geistiger Talente von den feingebildeten Hartmannschen Familiengliedern freundlichst aufgenommen fand, warb er bald um Emiliens Hand und vermählte sich im Juni 1817 mit dieser ältesten Tochter des Geheimrates. Damit kommen wir auf den Hofrat Reinbeck* selbst, welcher ja ebenfalls zu Lenau in ein schönes Freundschaftsverhältnis trat. In Berlin 1766 geboren war Georg von Reinbeck zunächst Erzieher und Lehrer an einer deutschen Schule in St. Petersburg; 1804 setzte er seine pädagogische Thätigkeit, als Lehrer an das kaiserliche Pageninstitut der russischen Hauptstadt berufen, fort und nahm damit eine hochgeachtete ehrenvolle Anstellung daselbst ein. Aus Gesundheitsrücksichten jedoch suchte er wieder seine Thätigkeit auf deutschen Boden zu verlegen, und als er mit F. Haug 1808 die Redaktion des Morgenblattes in Stuttgart übernommen hatte, siedelte er sich daselbst an und wurde schon 1811 zum Hofrat und Professor der deutschen Litteratur und Ästhetik am oberen Gymnasium zu Stuttgart ernannt. Nach der Vermählung mit Emilie von Hartmann lebte er in glücklicher zu seinem Leidwesen kinderloser Ehe 29 Jahre mit der ihm allzufrüh entrissenen Gattin. Mannigfaltige Verdienste hat sich Reinbeck um die Stadt selbst, in der er so lange weilte, sowie um die Pflege der Poesie und litterarischer Interessen daselbst erworben, insbesondere gründete er den Schillerverein und war unermüdet für die Errichtung des Schillerdenkmales in Stuttgart in jeder möglichen Weise thätig; es gelang ihm denn auch völlig, unterstützt von zahlreichen poesiebegeisterten Männern, das Denkmal zustande zu bringen, welches im Mai 1839 aufgestellt wurde. Im Jahre 1841 auf eigenes Ansuchen in den Ruhestand versetzt, lebte er für die Allgemeinheit noch stets thätig und in mannigfaltiger Weise vom Könige und von andern Seiten ausgezeichnet eine Reihe von Jahren. Der Tod seiner Gattin Emilie im Jahre 1846 untergrub auch seine Gesundheit heftig, kaum 3 Jahre später, am 1. Januar 1849, starb er wenige Monate

* G. v. Reinbecks Biographie ist im „Neuen Nekrolog der Deutschen" (Weimar 1851) 27. Jahrg. 1849 Bd. I. S. 47 ff. enthalten.

vor dem Tode seines Schwiegervaters. — Reinbeck war ein fleißiger Schriftsteller auf dramatischem und novellistischem Gebiete*. Auch sind von ihm praktische Handbücher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, Poetik ꝛc. erschienen, sowie verschiedene Aufsätze über seine Reisen; in den „Reiseplaudereien" (Stuttgart 1837) schildert er namentlich die mit Lenau und der Gattin unternommene Reise ins Salzkammergut. Von seinen novellischen Schriften liegen verschiedene Bände seit 1808, von den dramatischen Werken eine Gesamtausgabe (Coblenz 1817—22) vor.

Bevor weiter von Emilie von Reinbeck selbst und über Lenaus Verkehr im Hause die Rede ist, muß noch der Schwestern Emiliens Erwähnung geschehen, welche in Lenaus Briefen öfter genannt werden, und die er als feingebildete Töchter des Geheimrates Hartmann nicht minder hochschätzte. Die drei Schwestern Emiliens haben diese lange Zeit überlebt. Julie (geb. 1795), welche Lenau in dem schon erwähnten Briefe an Schurz „ungeheuer gebildet" nennt, starb 1869 unvermählt; Luise Mariette, gewöhnlich Mariette genannt (geb. 1802) vermählte sich schon 1832 mit Georg Zöppritz und starb 1874; sie „malt allerliebst" bemerkt Lenau in seinem oben genannten Schreiben von ihr; Charlotte (geb. 1808) wurde 1840 dem späteren Kanzleidirektor des geheimen Rats in Stuttgart, Karl Friedrich von Weisser angetraut, sie wurde 1871 vom Tode ereilt. Ihrer gedenkt der Dichter an derselben Stelle mit der Bemerkung: „gutes, liebes Mädchen; singt angenehm, besonders ein spanisches Lied, das über alles geht, was ich je von Liedern gehört habe."

Damit sind die Mitglieder jenes Familienkreises angedeutet, in dem sich der Dichter Niembsch von Strehlenau seit 1832 in Stuttgart so gerne bewegte, und in dem er so herzlich und innig aufgenommen wurde wie ein Kind des Hauses, von dessen Bewohnern in den vorliegenden Schreiben oft die Rede ist. Das höchste Vertrauen aber brachte er der Hofrätin von Reinbeck entgegen; ihr gegenüber gab er sich ganz ohne Rückhalt, in ihr verehrte er die Künstlerin

* Seine Werke zählt Goedeke, „Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung," Dresden 1881, III. Bd. S. 157, vollständig auf.

und Pflegerin des Schönen, die stets für ihn fürsorglich denkende Freundin, welche auch ihrerseits für seine Dichtkunst eine gerade zu schwärmerische Bewunderung hegte. Vor diesem Kreise ihm so herzlich ergebener Menschen las der Dichter gerne seine neuesten Schöpfungen vor. „In seinem Lesen lag ein eigener Zauber, der jedermann unvergeßlich ist, der ihn einmal gehört hat: so gar nichts Deklamatorisches," auch spielte er wohl auf der von ihm meisterhaft behandelten Guitarre oder auf der Violine, welche er über alle Instrumente stellte und, wie ja allbekannt ist, virtuos beherrschte. Emilie von Reinbeck aber entwarf eine Reihe von Gemälden nach Dichtungen des hochverehrten Poeten und wußte die melancholische Stimmung der wohllautenden Verse in Zeichnung und Farbe zu übertragen. Doch auch trübe Stunden hatte Lenau der Freundin Reinbeck und dem ihn so hochschätzenden Freundeskreise bereitet, zunächst als er trotz alles Abratens derselben schon 1832 den Gedanken zur That umsetzte, die Urwälder Amerikas aufzusuchen, aus denen er allerdings bald enttäuscht wieder zurückkehrte; dann im Jahre 1843, als er im Herbst und Winter sein früheres offenes Benehmen in seltsamer fast verletzender Weise änderte, bis er jene Verlobung mit Marie Behrends einging, die ja schon unter dem Eindrucke der höchsten krankhaften Stimmung erfolgte. Freilich hatten die Stuttgarter Freunde den Zustand des Leidenden immer mehr erkannt und wußten dessen Benehmen als das eines Kranken zu deuten. Es stellte sich ja bald wieder das alte innige Verhältnis her, bis in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober des Jahres 1844 in Reinbecks Hause selbst die furchtbare Katastrophe erfolgte, welche in ihren hier beigefügten Aufzeichnungen Emilie von Reinbeck ausführlich erzählt, die uns überhaupt mit der Geschichte von Lenaus Erkrankung aus jener Zeit, da die bewährte Freundin den Dichter selbst beobachten konnte, unter Angabe der kleinsten Einzelheit bekannt machen. Für Emilie war seit jenen schrecklichen Oktobertagen 1844 eine Zeit voll Angst und Kummer herangekommen, sie behielt von allen dem Unglücklichen nahe tretenden Persönlichkeiten „allein noch einige Gewalt über ihn und gab sich seiner oft selbst gefahrdrohenden Pflege hin mit einer

Anstrengung und Besonnenheit, welche fast Menschenkraft überstieg,“* ihre Sorge folgte ihm, als er in die Heilanstalt Winnenthal überführt wurde, sie empfing die unglückliche Braut Marie Behrends zu jener Zeit in dem furchtbaren Momente. Von da ab hatte Frau von Reinbeck auch keinen Pinsel mehr angerührt und lebte still und zurückgezogen an der Seite ihres Gatten, gedrückten Geistes, aber auch angriffenen Körpers. Schon im Frühling des Jahres 1846 wurde das körperliche Leiden so heftig, daß sie seitdem ihr Lager nicht mehr verlassen konnte, der Tod erlöste sie am 15. August 1846; die Überführung des zerrütteten Freundes nach Oberdöbling mitzuerleben, war ihr erspart geblieben.

Doch zurück von diesen traurigen Bildern zu jener Zeit, da Lenau noch so schöne Tage in dem gastlichen Hartmann-Reinbeckschen Hause zu Stuttgart verlebte, aus welchen besseren Jahren ja die meisten der nachfolgenden Briefe an die treue fürsorgliche Freundin und Verehrerin stammen. Über diesen Aufenthalt des Dichters selbst mögen noch einige Mitteilungen das Verständnis mancher Stücke dieser Briefsammlung erleichtern.

Seit dem Jahre 1832 war Niembsch alljährlich Gast in den wohnlichen Räumen des Hauses in der Friedrichstraße, ein eigenes Zimmer war stets zu seinem Empfang bereit, wie ein Sohn wurde der Dichter immer, wenn er kam, dort aufgenommen. Hofrätin Reinbeck hatte, wie erwähnt, zahlreiche seiner Dichtungen in Bildern wiedergegeben, sie schmückten ein ganzes Zimmer. Eine Besucherin im Jahre 1843** erzählt darüber: „In künstlerischer Hinsicht war ich überrascht von dem Werte dieser Sammlung, mehr aber noch gerührt von dem seelenvollen Durchdringen des poetischen Stoffs; die Bilder schmiegten sich wie Musik den Worten des Dichters an.“ Das Porträt des Dichters selbst, welches Emilie gemalt hatte, hing im Wohnzimmer. Die Besucherin beschreibt es: „Aus dunklem Grunde tritt lebensvoll wie ein van Dyck der edle Kopf hervor, ein herrliches Modell zu einem Faust, die Züge regelmäßig schön, von ernster Trauer überschattet, das große dunkle

* G. v. Reinbecks Lebensabriß a. a. O., S. 24.

** Vgl. Blätter für litter. Unterhaltung. 1851. No. 109. S. 649.

Auge erglühend von der Dichtung Flamme.“ So umgeben von feinsinnigen der Kunst ergebenen Freundinnen und Freunden brachte Lenau jene Tage und Wochen zu Stuttgart in diesem Hause zu, welche ihm immer als eine besondere Festzeit erschienen. Selbst im Leiden bot ihm die Teilnahme des Freundeskreises reichen Trost, und manche trübe Stunde, die seinem Geiste nahte, wurde von diesen guten ihm treu ergebenen Menschen wenigstens in ihrem trübsten Teile hinweggescheucht, der Glaube an eine frohe Zukunft, welcher ihn oft zu verlassen drohte, dem Grübelnden wieder gegeben. Im Sommer 1834 ward dem Poeten die Freude zu teil, jenen Ausflug in das Salzkammergut in Gesellschaft des Freundes und der Freundin Reinbeck zu machen, welchen Georg von Reinbeck in seinen „Reiseplaudereien“ (Stuttgart 1837, 1. Bändchen, S. 215 ff.) so genau und ausführlich schildert; es wurde Salzburg besucht und Gmunden, wo der ältere Dichterfreund M. L. Schleifer hauste, und Lenau war glücklich, den verehrten Stuttgartern die Naturschönheiten jenes Gebietes selbst zeigen zu können, wie ja zahlreiche Bemerkungen auch in den vorliegenden Briefen zeigen. Nur zu bald mußte man sich trennen; aber immer wieder war es der Stuttgarter Kreis, welcher den Dichter in die von ihm so verehrte württembergische Hauptstadt zog.

Zu der Freundesgesellschaft daselbst, welche hervorragende künstlerisch und poetisch thätige Persönlichkeiten umfaßte, gehörten namentlich auch Gustav Schwab, Gustav Pfizer, der Oberkonsistorialrat und Dichter Karl Grüneisen, Justinus Kerner, Karl Mayer, Regierungsrat Köstlin und mehrere andere dem Dichter und der Familie Hartmann näher Stehende, zu denen auch die als Malerin und hauptsächlich als treffliche Klavierspielerin hervorragende Charlotte von Bawr, des Geheimrats Hartmann „nach Geist und Herz ausgezeichnete Freundin“ gehörte, welche aber schon im Jahre 1841 starb. Vorübergehend nehmen auch Anton Schurz und Anastasius Grün, der ebenfalls rasch als Poet berühmt gewordene Graf Anton Alexander Auersperg an dem Stuttgarter Kreise teil.

Es scheint mir nicht ohne Wert zu sein, hier aus früherer Zeit einen Brief von Schurz an Emilie Reinbeck veröffentlichen zu können,

der bezeichnend ist für die Schätzung des im Hause weilenden Dichters, welchen sein „Schwestermann“ (wie er sich gerne nannte) und späterer Biograph ebenfalls so hoch verehrte. Mit Stolz gab ihm Schurz stets den Titel Bruder. Dieser Brief lautet:

Wien, den 24. Februar 1834.

Verehrteste Freundin!

Ihr eben so schöner als herzlicher und gütiger Brief hat mich ungemein angenehm überrascht. Er kam wie ein Engel des Herrn mit freundlichem Gruß, unverhofft wie fast alles Glück, und ich muß mich ordentlich ermannen, mich aufraffen aus meinem süßen Erstaunen, um Ihnen meinen heißen Dank, freilich nur unvollkommen und stammelnd, auszudrücken.

So soll ich denn meiner stillen Muse ein neues Blatt im Kranze meiner Freunde schuldig sein, jenes schönste, von Ihrer Hand gezeichnete Blatt? Aber nein! Die Freundschaft, nicht zu mir, sondern zu jenem, den wir gemeinschaftlich lieben, drang Ihnen die Feder an mich auf. Oder — lassen Sie mich immerhin es selig träumen! — Die Freundschaft und die Muse! Die Nachricht, daß Sie und die lieben Ihrigen die Anwesenheit unseres Bruders glücklich mache, ersetzet uns einen Teil des Glückes, welches mit ihm von hinnen zog. Wie bei Ihnen, so eben auch bei uns, wußte er das Leben aufzufrischen, ihm Glanz und Farbe zu geben, daß man am Ende kaum seinen Augen mehr traut, und sich ungläubig fragt: Ist denn das noch das alte Leben? — Möge er denn noch lange, lange, selbst frisch, auffrischen, hier und dort und der freundliche Vermittler bleiben zwischen unseren gleichschlagenden Herzen!

Ich erwarte nur einen verheißenen Einschluß an N. von einem seiner hiesigen Freunde, um an ihn zu schreiben, und zwar nach Weinsberg, wo ich ihn jetzt vermute.

Aber so gar einsam sind Sie, verehrte Freundin, denn doch nicht, so ganz verwaist, ganz verlassen, ganz ohne Kind. Setzen Sie sich in Ihren Gemäldesaal, und jeder wandelnde Blick rufet Ihnen zu: „Auch dir ward ein Kinderkreis!“ — Die süße Mühe

der Geburt, der Erziehung, alles genossen Sie. Freuen Sie sich Ihrer Werke (der Einbildung, des Geistes, der Hand Werke zugleich), die noch reden werden, wenn Sie längst schon hinuntergesunken sind. Aber auch jener andere heiße Wunsch nach selbstthätiger ewiger Nachkunft, — zu heiß, zu tief, zu sehnsüchtig, um fruchtlos zu zerrinnen, — soll er denn ewig unerfüllt bleiben, und wenn er es auch hier stets bliebe, soll es auch dort so sein, wo wir uns alle — wie Sie sagen — als alte Freunde wieder finden und begrüßen werden, in jener besseren Welt? — Erlauben Sie, daß ich ein Sonett von mir hersetze, das Sie wahrscheinlich noch nicht haben!

Ahnung.

Was hebet meinen Blick hinauf in jene Räume,
Wo heiter ewig zieht der Sterne stilles Heer?
Ach, was versenket mich in wehmutvolle Träume,
An Tröstungen so reich, an Ahnungen so schwer?

Ob auch mit Blumen Thal und Hügel sich besäume,
Nicht schwellet es das Herz mir mit Entzücken mehr;
Umschattung hüllet mich lautloser Thränenbäume,
Das Auge kummervoll, den Busen ruheleer! —

Es ist ein Vorgefühl, ein Ahnen bessrer Tage,
Was mich mit süßer Macht in diese Träume wiegt;
„Dort, — lispelt es in mir —, dort seufzet keine Klage,

Dort quillt ein Wonneborn, der nimmermehr versiegt,
Dort wird der kühnste Wunsch, das leiseste Verlangen
Ins Leben aufgeblüht, an deiner Lippe hangen!“ —

*

Und so will ich auch hoffen, daß jener andre Wunsch, den Sie zu teilen so gütig sind, uns (ich stelle meine Therese vor mich hin) leiblich zu schauen —, wohl auch noch einst, hier oder dort, an unseren Lippen hange. Lassen wir die Götter walten! — —

Und wessen ist die heiße Hand,
Die fest die deine drücket?
Und wessen ist der heiße Mund,
Der treue Küsse pflücket? —
Thereſens ist's, der Schwester, Hand!
Thereſens ist's, der Schwester, Mund! —

Sagen Sie — mehr, als die stumpfe Feder vermag — wie sehr wir alle Ihre Teueren verehren und lieben. Mit voller Seele

Ihr Freund

Schurz.

Anton Schurz hat 1841 eine Sammlung beachtenswerter „Gedichte" herausgegeben, deren Verlag der schon lange berühmt gewordene Schwager Niembsch vermittelte.

Es ist sehr zu beklagen, daß von den Briefen der Frau von Reinbeck an Lenau keiner erhalten geblieben ist. Wie hätten wir den Geist und das Gemüt dieser edlen Dame daraus ersehen, wie wären durch diese Schreiben so vielfach des Dichters hier vorliegende Antwortschreiben ergänzt und aufs beste erläutert worden. Leider ist sicher anzunehmen, daß in jener Nacht vom 12. auf 13. Oktober 1844, als Niembsch, vom Wahnsinn ergriffen, in einer Waschschüssel Papier verbrannte, auch diese Briefstücke vernichtet worden sind. Ein Brief von Frau von Reinbeck an den dem Hause nicht minder ergebenen treuen Freund Justinus Kerner nach dem Tode von Kerners Schwiegervater, der Pfarrers Ehmann, abgefaßt, scheint mir hier als das einzige Briefstück der Hofrätin um so passender eingeschaltet, da er nicht nur auch Lenaus gedenkt, sondern von diesem selbst dem Schreiben einige Zeilen beigefügt erscheinen.

Lieber Kerner!

Daß Du mir in Deiner traurigen Stimmung doch meinen Brief so bald beantwortet hast und uns durch den jungen Künstler Dein sehr ähnliches Bild mitteilest, dafür danke ich Dir von ganzem Herzen. Dein Schmerz geht mir sehr nahe, und es betrübt mich, daß der schöne Trost, den Du uns nach dem Tode meiner teuren Mutter gegeben hast, sich nicht auch an Dir bewährt, in der beseligenden Überzeugung, daß die Geister unserer Lieben uns näher sind in der Befreiung von ihren irdischen Banden, als sie es uns im Leben sein konnten. Dieses Heimweh nach ihnen ist natürlich, wie oft und tief habe ich es empfunden! — aber der Wunsch zu

sterben erscheint mir immer mehr als ein Egoismus. Ein Blick auf meinen Vater macht ihn mir zur Sünde. Wenn ich erst ein Kind hätte! — — Du aber bist so reich an Liebe, und es wächst Dir durch Deine Kinder stets neue hinzu. Wie kannst Du ihnen den Schmerz bereiten wollen, der Dir selber so schwer zu ertragen ist, und so weh thut. Glaube nur auch an die Liebe, an die Treue Deiner Freunde und bleibe gerne an Deiner Stelle bis Deine Zeit um ist. Es ist ja doch das ganze Erdenleben, wenn es noch so lange währt, kaum ein Augenblick von unserer Ewigkeit.

Der l. Julie thut es sehr leid, daß sie Dir noch nicht selber für Deinen Brief und Deine Blätter danken kann. Sie kann aber nicht den ganzen Tag außer Bette sein und fühlt sich noch zu schwach zum schreiben, da Du ihrer innigsten Teilnahme gewiß bist, wirst Du Dich einstweilen begnügen, durch mich ihre Grüße zu empfangen.

Mit der Diplomatie ist bei unserem Hofe auf keinem Wege etwas herauszukriegen. Von der weißen Frau darf niemand sprechen, und man erfährt durchaus nichts näheres über ihre Erscheinung. Merkwürdig genug ist es indes, daß sich das Gerücht davon verbreitet hatte, ehe eine Nachricht von der Krankheit der Montfort hier war. Niembsch ist nun wieder frei von einem sehr heftigen Schnupfen und arbeitet an der Herausgabe seines Almanachs und seines ganzen Faust, dessen Ende höchst ergreifend und schön ist, auch hat er wieder sehr schöne neue Gedichte gebracht. Ich hätte ihn gern gebeten, mich einige davon für dich abschreiben zu lassen, aber ich fürchtete, ihm die Freude dadurch zu verderben, sie Dir selbst mitzuteilen. Wir hatten freilich auch gehofft, Dich früher hier zu sehen. Komm nur so bald als möglich. Vater, Julie, Lotte, Niembsch und Reinbeck, alle grüßen Dich und Dein liebes Rickele aufs herzlichste. Leb wohl, mein lieber Freund, und mäßige Deine Trauer, daß Deine Gesundheit nicht darunter leide.

Von ganzem Herzen

Deine Emilie R.

Stuttgart, 8. Dezember 1835.

Wenn mich der Druck meines nunmehr beendigten Faust nicht hinderte, so würd' ich Dich schon besucht haben. Daß ich an Deinem Schmerz über Ehmanns Tod teilnehme und ihn selbst von Herzen beklage, brauch' ich Dir nicht zu sagen. Schurz grüßt Dich herzlich. Für die Emma hab' ich ein kleines Gegengeschenk von Toni mitgebracht. — Wie sieht es aus mit Deinem Beitrag für meinen Frühlingsalmanach? Leb wohl, nächstens mehr! Grüße Deine Frau mit ihren brennenden Schuhen. Das ist gar zu arg. Grüße auch die Kinder.

Dein Niembsch.

Oft gedenkt der Dichter in seinen Briefen an Frau von Reinbeck der schon vorhin erwähnten Geschwister der verehrten Freundin, der Schwestern Julie, Luise, Mariette und Charlotte. Es ist von denselben früher die Rede gewesen, doch sei ein ebenfalls ungedruckter Brief Lenaus an die gleichfalls als Malerin begabte Mariette, welche 1832 sich mit dem Fabrikanten in Mergelstetten, Georg Zöppritz, vermählt hatte, hier gewissermaßen zur Ergänzung mitgeteilt.

Wien, 21. Oktober 1834.

Teure Freundin!

Sie konnten Ihr schönes Talent freudebringender nicht anwenden, als da Sie mir das Bild Emiliens malten. Schon hatte ich auf diesen Besitz verzichtet, weil ich während unseres beiderseitigen, gleichzeitigen Aufenthalts in Stuttgart von Ihnen gar nichts vernahm, was meine alte Hoffnung hätte bestätigen können. Um so größer und freudiger war meine Überraschung, als ich Emiliens Brief öffnete und darin das teure Geschenk fand. Ich danke Ihnen innigst dafür. Ich finde das Bild sehr ähnlich. Besonders haben Sie Blick und Mund getroffen. Doch auch die übrigen Züge vergegenwärtigen mir meine liebe Freundin lebhaft. Ich sehe an diesem Bilde deutlich, welchen Einfluß die Stimmung und Gesinnung des Malers auf das Gelingen seines Bildes übt. Das Vorgefühl der Freude, die Sie Ihrem Freunde bereiteten,

gab Ihrem Pinsel eine seltene Sicherheit und Wahrheit. Ich möchte Sie und werde Sie küssen für diesen schönen Beweis Ihrer Freundschaft. Ich werde seiner Zeit meinen Faust und Mephistopheles beauftragen, Ihnen meinen Dank zu wiederholen. Sie sollen das erste Exemplar meines neuen Werkchens empfangen. Sie sind, wie Sie jetzt bewiesen, so sehr meine Freundin, daß Ihnen mein Dank aus dem Munde des Teufels nicht unangenehm sein wird.

Die Dauer meines Aufenthalts in Wien kann ich vor der Hand selbst noch nicht bestimmen. Mein Leben hier ist ziemlich still und monoton. Die größte Freude giebt mir der Umgang meiner lieben, über alle Beschreibung guten Schwester. Der litterarische Verkehr in Wien bietet wenig Interessantes. Der bekannte Schriftsteller Safir macht hier durch seine öffentlichen Deklamationen Enthusiasmus!!! Ich werde bald wieder abziehn, dergleichen wirkt zu widerlich auf mich.

Es freut mich, daß ich am 5. Oktober in derselben Stunde an Emilie und Reinbeck schrieb, und Ihrem von mir innig verehrten Vater durch eine mitgeteilte Notiz, wie ich hoffe, eine kleine Freude bereitete, in welcher Sie alle zu Tische saßen und meiner freundlich gedachten. An diesem Tage sollte ich eigentlich immer in Stuttgart sein. Vielleicht kann ich's in der Zukunft so halten.

Was meine poetische Thätigkeit betrifft, so habe ich meinen Faust um einige Scenen vermehrt. In der einen singt Faust das, wie Sie sich vielleicht erinnern, vom Minister bestellte Lied, das aber so ausfällt, daß dieser wahnsinnig wird. In einer andern nimmt Faust, eh' er aufs Meer geht, Abschied vom Grabe seiner Mutter; und eine dritte Scene spielt am Meeresstrand, wo Mephistopheles dem Faust ein Zauberschiff ausrüstet.

Hier, teure Freundin, erhalten Sie ein kleines Gedicht meiner letzten Muse.

An einen Trauernden.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,

Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.
Freund! Du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle:
Flüchte an das Mutterherz!
Doch die Mütter sterben bald!
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Ich grüße Sie, Freund Zöppritz und den lieben kleinen August herzlich

Ihr dankbarer Freund

Niembsch.

Mariette Zöppritz hat „Familien Nachrichten" verfaßt, welche nach ihrem Tode 1874 von dem Gatten Georg Zöppritz in lithographischer Vervielfältigung für die Familienmitglieder und Freunde der Verewigten bestimmt, zur Biographie J. G. August von Hartmanns, zu seiner Charakterschilderung und zur Geschichte seiner Vorfahren wertvolles Material enthalten, auch der Beziehungen Lenaus zum Hause ist darin mehrfach gedacht.* Der gemüt- und pietätvolle Sinn, welcher in jedem Gliede dieser trefflichen Familie zu Tage tritt, zeigt sich auch in diesen liebevoll gehaltenen Aufzeichnungen.

Charlotte Hartmann, die sich 1840 mit dem Sekretär in den Ministerien der Finanzen und des Innern, dem späteren Kanzleidirektor im geheimen Rat zu Stuttgart, Karl von Weisser, vermählte, starb zwei Jahre vor ihrem Gatten im Jahre 1871. Die Zeitgenossen rühmen „ihren lebhaften Geist und den Thätigkeitsdrang des warmen, dem Menschenwohl zugewandten Gemütes,"** auch noch aus den letzten Jahren ihres Lebens.

---

* Der Titel des lithographierten Manuskripts lautet: „Familien-Nachrichten für meine Kinder zur Erinnerung an ihre ehrwürdigen Vorfahren, aufgezeichnet von Mariette Zöppritz geb. Hartmann". Gr. 8°, 90 S.

** Mayer-Hartmannsche Erinnerungen. 1885. Waiblingen. Als Manuskript gedruckt. S. 52.

Noch sei der unvermählt gebliebenen Julie Hartmann gedacht, welche ihr warmherziger Freund Justinus Kerner „Schilli“ nannte; sie war die treue Hausverwalterin des Vaters nach dem Tode der Mutter, dem Geheimrat höchst ähnlich an Schlichtheit und Geradheit, auch später ein echtes und rechtes Hausmütterchen.* Einige Verse, welche Lenau vom 14. August 1834 von Salzburg aus zu Juliens Geburtstage übersendete und die bisher ungedruckt geblieben sind, mögen diese einleitende Skizze abschließen:

An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage.

Als du gingst auf eine Reise
Tratst du noch in deinen Garten,
Jeder Blume deiner Pflege
Noch ein Lebewohl zu sagen.

Als du warst davongezogen,
Tränkte sie der frische Quell auch,
Neigten trauernd sich die Blumen,
Und sie waren nicht zu trösten.

Wie du pflegst des Frühlings Kinder,
Pflegtest du das Kind der Schwester
Und das edle Reis des Herbstes:
Deinen lieben alten Vater.

Sei gesegnet, meine Freundin!
Froher blühn die Blumen, schöner,
Die du pflegst mit treuen Händen,
Und die Menschen leben lieber.

Salzburg, 14. August 1834.

Niembsch.

Und darauf mögen nun die Schreiben Lenaus an Emilie Reinbeck selbst folgen.

---

* Mayer-Hartmannsche Erinnerungen. S. 52.

Lenaus Briefe

an

Emilie von Reinbeck und Georg von Reinbeck.

Heilbronn, 24. Mai 1832.

Teure Freundin!

Könnte ich bei Ihnen sein und mit Ihnen weinen! Es ist Pflicht des Freundes, im Unglück zu trösten, sagt man; ich kann es nicht. Für ein liebes, treues Herz, das nun auf einmal stillsteht, giebt es keinen Trost im Himmel und auf Erden. Hin ist hin! Sie haben Ihre Mutter verloren; klagen Sie! Weinen Sie aus tiefster Seele! Hier zu trösten, wäre Verrat an der Toten, eine halbe Entehrung für die Zurückgebliebenen. Die gute Frau hat unsere Thränen redlich verdient. O das Schicksal ist hart! Gerade jetzt! Ich kann nicht weiter schreiben, mir versagt das Wort. Morgen will ich Ihnen mehr schreiben. Der arme Vater! Wären wir lieber schon alle tot!

Grüßen Sie alle

ewig

Ihr Niembsch.

Heidelberg, 8. Juni 1832.

Liebe Freundin!

Jeden Tag nach unserer letzten Trennung wollt' ich Ihnen schreiben; allein immer war mir meine Stimmung nicht gut genug. Es giebt einen Pietismus der Freundschaft, dem ich, Ihnen gegenüber, nun einmal heimgefallen bin. Die Ängstlichkeit, mit der ich zum Schreiben an Sie gehe, ist eben so groß, wie jene, mit der ich als Knabe zum heiligen Abendmahl ging, wovon ich Ihnen einmal erzählt habe. Gott ist zu groß für die Eifersucht, darum wird er mir nicht zürnen über die Auswanderung meiner andächtigen Empfindungen aus seinen Tempeln in das Herz meiner Freundin; er wird mir vielmehr diese Stätte bewahren, denn er weiß, daß ich ihm doch im ganzen Weltraum nirgends näher bin, als eben in diesem Herzen. Ich will Ihnen jetzt einiges erzählen, was mir die Zeit über begegnet ist.

Als ich aus Stuttgart fortfuhr, war die erste Erscheinung, welche mir auffiel, ein wunderschöner Schmetterling, der lange, lange unsern Wagen verfolgte, so daß der Kutscher selbst sich darüber erstaunte. War es nicht ein mich begleitender Gedanke meiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hatte? Mir wurde ordentlich schwer ums Herz, als diese liebe Begleitung verschwand, denn ich hatte mir fest eingebildet, der Schmetterling sei ein Emiliengedanke, der nun von mir scheide.

Den 30. Mai waren ich und Mattuszinski in Oehringen. Der dortige Fürst hält eine vortreffliche Kapelle. Die Herren Musiker waren so gefällig, uns ein Quintett von Blasinstrumenten zu geben. Es war Abend, nach einem leichten Gewitter, die Luft äußerst rein und durchsichtig, wie das Menschenherz nach einem Gewitter auch rein ist, daß man bis auf den Grund sehen kann. Die Musik spielte in einem Gartenzimmer bei offenen Fenstern, wir Zuhörer waren im Garten zerstreut. Ich wählte meinen Platz unter einem Fliederstrauch, zu dem ich einen eigenen Zug habe, seit ich auf Ihrem Schranke so oft blühenden Flieder gefunden. Welche Musik! Die fünf Instrumentalstimmen klangen wunderbar zusammen, wie fünf harmonische, liebende, in wechselseitiger Umschlingung hinscheidende Seelen, so, daß ich gar nicht erstaunt sein würde, hätt' ich im Gartenzimmer nach Beendigung des Stückes auf den Stühlen der Musiker fünf Leichen sitzen sehn. O wären Sie dagewesen! Die Blumen verstummten, d. h. es schwieg ihre einzige Sprache, sie hielten ihren Duft an sich. Ich drückte mein Gesicht in den Strauch, und wäre gerne gestorben. Die Musik verstummte, die Blumen blühten fort, mir aber that es fast weh, daß sie mit dem letzten Ton nicht abgefallen waren, wie mir's wehthat, daß mein Herz manches Lebewohl gehört hat, und doch so gesund fortschlägt, als wäre nichts geschehen.

Es ist doch merkwürdig, liebe Freundin, wenn ich recht lebhaft an Sie denke, tritt mir immer eine schöne Erscheinung entgegen. So war's mit dem Schmetterling; so war es erst vor wenig Tagen mit einem Kinde. Ich fuhr nach einem kleinen Ausfluge nach Weinsberg zurück und dachte eben an Sie und Ihre schönen

Bilder: da kam ein kleines Mädchen von etwa 5 Jahren an meinem Wagen vorüber, so schön, wie ich nie ein Kind gesehen hatte, ein wahrer Engel. Gleich stieg der Gedanke in mir auf: könnt' ich doch diese Gestalt plötzlich in eine Landschaft meiner lieben Freundin hineinzaubern. Doch vielleicht war es der Genius Ihrer Landschaften selbst, der mir vorüberging.

So lang ich noch beim Kerner war, ging mir's doch noch besser als jetzt. Dort konnt' ich doch von Ihnen und den Ihrigen sprechen; allein hier kennt man Sie nicht, und das ärgert mich, denn ich finde es ungereimt, mich zu kennen und Sie nicht zu kennen. Unter anderem, liebe Freundin, geben Sie doch acht, ob Sie in Ihrem Garten nicht einige Vögel besonders schön singen hören; einige Vögel, die Ihnen ihr Leben verdanken, müssen nächstens in Ihrem Garten eintreffen und Ihnen ein Danklied singen. Ich kann keinen Vogel mehr schießen, seit Sie mir es verboten haben. Eines Abends stand ich bei Weinsberg am Saume eines Waldes, um einen Hasen zu schießen; es kam aber keiner; ich hatte Muße, allerlei Betrachtungen anzustellen. Ich dachte über die geheimnisvollen Gesetze der Kunst, und wie viel neue Gattungen der Poesie noch zu finden wären. Was hält meine l. Freundin von folgender Idee:

Einzelne Züge der Natur, wie sie uns vorliegen, ohne Versifikation, ohne Ausführung ins Genaue, bloß nebeneinander hingeworfen, gleichsam in poetischer Situationszeichnung. Z. B.:

Abend; — grüne Wiese, — zerstreute Weidenbäume, — Unkenruf im Sumpfe, — grauer Himmel, — es regt sich kein Lüftchen, — immer tieferes Dunkel, — ein verlorener Freund. — — Tiefe Schätze, teure Freundin, liegen in der Situation. Ließe sich nicht eine Reihe solcher Skizzen mit Wirkung durchführen?

Grüßen Sie mir unsern lieben Reinbeck, Ihren lieben Vater, Ihre Schwester herzlich, und schreiben Sie bald einige Zeilen an mich. Ich will Ihren Brief noch hier abwarten, damit ich ihn bälder bekomme; ich bitte, ihn zu adressieren in den Gasthof zum König von Portugal.

Ewig Ihr

Niembsch.

Auf dem Rhein, 2. Juli 1832.

Liebe Freundin!

Mein Schiff ſchwankt ſo ſtark, daß ich keinen feſten Buchſtaben machen kann; mag aber auch die Schrift ſchwank ſein und unſtet, das, wofür ſie Ihnen ein Zeichen ſein ſoll, iſt es nicht.

Ihren lieben Brief hab' ich noch in Heidelberg erhalten, mit großer Freude, das verſteht ſich. Hätten Sie mich nicht darin aufgefordert, Ihnen ein Bild zu malen, ſo würd' ich ihn längſt beantwortet haben, ſo aber wollt' ich nicht ſchreiben, ohne Ihnen ein Gedicht zu ſenden. Hier haben Sie nun eines, mir das liebſte, das ich je gemacht habe, und darum Ihnen geweiht, meine unvergeßliche Freundin! — Es iſt Abend, die gute Zeit unſeres Umgangs in Stuttgart; faſt gemahnt es mich, in die Friedrichſtraße zu eilen; umſonſt! jeder Augenblick bringt mich weiter von Ihnen. Die ſchönen Geſtade des Rheins ſchwinden an meinem Kajütenfenſter vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch ſo vorüber ſchwanden, auch grüne, ewig grüne Geſtade ſind meiner Erinnerung, die ſich ſo gerne darauf zurückflüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens.

Die Rheingegenden ſind wirklich allerliebſt. Stille, beſcheidene Schönheit iſt ihr Charakter, wie der einer ſchönen deutſchen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich ſo ſchöne Dörfer geſehen, ſo viel Ruinen und Kapellen, wechſelnd mit friſchen Wäldern, Weingärten u. ſ. w. Nur ſchade, daß die Menſchen gar ſo ſchrecklich fleißig ſind, und jedes Flecklein Erde bändigen. Ihr Fleiß bringt bis zu den Wellen des Rheins herunter, er badet ſich, — ſozuſagen, ſeine (etwas unſauberen) Füße darin. Ich würde mich des breiteſten auslaſſen, wenn ich nicht Ihren lieben Vater fürchtete, liebe Freundin, der den Kerl in Schutz nimmt; ja der Kerl iſt ſo frech und ohne Pietät gegen den alten Rhein, daß man fürchten oder vielmehr wünſchen muß, er möchte drin erſaufen. Doch ich ſehe die ernſten, ſtrafenden Augenbrauen meines verehrten Freundes Hartmann auf mich gerichtet, und hör' ihn ſagen: Die Menſchen müſſen leben, was kümmert ſie ſo ein reiſender Poet, ob's dem recht iſt,

oder nicht; und er hat recht, ich bin schon still. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir noch. Der bewußte, schmutzfüßige Lümmel hat alles Wild von den Ufern des Rheins verscheucht, namentlich sieht man gar keine Wasservögel darauf. Das ist doch arg! Ein Fluß ohne Vögel kommt mir so gedankenlos vor. Doch still! Lieber, lieber Geheimrat, nur nicht böse auf mich; ich möchte lieber mein ganzes Leben keinen Wasservogel mehr sehen, als Sie, teurer Mann, einen Augenblick erzürnen. O meine Freunde! Mein lieber Reinbeck, der mir so gut war, Mariette, Julie, Lotte, wie geht es ihnen allen? Denken sie noch meiner? O gewiß, gewiß in gewohnter Herzlichkeit. Wär' ich doch schon wieder bei Ihnen! Hier ist mein Gedicht:

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flüstert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkunde,
Und störrisch klagt der trüben Wellen Gang:
„Das ist des holden Frühlings Todesstunde".

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
Umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle;
Und an des Lenzes grünem Sterbepfühl
Weint noch sein Kind, sein liebstes, Filomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
Das Herz sein Paradies, das uns verloren,
Und weil er uns zu laut daran gemahnt,
Mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blitzt, und Donnerwolken fliehn,
Die lauten Stürme durch die Haine tosen,
Doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
Sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Wie geht es unserm lieben, guten Zöppritz? Es ist eine schöne Fügung des Himmels, daß die Zahl der Ihrigen wieder hergestellt wird durch den Eintritt Zöppritzens in den würdigen Kreis. O möchte auch ich nicht ausgeschlossen sein daraus!

Halten Sie vergnügte Tage in meinem geliebten Neustädtle? Mich freut es recht, daß Sie gerade dies gewählt haben zu Ihrer

Erholung. Ich habe ein paar sehr vergnügte Tage dort zugebracht. Es sind viel Gedanken dort zu holen. Ich fand dort manches Bild; mancher meiner Einfälle muß dort noch herumspuken im Thale. Sind Sie nicht davon geneckt worden? Ich will nicht sagen in Gestalt eines Schmetterlings — so erscheinen nur mir Ihre Gedanken; aber in anderer Gestalt bin ich Ihnen gewiß nachgeflogen.

Nun muß ich schließen, unser Auswandererschiff hält noch eine Stunde vor Köln; dann geht's weiter. Wie freu' ich mich nach Amsterdam auf Ihren Brief. Vielleicht auch von meinem Mayer find' ich dort einen. Innige Herzensgrüße an all die Ihrigen, auch an Mayer, dem ich morgen schreibe, sowie an Fräulein Bauer.

Leben Sie wohl, denken Sie meiner

Ihr Niembsch.

Amsterdam, 25. Juli 1832.

Liebe Freundin!

Ich bin unfähig, Ihnen die letzten Ereignisse meiner Reise zu schreiben. Der bitterste Unmut überwältigt mich, wenn ich dran denke. Die Aktiengesellschaft der Auswanderer hat sich aufgelöst und zwar unter den scheußlichsten Auftritten, denen ich je beigewohnt. Der Kommissär Mohl wurde zur Rechnung gezwungen. Da ergab sich ein Resultat, daß die meisten ihr Geld zurücknahmen. Die Bauern waren wütend, wollten die ganze Mohlsche Familie über Bord werfen. Ich hatte auf der Reise einen bedeutenden Einfluß über die Gesellschaft gewonnen, den ich geltend machte, Gewalt zu verhüten. Durch acht Tage war ich ohne Rast beschäftigt, teils den Sturm zu beschwören, teils Herrn Mohl die Rechnung abzudringen. Ich kam mit einer Maulschelle von 300 Gulden davon. Wenn ich nur Zeit hätte, ich würde einen Bericht in den schwäbischen Merkur schreiben.

Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von Stadt mit seinen Kanälen, zahllosen Schiffen, Windmühlen ꝛc. Die letzteren allein könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn

ich lange einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgespreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick.

Einen angenehmen Eindruck hingegen machen die Glockenspiele an den Turmuhren, die einen doch sanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden und sie uns gleichsam fortschmeicheln, während uns der dumpfe, langsame Glockenschlag unserer gotischen Türme in Deutschland oft so strafend und bitter in die Seele schlägt. Besonders angenehm ist dieses Glockenspiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmütigen Wunsch: möchten doch meine Stunden ebenso harmonisch zusammenklingen wie diese Glocken!

Das hiesige Museum hat herrliche Gemälde. Von unserem Liebling Ruisdael sind zwei Stücke da. Ein Wasserfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich so nasses Wasser gesehen, man muß beinahe zurückspringen, um nicht überschüttet zu werden. Die ganze Berglandschaft voll der göttlichen, geheimnisvollen Schwermut dieses Meisters. O Ruisdael! Ausgezeichnet fand ich einige italienische Landschaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteristische darin scheint mir eine gewisse phantastische Bewegung. Z. B. auf dem einen Bilde eine Herde badender Stiere in köstlicher Gruppierung, besonders gut der eine Stier, der aus der Flut aufspringt und den Kopf mutwillig zwischen die Füße wirft. Auf einem andern Bilde ist der Wind im Gebüsch meisterhaft ausgedrückt, und ein Hirtenknabe, der seine Schafe zusammentreibt.

Ein in der Abendsonne glühendes Buschwerk ist ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontrastiert gegen diesen Meister Nikolaus Bauer mit einer wallenden See, speckichter Himmel, dito Wasser. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen. Sein Kindermord von Bethlehem ist sehr kalt.

Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Corregio. Das wäre mir das liebste Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die schmerzliche Grube über dem linken Auge sehen! Und diese redenden Thränen!

Ich muß meine Bemerkungen ſchließen. Meine einzige Freude in Amſterdam waren alſo die Glocken, die Bilder und die Briefe meiner Freunde, die ich hier getroffen, worunter ein gar lieber von Ihnen. Meinen innigſten Dank dafür. Auch mein Reinbeck hat meiner gedacht. Dank, herzlichen Dank.

Dies ſind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh, reiſ' ich nach Amerika. Mein Capitain iſt ein vortrefflicher Mann, mit dem ich ſehr gut ſtehe. Die Reiſe wird angenehm werden. Sagen Sie Ihrem Vater und Ihren Schweſtern, daß ich ſie immer verehren und lieben werde, ſie ſollen mich nicht vergeſſen. Das letzte Wort, das ich in Europa zurücklaſſe, iſt die Verſicherung meiner tiefſten wärmſten Freundſchaft für Sie, dieſe wird auch das letzte ſein, was ich einſt auf dieſer Erde zurücklaſſe. Ich hoffe Sie bald wieder zu ſehen, halten Sie Wort mit Ihrer Aufgabe. Wenigſtens ein neues Bild!

Leben Sie wohl

ewig

Ihr Niembſch.

Teurer Reinbeck! Nun geht es endlich in die See. Wie freue ich mich darauf! Es iſt vielleicht der beſte Weg über Holland, den ich genommen habe. Die Holländer ſind verdammt ſteife, trockene, kalte Kaufmannsſeelen. Die Wirkung des Meeres auf mein Gemüt iſt vielleicht dadurch am beſten vorbereitet, daß ich früher durch dieſe lebloſen, gleichgültigen Holländer paſſiert bin. Das Meer muß unendlich lebendiger und wärmer ſein als dieſe Menſchen. Iſt die Natur vielleicht ein Vampyr, der den Menſchen die Poeſie ausſaugt, dort, wo ſie ſich mächtig entfaltet? Auffallend war es mir z. B. immer, daß in den reizendſten Gebirgsgegenden die ſeelenloſeſten Menſchen wohnen.

Ich muß nun ſchon abbrechen. Ich habe noch vieles zu beſorgen. Das angelegenſte aber iſt, meinen Reinbeck zu verſichern, daß ich ſeine große Güte und Freundſchaft nie vergeſſen werde, und daß ich aus Amerika heimkehren will, ohne ein Tröpflein der Liebe verſchüttet zu haben, die ich für ihn im Herzen trage. — —

Leben Sie wohl, mein teurer Freund! Behalten Sie mich in Ihrer Liebe

ewig

Ihr Niembsch.

1. Auguſt 1832.

Teure Freundin!

Ein kleines Unglück, das unſer Schiff betroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, ſtießen wir damit zuſammen, und es brach uns eine Segelſtange. Nun iſt aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in See. Der Eigentümer des Schiffes, Herr Weſſermann aus Amſterdam, hat uns bis hierher begleitet und iſt ſo gefällig, dieſen Brief an meine geliebte Freundin in die Stadt zurückzunehmen und zu beſtellen. Meine Reiſe wird hoffentlich ſehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar iſoliert bin von dem grauſigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu leſen, zu ſchreiben, meine brave alte Geige zu ſtreichen und an Sie und an andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenſchaftliche Liebe zum Meer faſſen. Ich glaube jetzt wieder an eine Palingeneſie. Alle Menſchen, die da geſtorben ſind, ohne das Meer geſehen zu haben, müſſen notwendigerweiſe wieder geboren werden und zwar als Seeſtränder. So abſcheulich indiskret kann der Schöpfer nicht ſein gegen die ehrlichen Württemberger und andere Binnenländer. Ich aber werde ſo indiskret ſein, mich auch zu melden zur Wiedergeburt, obwohl ich das Meer geſehen haben werde, und mir ausbitten, mit Ihnen auf einen Strand zu kommen. Dann wollen wir zuſammen ſchöne Seeſtädte malen, nicht wahr, Emilie?

Ich ſpüre ſchon den Reichtum von poetiſchen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reiſe entgegenſtreuen wird. Aber noch iſt es erſt eine dunkle Ahnung. Oft ſtirbt auch oft eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß ſie je wieder geweckt wird.

Vielleicht geht's mir da auch so. Aber ich hoffe das Beste. Auch nur poetisch gefühlt zu haben, ist etwas für die Unsterblichkeit gethan; denn was in solchen Momenten durch unsere Seele geht, das ist Läuterung für die Ewigkeit, oder vielmehr es ist die Provision auf die Reise ins Himmelreich. Meine Augenblicke sind gezählt. Der Schiffspatron wird bald abgehen. Leben Sie wohl, teure, liebe Freundin! Grüßen Sie mir meinen Reinbeck herzlich, wie auch Ihren lieben Vater, Ihre lieben Schwestern, alle, alle recht herzlich, meinen Freund Zöppritz und Frau Guther ja nicht zu vergessen. Das Schiff, womit ich reise, Baron van der Kapellen, wird vielleicht nur sechs Wochen in Amerika bleiben, dann nach Amsterdam zurückkommen, und solchenfalls mich wahrscheinlich mitbringen. Es ist aber auch möglich, daß es von Baltimore bald nach Ostindien abgeht und — vielleicht mich mitnimmt, dann käm' ich freilich erst in 11 bis 12 Monaten nach Stuttgart und hätte obendrein einen hausgroßen Verdruß mit Haus Östreich, aber ungeheuer reizend wäre die Reise nach Java. Ein kleiner Abstecher auf den Kap, auf der Insel St. Helena, sehr reizend! Schreiben Sie mir doch nach Baltimore poste restante ob ich nach Ostindien darf. Wenn Sie mir's nicht erlauben, thu' ich's gewiß nicht. Ich thu' nichts mehr, was Sie mir verbieten. Ich könnte um alles keinen Vogel mehr schießen. Aber seien Sie nicht zu streng. Überlegen Sie es gut.

Adieu, herzliebe Freundin! Gott sei mit Ihnen! Vergessen Sie mich nicht.

Ihr Riembsch.

An Mayer hab' ich in Amsterdam geschrieben. Meinen Gruß an ihn, wenn er Sie besucht.

Den 12. August 1832.

Teure Freundin!

Soeben sehen wir ein holländisches Schiff, das heimfährt, und ich ergreife die wenigen Augenblicke, bis es zu uns stoßt, Ihnen zu schreiben.

Ich bin gesund und ganz guter Dinge. Unsere Seefahrt war bis jetzt glücklich, nur etwas langsam. Die ersten Tage wurden die meisten von der Seekrankheit befallen. Ich bin frei geblieben. Ich werd' Ihnen bei Gelegenheit die Art beschreiben, wie ich mich präservierte. Mein Capitain ist ein herzlieber Mann, immer lustig und auf alles gefaßt. Neulich hatten wir ein kleines Unwetter, da ging er lachend auf und ab, rieb sich die Hände und sprach seelenvergnügt: il vaut autant mourir d'une façon, que d'une autre. Wir passen ganz zusammen. Morgen ist mein 30. Geburtstag. Da wird mir mein Capitain, der mich sehr liebgewonnen, die Ehrenbezeugung thun, alle Flaggen aufzustecken.

Ich muß schließen, das Schiff ist da.

Adieu

ewig

Ihr Niembsch.

(5. März 1833.)

Meine teure Freundin!

Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen in Ohio, rauche meine Pfeife auf Ihre Gesundheit, und beantworte endlich Ihren lieben Brief, den ich bereits im Oktober erhalten habe. Sie verzeihen mir gewiß mein langes Schweigen, wenn Sie hören, daß ich mir es selbst verzeihe. Ich war den ganzen Winter durch in einem sehr seltsamen Zustande; wahrhaftig, ich konnt' Ihnen nicht schreiben. Schreiben — Nichtschreiben —, das ändert auch in der Sache nichts; auch hat mich die ganze lange Zeit durch keinen Augenblick der Gedanke beunruhigt, Sie könnten an meiner unwandelbaren Freundschaft zweifeln; Possen! Das können Sie nicht. Es steht alles fest. Wie mir Amerika gefällt? — Fürs erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamin; draußen liegt fußtiefer Schnee, und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), um

glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkruge die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Fürs zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme und darum doppelt widerlich. Büffon hat recht, daß in Amerika Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen mutigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier giebt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Sangvögel. Dies scheint mir ein poetischer Fluch zu sein, der auf dem Lande liegt, und von tiefer Bedeutung. Der Natur wird es hier nie so wohl ums Herz, oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüt und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte einer — da würde ich jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte —“ ꝛc. —. Die schlimmste Frucht der übeln Verhältnisse in Deutschland ist meiner Überzeugung nach die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde) Land unerträglich, und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dies Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerikas werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht,

warum ich immer eine ſolche Sehnſucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüſte getauft. Mich zog es auch in die Wüſte, und hier iſt in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht, daß ich daran geneſen bin, mein künftiges Leben wird es mir ſagen. In dieſer großen, langen Einſamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewieſen, ſtille Einkehr zu halten in mich ſelber, und manchen heilſamen Entſchluß zu faſſen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung iſt Amerika wirklich ſehr zu empfehlen. Wenn ſo ein langer, einſamer Winter obendrein gewürzt iſt mit einem heftigen rheumatiſchen Leiden und ſchlafloſen Nächten, wie es bei mir war, dann müßte man doch ſehr verſtockten Weſens ſein, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger und ein wenig beſſer, als man im Herbſte geweſen.

Nächſten Monat werd' ich mich in New-York einſchiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu ſein und einige Tage im Kreiſe meiner unausſprechlich teuren Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer iſt, als ob es der meinige auch wäre, ſo innig verehre ich ihn, auch Ihre lieben Schweſtern, die mir auch wie meine Schweſtern vorkommen, ſo liebe ich ſie, und o! auf meinen Mayer! auf meinen würdigen Reinbeck, der mir immer ſo heiter-freundlich und ſo ſeelengütig geweſen! Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht erſaufe! Iſt letzteres nicht der Fall, ſo werd' ich wahrſcheinlich auch ein neues, ſchönes Bild von Ihnen ſehen, geliebte Freundin! Vielleicht ſitzt meine Lilla ſchon am Fenſter und ſchaut nach dem herbſtlichen Wald hinaus. Ich war die Zeit über auch nicht ohne poetiſche Stunden; ich will Ihnen ſagen, was ich geſchrieben habe. Der Gang zum Eremiten iſt fertig in drei Geſängen. — Die Heidelberger Ruine. — Die Abſchiedsroſe, — Der Poſtknecht. — Warnung und Wunſch. — Abmahnung. — Die ſchöne Sennerin in vier Gedichten. — An die Ultraliberalen in Deutſchland. — Waldestroſt. — Der Unentbehrliche. — Primula veris. — Ahasverus, der ewige Jude, — und vier Atlantica, welche ich Ihnen, zu einem Maienſträußlein gewunden, hiemit überſende:

Atlantica.

1.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne,
Und das Schiff, ſo leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Feind und Liebe hold verbunden
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit ſeinen Wunden
Nun auf immer ſchliefe.

Sinnend ſtarr' ich nach dem hellen,
Grenzenloſen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre.

Plötzlich ſeh' ich raſche Wogen
Aus der Tiefe ſpringen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Iſt's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit ſüßem Zwange
Zieht es mich zu ſchauen,
Mit geheimnisvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Rätſelhaften,
Kam dies volle Rauſchen,
Dran die Seele ſehnend haften
Muß und niederlauſchen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberſchlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erſchienen,
Mit den ſchönen, wunderbaren
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder,
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer ſchlanken Glieder
Leiſen Wandel ſehen!

Sehen euch den Reigen üben,
Schweſterlich verſchlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen.

2.

Stille! — jedes Lüftchen ſchweiget,
Jede Welle ſank in Ruh,
Und die matte Sonne neiget
Sich dem Untergange zu.

Ob die Wolke ihn belübe
Allzutrübe, allzuſchwer,
Leget ſich der Himmel müde
Nieder auf das weiche Meer.

Und vergeſſend ſeiner Bahnen,
Seines Zieles, noch ſo weit!
Ruht das Schiff mit ſchlaffen Fahnen
In der tiefen Einſamkeit.

Daß den Weg ein Vogel nähme,
Meinem Aug' ein holder Fund!
Daß doch nur ein Fiſchlein käme
Fröhlich tauchend aus dem Grund!

Doch kein Fiſch der ſich erhübe,
Und kein Vogel kommen will. —
Iſt es unten auch ſo trübe,
Iſt es unten auch ſo ſtill? —

Wie mich oft in grünen Hainen
Überraſcht ein dunkles Weh,
Muß ich nun auch plötzlich weinen,
Weiß nicht wie? — hier auf der See.

Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen, ew'gen Schmerz,
Den ſie mir als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz?

O dann iſt es keine Lüge,
Daß im Schoß der Wellennacht
In verborgener Genüge
Ein Geſchlecht von Menſchen wacht.

Dort auch darf der Freund nicht fehlen,
Wie im hellen Sonnentag,
Dem Natur ihr Leid erzählen,
Der mit ihr empfinden mag.

Doch geheim iſt ſeine Stelle
Und Geheimnis, was er fühlt,
Dem die Thränen an der Quelle
Schon das Meer von dannen ſpült.

3.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Biſt du mir nun zurück!
Dein liebes Angeſicht verſchwand
Mir, wie mein Jugendglück.

Ich ſteh' allein und denk an dich,
Ich ſchau ins Meer hinaus,
Und meine Träume mengen ſich
Ins nächtliche Gebraus.

Und lauſch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude ſchier,
Da wird ſo heimiſch mir zu Mut,
Als hört' ich was von dir.

Mir iſt, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken ſtill verwehn
Den ſüßen Stundenraub.

Im ungeſtümen Wogendrang
Brauſt mir dein Felſenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Herden Glockenſchall
Zu mir herüberzieht,
Und leiſe der verlorne Hall
Von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige ſingt,
Wehmütig rauſcht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
Still ſtand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre, trennungsſcheu,
In ſeine Rinde lief,
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu'
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein, ſo ſehnſuchtſchwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ſtröme dir ins dunkle Meer
Den warmen Thränenſold! —

Nehmen Sie dieſe Seegräſer gütig auf, teure Freundin, und behalten Sie mein Andenken in Ihrem Herzen als ein weſentliches Stück meines Lebensglückes. — Tauſend herzliche Grüße an die Ihrigen.

Ewig

Ihr Niembſch.

Teurer Freund!

Verzeihen Sie meinen Seegedichten, Seekälbern hätt' ich bald im Unwillen geſagt, daß ſie ſich ſo breit gemacht haben in meinem Briefe, und meinen Gruß an Sie bis auf den äußerſten Rand herabgedrängt. Das vierte Atlanticum hatte nicht mehr Platz und muß nun ſeine Begierde, in die Hände Ihrer lieben Emilie und die Ihrigen zu kommen, unterdrücken, und in meinem Pugille ſtecken bleiben. Meine Flügel, die Ihnen mit meiner Entfernung von Deutſchland zu wachſen ſchienen, wie mir ihr l. Brief ſagt, ſind nun wieder in Ordnung, ſie haben ſich in Am. recht gemauſt. Amerika iſt das wahre Land des Unterganges, der Weſten der Menſchheit. Das atlantiſche Meer aber iſt der iſolierende Gürtel für den Geiſt und alles höhere Leben. Ich weiß nicht, ob nicht

alles, was ich hier niedergeschrieben, äußerst geistlos ist und langweilig, ich kann es hier nicht beurteilen. Ich bitte daher geziemendst, alles, was Ihnen abgeschmackt erscheint, auf das amerikanische Klima zu schieben. Ich bin unschuldig. Raum und Zeit sind nun einmal das kurioſe tyranniſche Ehepaar, dem wir alle dienen müſſen. Doch auf mein Herz hat ſich die Herrſchaft desſelben noch nicht erſtreckt, und ich kann Ihnen, teurer Freund, verſichern, daß hier noch nicht das Geringſte verloren gegangen iſt von der Achtung und Liebe für Sie, noch je verloren gehen wird. Bringen Sie Mayers und Schwabs, wie Mad. Guther meinen herzlichſten Gruß.

Ich umarme Sie im Geiſte

Ihr Freund Niembſch.

An meinen lieben Freund Kerner, ſowie an Mayer und Schwab werd' ich vielleicht noch ſchreiben vor meiner Abreiſe, ſollt' es mir nicht mehr möglich ſein, indem ſich meine Geſchäfte nun ſehr zuſammendrängen, ſo ſollen nun meine Freunde mit einem Gruße verlieb nehmen. Dieſer iſt gewiß nicht leer. Auch Pfitzer und Regierungsrat Köſtlin bitte ich herzlich von mir zu grüßen.

(Eßlingen 26. Auguſt 1833.)

Teure Freundin!

Mit dem Verdruſſe der Reſignation ergreife ich die Feder; es iſt unmöglich. Kein Wort kann ſie nennen, und der wärmſte Blick iſt nur eine ſchwach ſchimmernde, vergängliche Spur der Verehrung, mit welcher Ihnen mein Herz ergeben iſt. Oft verſicherte ich Sie, ich ſei beſſer geworden durch Ihren Umgang; ich füge nun hinzu, daß auch meine Ausſicht über dieſe Erde hinaus durch Sie heller und ſchöner geworden iſt. Ich habe meine Verehrung für Sie gefaßt, deren Trägerin, meine Seele, nicht vergehen kann. Sie haben ſehr viel für mich gethan. Allen Segen Gottes über Ihr liebes, herrliches Gemüth. Ich bitte Sie, daß Sie auch aus der Ferne Ihren wohlthätigen Einfluß auf mein Leben üben, indem

Sie mir ſchreiben. — In einigen Tagen will ich nach Merglſtetten. Seien Sie nur nicht ungehalten, daß ich Ihren Brief ſo lange nicht dahin abgeſendet. Es ſoll heute geſchehen. Ich lebe hier ziemlich unzerſtreut, Ausflüge abgerechnet oder Beſuche, welche jedoch ſelten ſind. Gerade heute haben wir einen kurländiſchen Edelmann hier; einen kurioſen Kauz. Er erzählte über Tiſch von einem Selbſtmörder, der ſich perſönlich ausgehungert habe, und ſagte überdies allerlei Dummes. Nur wenn wir ſpeiſen oder muſizieren, oder wenn ich ein Gedicht leſen muß, bin ich von meiner Muſe und ihrer Schweſter, der Pfeife, abgezogen. Hier ein kleines Geſchenk von beiden.

Frühlingsblicke.

Durch den Wald, den dunklen, weht
Holde Frühlingsmorgenſtunde,
Durch den Wald vom Himmel geht
Eine leiſe Liebeskunde.

Selig lauſcht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den ſchönen Frühlingstraum,
In den warmen Lebensreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wird's vom hellen Tau getränket,
Das verlaſſ'ne zittert froh,
Daß der Himmel ſein gedenket.

In der grünen Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von des warmen Blickes Macht,
Und er ſingt ein ſüßes Hoffen.

Doch das frohe Lenzgeſchick
Nicht ein Wort des Himmels kündet,
Nur ſein ſtummer, warmer Blick
Hat die Seligkeit entzündet.

Mir auch durch den dunklen Gram
Meines Herzens einſt gezogen
Eine holde Stunde kam,
Wie noch keine mir gewogen.

In den winterlichen Harm,
Der die Seele hielt bezwungen,
Iſt ein Blick mir, ſtill und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen.

Und ich fühlte meinen Schmerz
Löſen ſich in linde Thränen,
Fühlte mein gepreßtes Herz
Schwellend Wunſch und Hoffnung dehnen.

Und von Tau der Thränen bald
Blühten die Gedanken wieder,
Aus der Seele dunklen Wald
Klangen ſehnſuchtsvolle Lieder.

Bald, teure Freundin, erhalten Sie wieder etwas von meiner Muſe, mit der ich jetzt fleißig meine Pfeife rauchen will, weil ich ſie immer rauchen kann mit meinem ehrwürdigen, väterlichen Freunde, den ich aus tiefſter Seele grüße. Der ſchöne Spruch, mit dem er anſtieß zum Abſchiedstrunke, wird mir immer in den Ohren klingen. Ja, ich will mich beſtreben als Menſch und Dichter ſeine und aller Edlen Liebe zu verdienen. Grüßen Sie mir herzlich Ihre lieben Schweſtern Fräulein Julie und Lottchen.

Auf baldiges Wiederſchreiben

Ihr Niembſch.

Viele Empfehlungen vom Grafen und ſeiner Frau, die wieder wohl iſt, an Sie und die Ihrigen.

(Eßlingen) 6. September 1833.

Teure Freundin!

Beiliegendes Buch bitte ich Fräulein von Bauer gefällig zu übergeben. Ich konnte mir das Vergnügen nicht verſagen, der verehrten Dame ein Zeichen meiner Ergebenheit zu ſenden.

Mein Leben in Eßlingen iſt ſehr angenehm, die Sehnſucht nach Ihnen und den Ihrigen abgerechnet, von der ich oft ſo dringend beſtürmt werde, daß ich plötzlich nach Stuttgart laufen möchte. Aber ich habe genug an dem einen Abſchied. Mir iſt in meinem Leben noch keiner ſo ſchwer geworden. Es hat die große Nähe

Theure Freundin!

Beiliegendes Buch bitte ich Fräulein von Baule gefällig zu übergeben. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, der verehrten Dame ein Zeichen meiner Ergebenheit zu senden.

Mein Leben in Eßlingen ist sehr angenehm, die Sehnsucht nach Ihnen u. den Ihrigen abgerechnet, von der ich oft so dringend bestürmt werde, daß ich plötzlich nach Stuttgart laufen möchte. Aber ich habe genug an dem einen Abschied. Mir ist in meinem Leben noch keiner so schwer geworden. Es hat die große Nähe Stuttgarts etwas Peinliches für mich, und mein hiesiger Aufenthalt ist in der That tantalisch zu nennen. Alexander und seine Frau, die gegenwärtig an einer rheumatischen Halbentzündung krank liegt, wollen noch immer durchaus nichts wissen von meiner Abreise; und mir wird es schwer gegen so viel Güte u. Freundschaft anzukämpfen. Doch dies soll nicht etwa Einleitung sein zu den Worten: ich bleibe da. Nein, nächstens muß ich doch fort. Aber, theureste der Frauen, warum schreiben Sie mir denn nicht? Meinen Brief haben Sie doch erhalten? Quälen Sie mich doch nicht so mit Ihrem Stillschweigen. Sie sind doch alle gesund? Werden Sie doch dem schönen, freundlichen Versprechen, mir oft zu schreiben, nicht abtrünnig. In Erwartung eines baldigen Briefes von Ihrer

lieben Hand sende ich Ihnen hier wieder etwas von meiner Muse.

Asyl.

Hohe Klippen, ringsgeschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten,
Geiern wird es hier zu bange
In so dunklen Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine;
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenweise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen,

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht ein Gedicht schreibe
Ich habe schon einen ziemlichen Vorrath neuer Lieder.
Jeder Brief soll Ihnen eins davon überbringen.
Wird meine verehrte Freundin nicht auch wieder
an ein Malen gehn? Viel lieber wäre mir es,
wenn Sie neue Bilder malten, als daß Sie Ihren
Zimmern neue Tapeten malen lassen, und allerlei
Neuerungen einführen zu wollen scheinen in Ihrem
Hause, z. B. auch mir nicht zu schreiben. Eine Neuerung
zieht zehn andre nach sich, das merk' ich schon.
Doktor Becher war neulich hier, und gab mir
die tröstlichste Beruhigung über Ihren Zustand.
Gott segne Ihre Gesundheit. Auf den Salzburger
Bergen wollen wir den kranken Fuß schon
wieder zurechtlaufen, nicht wahr? Ich freue
mich unendlich auf diese Freude. Besonders
auch auf die lustigen Szenen die mein lieber
Freund Reinbeck mit seiner eleganten
hochdeutschen Sprache gegenüber den tölpeldeutsch
jargonirenden Salzburgern erleben wird,
auf sein klassisches Entsetzen über manchen
Kernausdruck dieser Barbaren. O Reinbeck
kom doch gewiß nach Salzburg. Doch ein
Jahr ist lang, wer weiß, ob ich selber kan
In einem Jahre können viel Prügel wachsen,
die uns das Schicksal bei Ausführung eines guten
Vorsatzes unter die Füße wirft.

Grüßen Sie mir herzlich meinen lieben, guten Reinbeck, meinen ehrwürdigen Geheimrath, meine lieben Fräulein Julie und Lottchen, Grüneisens, u. Aloysi der letztere soll nur seinen unwillkührlichen Aufenthalt in Stuttgart mit Ruhe u. ohne böse Gesichter ertragen; ich meinerseits würde gewiß das freundlichste Gesicht von der Welt machen, wenn ich gezwungen wäre in Stuttgart zu bleiben.

Leben Sie wohl mit ganzer Seele

Ihr Niembsch

Schreiben Sie doch bald !!!

6 Septbr 831.

Stuttgarts etwas Peinliches für mich, und mein hiesiger Aufenthalt ist in der That tantalisch zu nennen. Alexander und seine Frau, die gegenwärtig an einer rheumatischen Halsentzündung krank liegt, wollen noch immer durchaus nichts wissen von meiner Abreise; und mir wird es schwer gegen so viel Güte und Freundschaft anzukämpfen. Doch dies soll nicht etwa Einleitung sein zu den Worten: ich bleibe da. Nein, nächstens muß ich doch fort. Aber, teuerste der Frauen, warum schreiben Sie mir denn nicht? Meinen Brief haben Sie doch erhalten? Quälen Sie mich doch nicht so mit Ihrem Stillschweigen. Sie sind doch alle gesund? Werden Sie doch dem schönen, freundlichen Versprechen, mir oft zu schreiben, nicht abtrünnig. In Erwartung eines baldigen Briefes von Ihrer lieben Hand sende ich Ihnen hier wieder etwas von meiner Muse.

Asyl.

Hohe Klippen, rings geschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören.

Nichts vom lieblichen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten,
Geiern wird es hier zu bange
In so dunklen Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm' o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren.

Winde hauchen hier so leise,
Rätselstimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verratend künden,
Was er Stilles hier vernommen.

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht ein Gedicht schreibe. Ich habe schon einen ziemlichen Vorrat neuer Lieder. Jeder Brief soll Ihnen eins davon überbringen. Wird meine verehrte Freundin nicht auch wieder an ein Malen gehn? Viel lieber wäre mir's, wenn Sie neue Bilder malten, als daß Sie Ihren Zimmern neue Tapeten malen lassen und allerlei Neuerungen einführen zu wollen scheinen in Ihrem Hause, z. B. auch mir nicht zu schreiben. Eine Neuerung zieht zehn andere nach sich, das merk' ich schon. Doktor Becher war neulich hier und gab mir die tröstliche Beruhigung über Ihren Zustand. Gott segne Ihre Gesundheit. Auf den Salzburger Bergen wollen wir den kranken Fuß schon wieder zurechtlaufen, nicht wahr? Ich freue mich unendlich auf diese Freude. Besonders auf die lustigen Scenen, die mein lieber Freund Reinbeck mit seiner eleganten hochdeutschen Sprache gegenüber den tölpeldeutsch jargonierenden Salzburgern erleben wird, auf sein klassisches Entsetzen über manchen Kernausdruck dieser Barbaren. O Reinbeck, komm doch gewiß nach Salzburg! Doch ein Jahr ist lang, wer weiß, ob ich selber komm. In einem Jahre können viel Prügel wachsen, die uns das Schicksal bei Ausführung eines guten Vorsatzes unter die Füße wirft.

Grüßen Sie mir herzlich meinen lieben, guten Reinbeck, meinen ehrwürdigen Geheimrat, meine lieben Fräulein Julie und Lottchen, Grüneisens und Aloysl. Der letztere soll nur seinen unwillkürlichen Aufenthalt in Stuttgart mit Ruhe und ohne böse Gesichter ertragen; ich meinerseits würde gewiß das freundlichste Gesicht von der Welt machen, wenn ich gezwungen wäre, in Stuttgart zu bleiben.

Leben Sie wohl, mit ganzer Seele

Ihr Niembsch.

Schreiben Sie doch bald!!!

(Salzburg Septbr. oder Oktbr. 1833.)

Liebe Freundin!

Dieſen Brief ſchreib' ich in Salzburg, dem geliebten Orte unſeres Wiederſehens! Schon jetzt erſcheint mir dieſe Gegend ſchöner, als da ich ſie zum erſtenmale ſah, durch die freudigen Antizipationen meines Herzens. Salzburg iſt eine wahre Gegend der Freundſchaft. Dieſe rieſigen, ernſten, feſten, abſoluten Berggeſtalten ſind recht geeignet, einen ernſten, ewigen Bund unter ihnen zu ſchließen, oder, iſt er ſchon geſchloſſen, ihm die Heiligung einer erhabenen Natur aufzudrücken. Liebe Freundin, lieber Freund, laſſen Sie uns hier zuſammenkommen, die Sanction unſeres Bundes von dieſen Felſen zu erhalten. Nicht als ob dieſe nötig wäre, aber es iſt gut, ſich die Hand einmal in hoher Gebirgsluft zu drücken.

Heute iſt ganz herrliches Wetter. Doch — über meinen blauen Himmel zieht das Bild meines teuren Schlafrockes wie eine graue Nebelwolke. Geſtern um Mitternacht hier angekommen, ſehr müde und ſchläfrig von der weiten Tagreiſe (von München bis hierher) vergaß ich meinen guten alten Reiſekameraden in der Poſtkutſche, die heute ſchon wieder zurück fuhr. Iſt der Schlafrock verloren, ſo betracht' ich's als ein böſes Omen meiner Zukunft. Ich habe ſo viele Ideen konzipiert in dieſer grauen Hülle, die mir nie wiederkommen, wenn ich nicht wieder darin ſtecke. Der liebe Schlafrock! Ich habe wenig Hoffnung. Doch vielleicht lenkt es das Schickſal noch zu meinem Beſten.

Morgen reiſe ich zu meinem Schleifer. Ich freue mich ſehr auf den lieben Freund. Von hier geht mein Weg nach Iſchl, nach Hallſtadt, wo der melancholiſche Bergſee und der ſchaurige Kirchhof iſt, von Hallſtadt nach Gmunden. Abends bin ich da. Dann bleibe ich, bis ich Ihren verſprochenen Brief erhalten habe. Meine Lilla freut ſich auch ſchon nach Gmunden. Sie wird ſchon ganz unruhig in ihrer Haft. Ich will das Fenſter öffnen, das aus Schleifers Wohnung in den See und zum hohen Traunſtein hinüberſieht, und die Abendſonne, in dieſer Gegend beſonders ſchön, auf das herrliche Bild ſtrahlen laſſen.

Fortsetzung.

Nun gehen die Östreichischen Plackereien wieder an. Meine Lilla mußte schon hier geöffnet und der Censur vorgelegt werden. Doch man hat sie unschuldig befunden und ihr die Passage erlaubt. Dieser kleine Verdruß wurde mir aber sogleich wieder vergütet: Der Schlafrock ist gefunden.

Ich habe triftige Gründe meinen Freund Reinbeck um eine Gefälligkeit zu bitten. Nämlich bei Gelegenheit möge er so gütig sein, den Herrn von Cotta in meinem Namen zu bitten, daß er auf etwaige Anfrage von seiten der östreichischen Hofzensurbehörde über meine Pseudonymität und den Druck meiner Gedichte ein Stillschweigen beobachte, die Sache allenfalls als eine von seinem seligen Vater gemachte darstelle. Ich war in Amerika, während meine Gedichte erschienen. Was kann ein Autor dafür, wenn seine Freunde sein Manuskript drucken lassen u. s. w. Ich müßte bei 400 Dukaten Strafe zahlen oder inkarzeriert werden.

Tausend herzliche Grüße an die Unsrigen.

Ewig

Ihr Freund.

Ihre Antwort bitte ich zu adressieren nach Wien poste restante; mein Schwager wird seine Wohnung verändert haben; oder noch besser an Schleifer, der die Wohnung meines Schwagers wahrscheinlich wissen wird.

Wien 16. Oktober 1833.

Liebe Freundin!

Vor vier Tagen bin ich endlich hier angekommen. Die Freude meiner Schwester, meines Schwagers und kleinen Neffenschwarmes war groß; ich war glückselig. Eine solche Stunde ist mit zweijährigem Getrenntsein gut bezahlt, aber nicht zu teuer erkauft. Unser Herz hat die Fähigkeit, das in zwei Jahren versäumte Glück in eine Stunde entschädigend zusammenzudrängen. Nun sitze ich wieder in meinem alten Zimmer; aber in vielfachem Sinne nicht mehr der Alte. Wie unendlich reicher bin ich geworden! Vor zwei

Jahren ſtand noch Ihr und der Ihrigen Bild nicht in meinem Herzen, und meinem Schreibtiſch gegenüber hing noch keine Lilla an der Wand. Die liebe Lilla hat die Reiſe und alle Cenſurprofanationen glücklich überſtanden. In Wien wurde ſie mit verdienter Freude und Bewunderung empfangen. Sie iſt der angenehme Zauber, der mich in meinem Zimmer gerne verweilen und arbeiten machen wird. Von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Bild geworfen, und es geht gleich wieder beſſer von der Hand. Außer meinen lieben Hausgenoſſen hat der Dichter Manfred Ihr ſchönes Werk geſehen, und, wie er ſich ausdrückte, ein gewiſſe ſüßtrauliche Wehmut beſonders am Hüttchen und ſeiner nächſten Umgebung empfunden. Ich bin recht ſtolz auf dieſen Beſitz, und mein lieber Freund Reinbeck ſoll ſich über den Verluſt desſelben damit tröſten, daß er ſeinem Niembſch eine ſo große Freude gemacht hat, doch der Gute gab mir ja das Bild ſo herzlich gerne.

Willkommen lieber kleiner Zöppritz! Nimm zu den vielen frohen Herzensgrüßen, die Deine Ankunft feierten, auch den meinigen aus der Ferne. Gottes Segen über Dich, Du teures Kindlein! Könnt' ich doch meinen ehrwürdigen Freund Hartmann ſehen in ſeiner großväterlichen Freuden! Mutter, Vater und Tanten. Wie ſie das Kind umlagern und in ihren Armen herumwandern laſſen! Doch vor dem nächſten Frühjahr werd' ich wohl ſchwerlich nach Württemberg kommen. Dem Gr. Alexander hab' ich nicht unbedingt mein Wort gegeben, daß ich bald wieder komme. Eine zweite Auflage meiner Gedichte, oder die Erfüllung jener Hoffnung, welche Sie, liebe Freundin, zuerſt in mir erregten, — nämlich in betreff der Redaction — könnte mich wohl früher nach Stuttgart bringen; allein an das letztere glaub' ich nicht, und das erſte wird vor dem Frühjahr ſchwerlich der Fall ſein, obgleich meine Gedichte in Wien einen unerwartet ſtarken Abgang finden.

Die Beurteilung einiger von Ihren Bildern hab' ich noch nicht geleſen. Das Morgenblatt iſt hier ſchwer zu bekommen. Daß die Landſchaftspoeſie, wie Sie ſich ausdrücken, in der Malerei ſo wenig Freunde findet, finde ich natürlich. Die Kunſt hat überhaupt wenig wahre Freunde auf Erden. Eben darum ſchließt ſie

ſich an die wenigen, die ſie warm und ehrlich lieben, mit deſto größerer Innigkeit an. Diejenigen, die da behaupten, der Landſchaftsmaler müſſe ſich auf bloßes Reproducieren beſchränken und aller Compoſition begeben, wiſſen nicht, daß die bildende Kraft künſtleriſcher Phantaſie und die bildende Kraft der ſchaffenden Natur eine und dieſelbe iſt, und daß der bildende Künſtler ſozuſagen das geiſtige Complement der ſichtbaren Schöpfungen in ſeiner Seele trägt. Was Goethe über Ruysdael faſelt, kannte ich bereits. Malen Sie, malen Sie, geliebte Freundin, und beſtellen Sie getroſt die ſchönen Grüße, die Ihnen Gott an ſeine Menſchen aufgegeben hat. Meine Schweſter hat viel Freude an meinem Bildnis von meiner lieben Freundin Mariette. Sie wird nächſtens ihren Dank an die Malerin ſelbſt ſenden. Sie und Schurz finden das Bild ähnlich.

Das beſtellte Plätzchen in den drei bewußten Herzen haben Sie längſt eingenommen und zwar auf immer.

Das Briefchen von Fr. v. Bauer freut mich ſehr. Meine Empfehlung an die geehrte Dame, ſowie an Grüneiſens; — auch bitte ich, wenn Sie an Wangenheim ſchreiben, ſeinen freundlichen Gruß an mich in meinem Namen zu erwidern.

Tauſend herzliche Grüße aber an die Unſrigen.

Beglücken Sie bald wieder mit einem Brief. Haben Sie meinen Brief aus Salzburg erhalten?

Ihr Niembſch.

Meine Adreſſe: Alſervorſtadt,
Schwarzſpanierhaus, 2. Stock bei
Anton Schurz.

Schurz, Schleifer, meine Schweſter grüßen Sie aufs innigſte, wie auch meinen lieben Reinbeck.

Teurer Freund!

Vor allem die ſchönſten, dankbarſten Empfehlungen von meiner Schweſter, die aufs freudigſte überraſcht wurde von Deinem ſchönen Geſchenke. Sie will Dir bei nächſter Muße ſelbſt danken; daß ſie dazu Muße braucht, ſoll Dich nicht befremden, denn ſie will Dir mit ihrem Danke zugleich diejenige Novelle bezeichnen, die ihr am beſten gefallen haben wird.

Deinen Brief an Fr. v. Pichler werd' ich nächstens übergeben. Verzeihe lieber Freund, daß es noch nicht geschehen ist, und entschuldige es mit den vielen Laufereien, die ich bis jetzt hatte.

Meine Gesundheit ist sehr gut. Ich habe von Dir gelernt, gesund zu sein. Du bist, Gott sei Dank, ein Meister in der Gesundheit. Bleibe bei Deinem Fache.

Ist Deine Novelle noch nicht erschienen im Morgenblatte? Ich kann es hier schwer bekommen. Hast Du den kleinen Zöppritz nicht mit einem carmen genethliacum begrüßt? Ich würde es schon gethan haben, wenn ich wüßte cuius generis das Kindlein ist. Ich bitte doch recht, mir den ersehnten Ankömmling genau zu beschreiben.

Lebe wohl, teurer Freund, du gehst mir sehr ab; Dein lieber Umgang hat mich nicht nur geistig erfreut, sondern auch körperlich ermuntert und gestärkt. Ich vermisse in Dir nicht nur einen reichen Quell geistiger Annehmlichkeiten, sondern auch meinen besten Lachgefährten auf Erden. Ich kann mit keinem Menschen so herzlich lachen wie mit Dir, ich behaupte, unser Lachen hat der Becherschen Kur sehr geholfen. Ich umarme Dich

Dein Niembsch.

Wien 11. November 1833.

Liebe Freundin!

Der dritte November ist vorüber, das Kindlein getauft und gesegnet von so vielen guten Menschen, daß es notwendig gedeihen muß. Ich hatte, bevor ich Ihre glückliche Nachricht erhalten, eine feste Zuversicht, daß Mariettens Entbindung glücklich gewesen sein müsse. Das Schicksal ist oft ein wahres Ungeheuer, ich selbst hab' es öfter von der Seite kennen gelernt, aber es giebt doch gewisse schlechte Streiche, die ich dem Schicksal, so schlecht es oft ist, nicht zumuten könnte. Ein solcher schlechter Streich wäre aber gewesen Mariettens Verunglückung bei der Entbindung. Wie gesagt, ich hatte die völligste Zuversicht eines glücklichen Ausgangs. Gott sei Dank! Ich habe am dritten November ein paar Gläser geleert

auf unsere gemeinsame Freude. Meinem lieben verehrten Freund Hartmann wird jetzt sein Pfeifchen noch eins so gut schmecken, wenn er dabei an seinen Enkel denkt. Wenn ich komme, wollen wir, Großvater und ich, den kleinen Burschen gemeinschaftlich einräuchern und ihm so die Taufe des Rauches geben, auf daß er einmal nebst vielen andern löblichen Eigenschaften auch die löblichste habe, nämlich die eines wahren Rauchers, im hohen Sinne des Worts. Das verstehen Sie freilich nicht, geliebte Freundin, auch mein teurer Reinbeck versteht es nicht, der schnöde Pfeifenapostat, aber der Vater versteht's.

Auf Ihre beiden Asyle freue ich mich sehr. Malen Sie sie nur. Meinem lieben Freund Reinbeck wage ich widersprechend zu bemerken, daß die Idee zu diesen Bildern ja gar nicht grausig ist, wenigstens nach meinem Gefühl. Freilich wird Reinbeck sagen: Niembsch kann da nichts entscheiden, denn er ist selbst ein Sohn des Grausens, wie seine Marionetten beweisen. Aber ich bleibe dabei: Malen Sie die Bilder, der Erfolg wird uns rechtfertigen. Nicht grausig, schön ist die Idee der beiden Asyle. Schon Ihre Beschreibung machte mich darnach begierig, gleich aufzupacken und hineinzumarschieren in was immer für eins von den beiden Asylen. Dem Klosterbruder haben Sie einen fatalen Posten angewiesen. Wenn es ihm ernst ist um seine Trauer, so wette ich drauf, daß er lieber auf dem Hallstadter Kirchhof läge, als im Kloster eine gemächliche Melancholie zu verleben. Aber so sind die Frauen; parteiisch helfen sie einander, und so haben denn auch Sie, teure Freundin, in Ihrem Bilde den bessern Platz für die Frau bestimmt. Das alles aber sag' ich durchaus nicht, etwas gegen die Idee einzuwenden. Diese gefällt mir recht gut, und ich freue mich sehr auf und bitte Sie um die Skizze.

Ihrem Wunsche gemäß schick' ich Ihnen hier einige Gedichte meiner neuesten Arbeit. Meine Geschwister grüßen Sie herzlich, geliebte Freundin, leben Sie wohl! Lilla, die mir immer in den Brief geschaut hat, grüßt ihre Mutter, sie sieht recht gut aus und macht mir viel Freude.

Ewig

Ihr Niembsch.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüſtenſand
Arabiſcher Nomaden,
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet ſtill,
Daß noch ſein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterſprüht
Die heißen Mittagsbrände.
Von ihrem Flammenguſſe glüht
Das Schwert an ſeiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenſtrahl?

Sein Leib neigt ſich dem Boden zu
Mit dürſtendem Ermatten;
Der ſänke gern zu kühler Ruh
In ſeinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Glut
Schier ſeine eigne Thränenflut;

Doch ſolche Qual ſein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefres Kränken.
Er ſchreitet fort, vom Schmerz geſtärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal ſein Mund Kosciusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Und als der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle,
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Gras ihn an:
O ſchlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft; der fremde Baum
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegsgeſang.

Nun kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildnis nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heißgejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter riefen in die Nacht,
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie ſehn der Narben Heiligtum
Auf blaſſer Stirn und Wange.
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunknen Helden naht,
Mit Schritten gaſtlich leiſe,
Ein alter finſterer Nomad,
Und Labetrunk und Speiſe,
Das Beſte, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor ins Gras.

Nimmt wieder ſeine Stelle dann.
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlafe fährt empor
Der Mann, der 's Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild
Und ſingen, ihm zu Ehre,
Geſänge, tief und ſchlachtenwild,

Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache nach der Väter Brauch
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
Er ſteht auf Oſtrolenkas Feld,
Wie lauſchet der Entzückte,
Vom ſtürmiſchen Geſang umweht,
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne.
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint.
Da wirft er ſich zur Erd' und weint.

Waldgang.

Ich ging an deiner Seite
In einem Buchenhaine,
Ein ſtörendes Geleite
Ließ nimmer uns alleine.

Und mußten wir zurücke
Ins Herz die Worte preſſen,
Uns ſagten unſre Blicke,
Daß wir uns nicht vergeſſen.

Und ſehn wir uns nicht wieder
In dieſem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umſchweben.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen raſche Tänze,
Und rauſchend flocht und bunter
Der Herbſt der Wehmut Kränze.

Doch aus des Walds Verdüſtern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüſtern
Des ew'gen Wiederſehens.

Wien, 11. November 1833.

Teurer Freund!

Madame Pichler war sehr erfreut über Dein Eingedenken. Selbst hab' ich sie noch nicht gesprochen. Deinen Brief schickte ich, da ich am Selbstgehn verhindert war, durch meinen Schwager an sie ab. Die gute Frau ist nur an Vormittagen zu treffen, wo ich immer sehr beschäftigt bin. Nächstens will ich sie aber dennoch besuchen. Sie gab meinem Schwager viele angelegentliche Empfehlungen an Dich auf. Meine Schwester liest Deine Novellen mit großem Vergnügen. An ein Schreiben des Dankes für die schöne Gabe konnte die Ärmste noch nicht kommen, zumal Du ein Urteil von ihr erwartest, das sie nur mit großer Schüchternheit gegen Dich äußern wird, indem sie Dich als Rezensenten kennt und befürchtet, daß ihr Urteil vielleicht verurteilt werden dürfte. Zu den fünf Kindern, die sie beständig umschwärmen, kommt das sechste, das sie noch hinterm Berge hält (in vier Wochen erwartet sie, entbunden zu werden).

Ich hoffe, Schwabs Sophie ist wieder hergestellt. Sie ist ein gar gutes, liebes Mädchen. Mir wäre außerordentlich leid um sie. Wenn ich mir die bange Unruhe Schwabs denke, dauert er mich herzlich. Doch jetzt ist gewiß alles in Ordnung.

Mattuschinsky schreib' ich bald.

Meine Tragödie ist jetzt durch eine Rhapsodie „Faust" suspendiert. Die letztere wird aber bald fertig sein. Ich habe große Freude an dieser Arbeit. Daß Goethe einen Faust geschrieben, kann mich nicht schrecken. Faust ist ein Gemeingut der Menschheit, kein Monopol Goethes. Da dürfte man am Ende auch kein Mondlied dichten, weil dieser und jener Meister schon eins gedichtet hat. Auch ist der Stoff so vieler Auffassungsweisen fähig, daß gar keine Kollision herauskommt. Nächstens, lieber Freund, werd' ich einen Teil dieses Gedichts Deiner Beurteilung vorlegen.

Auf der Kehrseite dieses Briefleins stehn noch zwei Gedichte meiner jüngsten Feder. Vielleicht mißfallen sie Dir nicht. Das Polengedicht wäre vielleicht fürs Morgenblatt recht. Es steht zu Diensten, wenn die Frau Hofrätin eine Abschrift davon erlaubt.

Nun lebe wohl, Du dimidium risus mei dulcissimi. Mit dem Lachen ist's vorbei ohne Dich. Grüße mir die lieben Unsrigen von ganzer Seele.

Ewig

Dein Niembsch.

Meine Empfehlung an Frau von Bauer bitte ich nicht zu vergessen. Schwester und Schwager empfehlen sich Dir schönstens.

Bestattung.

Schöner Jüngling, bist als Held gefallen,
Sieg und Ruhm in deiner letzten Stunde
Fächeln dir die heiße Todeswunde,
Draus die Seele muß von hinnen wallen.

An den Schultern harbenvolle Viere
Tragen dich auf deinen Grabeswegen,
Zu der Trommel trauerdumpfen Schlägen
Folgen finster deine Grenadiere.

Schöner Jüngling, dir am Grabe schallen
Ehrend die Kanonen ihr Geschmetter,
Wie im Walde sommerschwüle Wetter
Auf den toten Frühling niederhallen!

Scheiden.

Dahin sind Blüten jetzt und Nachtigallen,
Und durch den kahlen, traurig stillen Strauch
Weht nun des Herbstes einsam kühler Hauch;
Mein Glück ist mit dem Laube abgefallen!

Das ist der Hain, wo ich mit dir verweilte,
Das ist der Büsche wonnigliche Haft,
Wo uns am Flehn der süßen Leidenschaft
Unfesselbar die Zeit vorübereilte.

Du wanderst fort, du willst die Welt durchmessen,
Hier zieht der Pfad, so schlangenkrumm und kalt,
Der dich, Geliebter, locket mit Gewalt,
Und fortführt in die Fremde, ins Vergessen!

„Das Schiff bewegt mit seinem Reisedrange
Und stört empor die See aus glatter Ruh;
Doch ist es fort, schließt sich die Welle zu,
Gleichgültig wallt sie fort im alten Gange.

Siehst du von jenem Baum den Vogel fliegen?
Von seinem Fortschwung wankt und bebt der Ast
Ein Weilchen noch, und kehrt zur alten Rast.
Und deine Klagen werden auch versiegen!"

Wien, 1. Dezember 1833.

Geliebte Freundin!

Wenn mich meine Philosophie zuweilen über die Pflicht, einen Brief zu schreiben, hinaussetzt, wie Sie in Ihrem letzten, ebenso kurzen als lieben Schreiben bemerken, so läßt sie mich doch immer ganz im Stiche, wenn ich einen Brief von Ihnen erwarte. Dies geschieht immer mit beinah kindischer Ungeduld. Wenn ich mich nicht schämen müßte, die Decenz gegen eine Dame zu verletzen, so würde ich wünschen, einen andern Korrespondenzpakt mit Ihnen geschlossen zu haben.

Mich freut es innig, daß Ihr herrliches Talent öffentliche Anerkennung gefunden, am innigsten aber, daß man Sie und mich zusammen besprochen. Der schönste Erfolg meiner Poesie ist nur der, daß Sie einige meiner Gedichte würdig befunden haben, Ihren Pinsel zu beschäftigen.

Meine kleine poetische Sendung hat Ihnen also nicht mißfallen. Das ist mir sehr lieb. Nur an dem Gedichte Scheiden haben Sie den Ausgang zu tadeln, den kalten Trost, wie Sie ihn nennen, der aber mehr eine, freilich mit etwas Bitterkeit versetzte Klage sein soll. Ja, so sind die Männer, so empfinden sie. Etwas rauh ist diese Empfindung allerdings; aber sie ist gut für den Mann, der nicht zum Weibling verschwimmen will. Der große Naturforscher Burdach sagt: ‚Ein wahrer Mann stirbt nie am langsamen Grame; entweder er schießt sich auf der Stelle tot, oder er bleibt frisch und gesund. In diesen Worten liegt die ganze Naturgeschichte des männlichen Herzens.

Übrigens, trotz meiner gerügten Art zu sein und zu empfinden, will ich Ihnen sehr bald einen praktischen Beweis liefern, daß ich von der Bitterkeit des Getrenntseins auch was fühle. Ich reise noch diesen Monat nach Stuttgart. Eine gute Ausrede vor der Welt ist, ich sei veranlaßt durch litterarische Geschäfte, indem ich noch bis zur Ostermesse eine zweite Folge von Gedichten erscheinen lassen wolle. Unter uns gesagt, das ließe sich auch brieflich abthun. Der wahre Grund ist, ich sehne mich in Ihr Haus. Ich werde drei Monate in Württemberg zubringen. Bis Ende Februar oder März soll die kleine Sammlung meiner neuen Gedichte fertig sein. Ich hoffe mit Cotta darüber einig zu werden. Mein Aufenthalt wird zwischen Stuttgart und Eßlingen geteilt sein.

Sie beschuldigen mich eines Mangels an Mitteilung. Ich habe bis jetzt die Stelle Ihres vorletzten Briefes, wo Sie über meine Zukunft sprechen, absichtlich unbeantwortet gelassen, weil sie mich etwas empfindlich berührte. Nun ich aber von Ihnen und meinem Freund Reinbeck beschuldigt bin, als übergehe ich vernachlässigend dies und jenes in Ihren Briefen, so muß ich schon reden. Sie sagen in jener Stelle, ich wolle gleichsam einen Mäcenas in Gr. Alexander suchen, nein, nicht so, Sie sagen Alexander sei nicht würdig mein Mäcenas zu sein. Das klingt aber doch so, als ob ich schon einmal daran gedacht hätte, in meinem Freunde so etwas zu finden. Diese Stelle Ihres Briefes, liebe Freundin, ist in der That eine sehr fatale. Ich brauche keinen Mäcen, das ganze deutsche Volk ist mir zum Mäcen nicht gut genug. Wenn ich jemals, von meinen Umständen genötigt, von irgend einer Privat- oder öffentlichen Person einen Vorteil annehme, so geschieht es bei Gott nur dort, wo ich in ehrlichem Vertrage für ein Empfangenes ein Anderes entgegen leiste. Mäcen ist Gnadenherr, und das Wort Gnade hat ein Schuft erfunden. Ich würde lieber meine letzte Faser Gehirns in die Münze wandern lassen, ich würde mir lieber den Tod geben, als eine Gnade zu nehmen. Wenn sich mein Freund Alexander geäußert hat, er habe mich zum Erzieher seiner Kinder gewählt, so war dies ein unziemliches Wort von ihm. Einst, im freundschaftlichen Gespräche sagte ich ihm, ich werde mich noch

10 oder 15 Jahre, wenn ich's erlebe, als Litterator in Deutschland öffentlich herumtreiben, dann aber in einen häuslichen Kreis mich zurückziehen, und hab' ich dann, wie wahrscheinlich, noch kein Weib, so werde ich vielleicht die Erziehung seines erstgebornen Sohnes leiten. Nicht aber habe ich mich verdungen zum Pädagogen alles dessen, was ihm seine Frau jemals an Kindern gebären wird. Selbst in dem fernen, ungewissen Fall, daß ich einst seinen Eberhard unter meine Aufsicht nähme, würde dies nie mein Beruf sein, sondern ein Freundesdienst. Doch bin ich überzeugt, meine teure Freundin hat nicht die oben übertünchte und gleichsam klassische Schmach Horazens auf mich anwenden wollen. Das fatale Wort Mäcen ist Ihnen vielmehr in einer gewissen Entrüstung entfahren, ohne daß Sie den kränkenden Inhalt desselben durchdacht hatten.

Ich bitte die Unsrigen herzlich zu grüßen, wie auch Fr. v. Bauer.

Auf den Kirchhof freue ich mich sehr. Auf Ihren gemalten nämlich, vorderhand.

Ich warte nur noch die Entbindung meiner Schwester ab, von der und von deren Mann ich Ihnen viel herzliche Grüße geben soll. Bald bin ich so glücklich bei Ihnen zu sein. Ich bitte noch um einen Brief vor meiner Abreise. Kann ich solchen nicht mehr erwarten, so schickt man mir ihn nach Stuttgart; dann kann ich ihn lesen und gleich die liebe Hand küssen, die ihn geschrieben. Ich werde dann auch wieder einige Pulver einnehmen, bloß um zu sehen, wie Sie so zierlich und wahrhaft malerisch die Oblate ins Wasser tunken und die Arznei darein wickeln. Hinter den Doktor Becher aber will ich mich stecken und ihm einschärfen, daß er mehr Schärfe gegen Sie gebrauche. Das ist leichtsinnig und frevelnd gegen alle, die Sie lieben, daß Sie dem Arzt nicht gehorchen. Verzeihen Sie meine Unart, aber wenn Sie sterben, wird der Schmerz auch nicht artig gegen mich verfahren.

Ihr Niembsch.

Neuberg in Steiermark, 6 September 1834.

Liebe Freundin!

Morgens.

Wir ſind doch zu ſchnell getrennt worden, und ich möchte ſagen, zu unvorbereitet, obwohl wir es lange zuvor wußten. Nicht einmal Ihre Bleiſtifte hab' ich Ihnen mehr geſpitzt, ſo vieles hatt' ich Ihnen noch zu ſagen vergeſſen, oder vielmehr die herbe Stunde ließ mich nicht zu Worte kommen. Wenn ich die erſten Nächte nach unſerer Trennung oder des Morgens erwache, war mir's immer, als wären wir noch beiſammen. In Werfen, meinem erſten Nachtquartier hinter Gollingen, wollt' ich des Morgens ſchon ins nächſte Zimmer hinüberrufen: Reinbeck, was macht Dein Fuß? Doch da beſann ich mich und wurde ſehr traurig.

Meine Reiſe bis hierher ging auf kleinen Poſtkarren ſehr raſch. Die Gegend iſt ſchön. Auf dem Wege von Golling nach Werfen liegen, etwas abſeits, die Öfen. Mein Reiſegefährte nannte ſie mir zufällig, und auf mein Bedauern, ſie nicht geſehen zu haben, machte er mir die angenehme Entdeckung, daß ſie ganz in unſerer Nähe ſeien, und erbot ſich ſehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatt' ich noch nie geſehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß klafft durch die Felſen hinunter, wie eine tiefe, finſtre, ewige Wunde. Unten in ſchwindelnder Tiefe brauſt die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt ſich hier ſo eng zuſammen, daß er zu überſchreiten wäre. Dadurch wird er ſehr tief und ungeſtüm, wie wenn ſich ein ganzes Leben zuſammendrängt in eine tiefe heftige Leidenſchaft. Ungeheure Felſen liegen umher, als einzelne Ausbrüche, in denen ſich ein grollender Geiſt Luft machte, und ſo ſtarr und ſtumm ſie auch daliegen, man ſpürt, wenn man ſie betrachtet, noch etwas von der Erſchütterung, mit welcher ſie einſt geſchleudert wurden. Ich dieſer Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen dieſe Zerriſſenheit iſt das wildeſte Lied Byrons ein Geſang der Seligen. O wären Sie doch dageweſen!

In Werfen fand ich ein gutes Nachtquartier auf der Poſt. Mein Fenſter ging gerade auf den Kirchhof hinaus, daß ich die

Malereien auf den Kreuzen deutlich sehen konnte. Trübe Stimmung. Beim Abendessen mußte ich die Gefälligkeit meines Reisegenossen in barer Langweile bezahlen. Dieser Mann, ein Mechaniker aus München, — Sie haben ihn ja in Gollingen gesehen — ist doch noch der allerlangweiligste aus meiner ganzen traurigen Erfahrung. Die genossene Artigkeit machte es mir zur Pflicht, mich ihm auszuliefern. Ich war der einzige Mensch, den er zur Unterhaltung hatte. Mit allem Zwange, den ich mir anthat, konnte ich unser Gespräch nicht in Fluß bringen; es riß immer sogleich wieder ab. Aber immer wieder kam der Furchtbare mit einer neuen Geschichte. Ich wünschte ihm gewiß von Herzen eine glückliche Reise.

Die weitere Fahrt bot einige große Gebirgsansichten. Besonders schön ist der sogenannte Hohe Kamp bei Gröbming. Hier traf ich in der Wirtsstube einen Gerber, der viel von seinen Gebirgsreisen und Jagden erzählte, und mir auch ein recht hübsches Gemshorn schenkte, das ich meinem verehrten Geheimrat zu einem Stocke verarbeitet bringen will.

Auffallend war mir hinter dem Dorfe Steinach die Ruine Wolkenstein, auf hohen roten Felsen aus rotem Gestein erbaut. Es sieht aus, als ob das Blut der Zerstörer dieser Burg (etwa Türkenblut), noch über die zertrümmerten Mauern und Felsen herabströmte. Wirklich ein ganz wunderlicher Anblick.

Gestern abend bin ich hier angekommen. Schurz war sehr freudig überrascht. Er sagte nichts als ein heftiges „Sakerment!“ und fiel mir um den Hals. Er ist sehr heiter und vergnügt. Ihre Grüße freuten ihn sehr, und er erwidert sie aufs herzlichste. Ich werde gerne einige Tage verweilen in dem romantischen Neuberger Thale; etwa so lange bis ich einen Brief von Ihnen in Wien vermute. Ich bin in banger Erwartung darauf. Reinbecks Fuß macht mir Sorge; wie geht es dem Ihrigen? Halten Sie doch Wort mit der Pflege desselben. Mein Seitenstechen hat sich ganz verloren; und so hoffe ich denn, daß jedes Nachweh dieser mir unvergeßlich lieben Reise vorüber ist. Möchte dies doch auch bei meinem teuren Freunde Reinbeck sein! Der hat sich auf dieser Reise mir noch werter gemacht. Herausgerissen aus allen Bequem-

lichkeiten seiner Gewohnheit, von Entbehrungen und Strapazen mancher Art heimgesucht, von Menschen umgeben, deren Sprache ihm fremd ist wie ihre Sitten, überdies körperlich leidend, hat er gleichwohl eine Rüstigkeit und Heiterkeit der Laune behauptet, die von großer Herzensgüte zeugt und mich manchmal bis zur Rührung erfreut.

Nachmittags.

Soeben steh ich von meiner Siesta auf. Eine vorübergehende Prozession weckte mich mit ihrem Gesange. Männer und Frauen sangen abwechselnd eine recht liebliche Melodie. Im Augenblicke des Erwachens dachte ich: es freut mich, daß Emilie auch einen Kirchengesang bei uns hört. Das war also wieder die Täuschung, von der ich Ihnen anfangs dieses Briefes schrieb.

Was hat man zu Ihren schönen Skizzen gesagt? Sie werden doch bald zu deren Ausführung schreiten?

Morgen wird von den hiesigen Bergbeamten ein Ausflug nach einem schönen Thale gemacht. Schurz und ich sind auch geladen. 25 Personen werden in sechs Wagen hinausfahren. Das wird eine bunte Gesellschaft werden. Ich freue mich nicht sehr darauf. Abzulehnen war jedoch die Sache nicht, weil ein Jugendfreund Schurzens das Ganze anordnet. Hab' ich dann der hiesigen Gesellschaft diesen Tribut gebracht, so will ich sehen, was Einsamkeit und schöne Natur mir an poetischer Stimmung bringen werden. —

Gestern zeigte mir Schurz einen Brief von meinem Freund Mayer, worin der sich sehr empfindlich äußert über meine kritischen Bemerkungen, seine Poesie betreffend. Er sagt, ich habe ihn an seinem innersten Leben angegriffen; das solle ein Freund nicht thun; er sei ganz verstimmt und unfähig, etwas zu dichten. Das hat denn auch mich verstimmt. Er hat mich mißverstanden. Ich habe nicht sein poetisches Leben angegriffen, sondern eine gewisse Manier, in die er zuweilen verfallen ist. Ich war freimütig genug, mich tadelnd über solche Manier zu äußern, weil ich nicht glaube, daß diese mit seinem dichterischen Kerne identisch sei, indem er durch die That das Gegenteil bewiesen hat. Was aus meiner Freund-

schaft gekommen, wird in Mayers Briefe meiner Freundschaft gerade zum Vorwurfe gemacht. Mayers Poesie hat keinen wärmern Freund gehabt und hat noch keinen wärmern als mich. Das thut mir sehr leid. Ich werde künftig vorsichtiger sein in meinen Urteilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, hab' ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen und vergeudet, nicht zu ganzen geschlossenen Gedichten gestaltet worden. Die wenigsten Leser haben Liebe und Geschick genug, das oft gar so flüchtig Angedeutete aufzufassen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freunde einen Wink zu geben über einen Übelstand, der sonst vielleicht dereinst härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muse um ihrer Kindlichkeit willen, daß sie sich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort so kindisch einschüchtern läßt, will mir an ihr nicht gefallen. Wie gesagt, ich werde vorsichtiger sein gegen den lieben, allzuempfindlichen Freund. Verzeihen Sie diese Diversion. Sie waren aber so oft eine teilnehmende Freundin meiner ästhetischen Leiden und Freuden, daß ich auch dies gegen Sie äußern mußte. Es macht mir wirklich einigen Kummer.

Grüßen Sie mir meinen lieben Reinbeck und alle die Ihrigen herzlich, auch Fr. v. Bauer. In Erwartung baldiger, froher Nachrichten und Ihnen wie Reinbeck dankend für die vielen Freuden unserer Zusammenreise

von Herzen

Ihr Niembsch.

Wien, 20. September 1834.

Liebe Freundin!

Ihr sehnlich erwarteter Brief ist endlich eingetroffen und hat mir die Beruhigung gebracht, daß Sie und Reinbeck gesund und glücklich in Stuttgart angekommen. Die Reise war also gut bis zum Schlusse. Gott sei Dank.

Meinen Brief aus Steiermark vom 6. September werden

Sie erhalten haben. Das letzte, was ich Ihnen darin von meinen kleinen Erlebnissen mitteilte, war ein damals projektierter Ausflug ins Gebirge. Dieser fiel gut aus. Dreißig Personen, ein lustiges, harmloses Völkchen, waren meine Gesellschaft. So heiter es übrigens dabei zuging, mir wurde doch etwas leer und bang zu Mut; die sonst so beliebten steirischen Tänze wollten diesmal bei mir nicht recht anklingen. Ich brachte nur noch ein paar Tage darauf in Neuberg zu und ging nach Wien. Meine Schwester traf ich sehr wohl und erfreut, wie auch ihre Kinder. Sie wohnt noch immer auf dem Lande; und so bewohne ich denn das Quartier im Schwarzspanierhaus, das etwas düstere, klösterliche, allein. Ich wünsche sehr, daß meine Schwester bald hereinziehe, denn Zerstreuung, besonders in den Abendstunden, thäte mir not. Ich mag die Abendstunden nur zu Hause zubringen, weil ich mir das in Stuttgart so angewöhnt habe und nicht gern etwas aufgeben mag, was ich dort angenommen habe. Das Kaffeehaus ist leer. Kurz, mir will hier nichts mehr recht gefallen. Mein Schwager kommt erst um die Mitte Oktober herein. Wann mein Mephisto kommt, weiß der Teufel; es ist, als hätt' ich meine Poesie in Stuttgart gelassen, wenn sie nicht bald kommt, reis' ich ihr nach. Es wird, hoff' ich, gehn mit meinem Passe. Ich betrachte selbst meine Reise nach Wien nur als einen Ausflug, wie Ihre liebe Schwester, deren Zeilen mich außerordentlich erfreut haben.

Konzerte, Opern bekomm' ich hier auch nicht zu hören. Nach den Journalen frag' ich vergebens; kurz, es scheint sich hier alles verschworen zu haben, mich aus Wien bald wieder herauszuärgern. Aus all der Leere und dem Unbehagen hab' ich mich, so gut es gehen will, geflüchtet in ein ernsthaftes Studium. Herbarts philosophische Schriften beschäftigen mich beinahe den ganzen Tag. Manchmal und oft kommt auf die dürren Felder metaphysischer Spekulation ein frischer Lufthauch aus unserer schönen Gebirgsreise gezogen, und liebe Erinnerungen erquicken und stärken mich in der Arbeit, deren Zweck und Ziel ist, mich dauerhaft in Ihrer Nähe anzusiedeln, und die mir mir darum auch ziemlich von statten geht. Doch, so sehr dieses Studium den Kreis meiner Erkenntnis erweitert

und erhellt und mir die Hoffnung giebt, meine äſthetiſchen Anſichten in ein Syſtem zu bringen, ſo wenig bin ich imſtande, aus einer gewiſſen Schwermut, die nahe an Hypochondrie grenzt, mich hinaus zu philoſophieren. Ich habe noch mehr Hoffnung, daß mich mein Mephiſto hinausſpotten wird. Ja, teure Freundin, die hundert Meilen, die ſich zwiſchen Ihrem Hauſe und mir ſo ſchrecklich breit machen und hereinlümmeln, ſind mir der verhaßteſte Strich Landes auf Gottes weiter Erde. Wenn meine Schweſter wüßte, was ich ihr zuliebe verlaſſen habe, ſie würde längſt hereingezogen ſein.

Die Naturforſcher werden vermutlich ſchon wieder fort und die gewünſchte Stille in Stuttgart eingetreten ſein, wann Sie dieſen Brief erhalten. Das mag freilich für viele Stuttgarterinnen ein gar willkommenes Amt geweſen ſein, die fremden Frauen ſyſtematiſch zu fetieren. Eine ſo ehrenvolle Firma wird der Klatſchluſt nicht alle Tage zuteil. Proſit! Mich freut es, daß meine liebe Freundin ſich losgeſagt. Während die fremden Gelehrten ſich als Forſcher zeigten, ſpielten gewiß ihre Frauen nur allzuſehr die Rolle der Geforſchten und Durchforſchten. Proſit, ihr Armen! —

Für Ihre freundliche Sorgfalt in betreff meiner Pelze danke ich ſchönſtens.

Weiß man nicht, wie lang Gr. Alexander in der Schweiz bleibt?

Von den mir befreundeten Häuſern hab' ich bis jetzt nur das Löwenthalſche beſucht. Auf nächſten Mittwoch bin ich nach Penzing geladen, wo ich jene geprieſene Unwiderſtehliche im hellen Tageslichte werde zu ſehen bekommen. Neulich war mir dies Glück nur im Dämmerlichte des Abends zuteil geworden. Die Frau Hofrätin Kleyle, die Mutter der Unwiderſtehlichen, iſt eine recht heitere Frau, der Ton der ganzen Familie ein ziemlich gebildeter, doch, wie mir ſchien, ein mehr auf leichteren geſelligen Genuß geſtellter. Löwenthals Frau ſcheint mir noch immer das intereſſanteſte Glied dieſer ſehr zahlreichen Hausgenoſſenſchaft. Ich glaube, ich werde bald wegbleiben. Es ſind halt keine Hartmanns. Auf dem Lande wohnen Löwenthals und Kleyles zuſammen. Mir wär's lieber, wenn ich die erſtern allein haben könnte.

Auch die fatale Cholerine, an der Sie litten, doch wie ich hoffe nur kurz und unbedeutend, wird jetzt vorüber sein an Ihrem Hause. Schreiben Sie mir nur recht bald, liebe Freundin. Ich habe so oft nach Ihrem Briefe gefragt, daß mich jetzt die Postbeamten von weitem schon kennen. Sorgen Sie dafür, daß ich von diesen Leuten nicht oft mit einem: „'s is no nix da" abgefertigt werde. Sorgen Sie auch für Ihre teure Gesundheit.

Herzlichste Grüße an die Unsrigen.

Ewig

Ihr Niembsch.

Wien, 5. Oktober 1834.

Liebe Freundin!

Gestern kam ich aus Steiermark, wohin ich zu einer Gemsenjagd gereist war, hierher zurück und traf Ihren lieben Brief an und eile, ihn zu beantworten.

Den Ausflug nach Steiermark unternahm ich, um mich einem gewissen schwermütigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut ist und meinen Körper, worin es gegründet zu sein scheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerstreuung der Jagd, das mühsame Bergklettern, das Ankämpfen gegen vieles Ungemach, indem ich drei Stunden lang, dem Regen, dem Wind, beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gemsen auflauern mußte, die heftig erwachte Jagdlust, die mir das alles leicht erträglich machte. Dies zusammengenommen war wohl imstande mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmut zu entreißen; aber kaum war ich zur Rückreise in den Wagen gestiegen, so war ich auch schon wieder in den alten Trübsinn zurückgefallen, und zwar so tief, daß ich in gänzlicher Abwesenheit der Seele in dem Postwagen der ersten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife und in einem dritten Wagen mein faustisches Manuskript vergaß. Wahrscheinlich ist alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt. Großen Anteil an meiner Verstimmung hatte die peinliche Ungewißheit über Ihr Befinden.

Reinbeck ſchrieb mir am 10. September, Sie ſeien von der Cholerine befallen worden, und ich hatte die ganze quälend lange Zeit bis geſtern keine weitere Nachricht von Ihnen. Ein Brief von Reizenſtein ſchilderte mir die genannte Seuche als eine ſehr bedenkliche und verſetzte mich dadurch in eine Angſt, die mir oft den Hals zuſammenſchnürte, wenn ich Ihrer gedachte. Da haben Sie mir alle Sorge, allen Verdruß, womit ich durch meine Nachläſſigkeit im Briefſchreiben je gegen Sie gefehlt, in einem bitter geſteigerten Maße heimgezahlt. Von der ſtarren Syſtematik, mir nur alle 14 Tage einmal zu ſchreiben, hätte meine geliebte Freundin doch diesmal abweichen können, wo mir eine beruhigende Nachricht ſo wohl gethan hätte und mir deren Ausbleiben ſo wehe that. Doch es ſei alles vergeſſen! weil Sie nun wieder geſund ſind und bald an Ihrer Staffelei ſitzen werden. O wie freue ich mich auf Ihre neuen Schöpfungen. Der Beifall, den Ihr Kirchhof bei den Stuttgarter Künſtlern gefunden hat, iſt nichts weiter, als die verdienteſte Anerkennung, iſt mir aber als Ermutigungsmittel, desgleichen Ihre große Beſcheidenheit zuweilen bedarf, ſehr willkommen. Es wird indeſſen wohl ſchon wieder ſtille geworden ſein um Sie, ja wohl muß es ſtille ſein, wenn Sie Ihre ſchöne Kunſt üben ſollen, damit Ihnen nichts verloren geht von den leiſen Entdeckungen und heimlichen Eingeſtändniſſen, mit denen der Naturgeiſt Ihre Staffelei ſo gerne umſchwebt. O malen Sie, teure Freundin! Vor kurzem war ein Engländer bei mir, ein ſehr einſichtsvoller Mann von gediegener Bildung. Mit großem Vergnügen verweilte ſein Blick auf meiner Lilla, und er bemerkte, er finde in dem Bilde jene ſüße Schwermut, die ihn an manchen Gegenden ſeiner Heimat angeſprochen habe. Das freute mich innig.

Meine Schweſter iſt nun wieder in der Stadt. Sie hat ihren Aufenthalt auf dem Lande mir zuliebe verkürzt. Schurz iſt noch in Steiermark. Mein Leben hier wird ſein Zurückgezogenheit, ſo lang ich noch dableibe. Sollte ſich mein verlorenes Manuſkript nicht wiederfinden, ſo werd' ich zunächſt mich damit beſchäftigen, die erſten Konzepte meines Fauſt, welche ich zum Teil noch habe, aus dem Gedächtnis zu ergänzen, wobei mir der Umſtand, daß ich

Ihnen das Gedicht so oft vorgelesen, gut zu statten kommen wird. Neues ist noch hinzugekommen. In Steiermark schrieb ich noch eine kleine Scene, worin Faust das vom Minister bestellte Hochzeitslied absingt, und eine andre, worin er, bevor er aufs Meer geht, vom Grabe seiner Mutter Abschied nimmt. Auch ein kleines lyrisches Gedicht ist entstanden. Ich will Ihnen aber nichts davon schreiben, damit ich bei unserm Abendthee, der auch mir sehr teuer ist, was vorzulesen habe. Ja, in diesem Thee duftete mir die Blüte geselliger Freude gar erquickend zu. Bald, bald bin ich wieder bei Ihnen.

Kiberlen hat die Pelze weder geschickt, noch darüber geschrieben. Ich komme hoffentlich bald in den Fall, sie zu benötigen. Es ist hier schon sehr kühl, und meine Abreise dürfte nicht ferne sein, wenn alles geht, wie ich wünsche. — Das Treiben der hiesigen Litteratoren ist höchst unerquicklich und anwidernd. Das feindet sich an, das beneidet sich wechselseitig um jeden Bissen Ruhm und sucht sich solchen vom Maule wegzuschnappen. Diese Menschen, wenige abgerechnet, kommen mir vor, als hätten sie, eine Diebsbande, ein paar Fetzen Reputation gestohlen, um welche sie sich nun mit Gezänke herumbalgen. Widerlich, sehr widerlich! Ich möchte hier keinen Almanach herausgeben. Einige Auftritte unter den hiesigen Schöngeistern, wobei es, wie man mir erzählte, zu Stockschlägen gekommen ist, haben mich dermaßen abgestoßen, daß ich statt aller litterarischen Konversation hier lieber nach meiner alten Geige greife, die noch die liebliche sanfte Stimme hat, mit der sie mir die Namen meiner lieben, fernen Freunde oft vorsprechen muß, die ich ihr gelehrt habe. Ich werde diese Gefährtin mitbringen, wenn ich nach Stuttgart komme. — Meine metaphysischen Studien werden fortgetrieben. — Wenn ich nur gesund wäre an Leib und Seele. Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen sein, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber sagen muß ich es, weil Sie um meine Zustände wissen sollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, so wird sie es vielleicht abstumpfen, wie abgestorbene Glieder aufhören zu

ſchmerzen. Dann iſt es auch gut. Vielleicht iſt aber das Ganze nicht ſo ſchlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung von meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einſt mit dieſer verſchwindend.

Ich hab' Ihnen aber noch nichts von dem Erfolg meiner Jagd geſchrieben. Ich war wenigſtens ſo glücklich, Gemſen zu ſehen und ſogar auf einem Gemsbock zu ſchießen. Dieſer war aber ſehr entfernt und in voller Flucht, und, wie denn ein Jäger, der gefehlt hat, immer eine Ausrede weiß, meine Hände von der Kälte ſo erſtarrt, daß ich mit meiner Büchſe zu ſpät fertig wurde und dem herrlichen Wild vergebens nachſchoß. Indes wurden auf dieſer Jagd trotz des Unwetters drei Gemsböcke erſchoſſen, und ich habe von dem größten derſelben die Hörner mitgenommen, aus deren einem ich nun für Ihren verehrten Vater einen Stockgriff verfertigen laſſen will; ſo iſt es doch das Horn von einem Gemsbock, den ich geſehen habe, was freilich ein ſchmachvoll ungenügendes Wort iſt. Daß Kerner zur Vernunft, das heißt zum alten guten Glauben an Ihre und der Ihrigen Freundſchaft zurückgekommen iſt, freut mich herzlich. Ich ſehe ihn ordentlich herumwandeln in Stuttgart mit ſeinen Scheinklagen und maskierten Wonneſeufzern. Er iſt doch im Grunde eine ſehr behagliche Natur. Das Exemplar meiner Gedichte gaben Sie ihm mit vollem Rechte, da der Grund des Verzugs durch Cotta ſelbſt weggefallen war. Von den übrigen Exemplaren bitte ich vorderhand an Mayer, Schwab, Uhland, Grüneiſen und Pfizer (Paul) zu ſenden, da Sie doch einmal die Güte hatten, ſich zu dieſer Adminiſtration meiner Freundſchaft anzubieten. Auch an Groß-Hoffinger bitt' ich ein Exemplar mit meinem Gruße zu ſenden. Tauſend Grüße den Ihrigen.

Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe.

Ganz und ewig

Ihr Niembſch.

Wien, 21. Oktober 1834.

Liebe Freundin!

Ihr Brief hat mich belehrt, daß ich Ihnen nicht in jeder Stimmung schreiben soll, sondern warten bis eine bessere gekommen. Reinbeck beginnt sein Schreiben mit den Worten: Schreib' uns heitrere Briefe. Wenn das nur immer anginge. Ich will aber künftig lieber gar keinen Brief schreiben als einen trübseligen. Oder vielmehr, ich will dafür sorgen, daß ich imstande sei, Ihnen ein heiteres Wort zu senden.

Mein Manuskript hat sich gefunden. Vorgestern hab' ich auf vielseitiges Verlangen in einer Gesellschaft von 15 hiesigen Litteratoren meinen Faust gelesen. Ich las das Ganze. Die Wirkung war für mich sehr erfreulich. Es hat stark gepackt. Es ist wieder eine größere Scene hinzugekommen: Faust und Mephistopheles am Seestrande. Ich bin jetzt wieder recht im Zuge. Ich werde das Werk hinausführen, was auch die Kritik sagen mag. Es hat sich übrigens bereits eine Gegenstimme im „Planet" über meine Scenen im Musenalmanach höchst vorteilhaft ausgesprochen. Doch das ist eins. Ich habe viel zu wenig Respekt vor diesen Herren, als daß sie mich genieren könnten.

Ich bedaure, daß Sie im Malen unterbrochen sind durch Mangel an Farben. Ich habe bereits den Maler Schwind aus München, der gerade hier ist, beauftragt, Ihnen einen Vorrat anzukaufen. Schwind ist ein Östreicher, ein sehr kräftiger, natürlicher Mensch; und nach dem Ausspruch von Cornelius unter den jetzigen jungen Malern der beste. Sobald ich die Farben erhalten, werde ich sie Ihnen zusenden oder selbst bringen. Dies hängt von einer Entscheidung ab, der ich täglich entgegensehe.

Beiliegenden Brief bitte ich an Mariette zu schicken. Sie hat mir mit ihrem Bilde eine sehr große Freude gemacht. Lesen Sie den Brief und versiegeln Sie ihn dann gefälligst.

Meine Gesundheit ist nicht gehörig, aber doch leidlich. Das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemütsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, im Gedichte entlade. Ich will diesen Winter recht arbeiten.

Einige vergnügte Abende hab' ich in Penzing bei Löwenthal und Kleyle verlebt. Ein gewisser Mitschik spielte Beethovensche Sachen mit ungemeiner Tiefe und Energie. Ich bin in dem Hause gern gesehen, und die Glieder dieser zahlreichen Familie zeigen sich bei näherer Bekanntschaft immer liebenswürdiger. Doch mit der Unwiderstehlichkeit ist's nicht so arg. Bleibe ich diesen Winter hier, so erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämtliche Beethovensche kleinere Kompositionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da lass' ich keine Note aus. Da will ich mein Herz recht durchstürmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt, wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Briten nicht ausgenommen. Doch ist es immer noch möglich, daß ich bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügte, sich selbst genügende Zusammenleben mit meinen befreundeten Herzen ist auch Musik, und zwar eine sehr schöne.

Meinen letzten Brief schrieb ich gerade um 2 Uhr mittags, als Sie beisammensaßen und sich meiner erinnerten. Es muß doch eine Ahnung gewesen sein, denn ich war ungewöhnlich lebhaft ergriffen von dem Andenken Ihrer aller.

Leben Sie wohl, teure Freundin! Beglücken Sie bald mit einem Brief

Ihren Niembsch.

Schönste Grüße den Ihrigen.

Noch eine Bitte:

Haben Sie die Güte von meinem Gelde 200 Gulden an die Stuttgarter Hofbank zu senden, mit dem Auftrage, mir diese Summe in Wien bei Arnstein und Eskeles anweisen zu lassen.

Die Pelze könnt' ich bald brauchen, es wird hier schon sehr kühl. Hatten Sie auch die Güte, mir meinen braunen Winterrock einpacken zu lassen? Wenn es nicht geschehen ist, könnte ihn Carl in einem Pakete auf den Postwagen geben mit meiner Adresse: „im Schwarzspanierhaus abzugeben."

Meinem teuren Freunde Reinbeck werde ich nächstens schreiben. Er möge mich diesmal gütigst entschuldigen.

Adieu, liebe Freundin, pflegen Sie Ihre Gesundheit.

Ist Gr. Alexander noch nicht zurück?

Salzburg, 27. März 1835.

Liebe Freundin!

Mein Reiſen geht langſam, wie Sie ſehen, aber es geht glücklich. Bis Ulm oder zunächſt Geislingen ſtieß mir nichts auf als ein paar Entwürfe zu lyriſchen Gedichten. In Geislingen war ich allein und ſpielte mir meinen Beethovenmarſch und rekapitulierte die ſchöne, ſo ſchnell verflogene Zeit meines letzten beglückten Aufenthaltes bei Ihnen und ſtellte mir vor, wie freudig es jetzt mit dem Kinde hergehen müſſe. Mein Abwechſeln zwiſchen Stuttgart und Wien hat durch das oftmalige Abſchiednehmen etwas Drückendes. Künftig will ich länger an einem dieſer Orte bleiben, eh ich zum andern hinüberrolle; aber den Anfang dann mit Stuttgart machen. Vielleicht treff' ich noch ſaure Beeren an Ihren Weinſtöcken, wann ich wieder komme, aber gewiß keine ſauren Geſichter über das zu früh. In Ulm fand ich bei Kiderlen eine herzliche Aufnahme. Der Sohn des Hauſes war nicht angekommen, mein Forteilen mithin unnötig geweſen. Madame Kiderlen iſt noch immer nicht zu tröſten darüber, daß ihrem Dienſtperſonale die Entfremdung des vergeſſenen Riechfläſchchens zuzumuten geweſen ſein konnte. Sonntag abend kam Profeſſor Haßler mit einigen andern in den ſchwarzen Ochſen und verplauderte mit mir ein Stündchen. Montag früh tunkte ich den letzten ſchönen Reſt des Guglupfs meiner lieben Julie in den Kaffee und fuhr auf dem Eilwagen nach München, wo ich Dienstag früh 5 Uhr ankam. Den Vormittag auszufüllen, ging ich in die Galerie und that dort vor einem gewiſſen Bilde eine wahrhaft zerknirſchte Abbitte. Abends war Konzert im Odeonſaal, gegeben vom erſten Geiger des belgiſchen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieſes außerordentlichen Virtuoſen groß und herrlich und namentlich ſein Adagio wahrhaft bezaubernd, ſo mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Teil des Publikums noch während ſeiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphiliſterhaft iſt dieſe erbärmliche Beſorgnis des Publikums um ſeine Mäntel, während es in eine Welt verſetzt ſein ſollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte

doch der Künſtler allen Störern zugleich ſeine Geige an den Kopf ſchlagen können! Doch nein, an dieſen Felſen ſollte das edle Saitenſpiel nicht zerſchellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, ſo zürnend und verachtungsmächtig, daß es mir in der Seele wohlthat; aber nur einen. Von dieſem Augenblicke klang ſein Adagio noch viel leidenſchaftlicher und tiefer, es klang wie ein ſchmerzliches Fortflüchten aus dem Kreiſe dieſer Rohen und Kalten und wie ein Ausweinen in den Armen ſeines Genius. Artot ſoll leben, er iſt ein wahrer Künſtler; ein unechter hätte, beleidigt, ſchlechter geſpielt; Artot ſpielte beſſer. — Mittwoch mußte ich noch in München bleiben, weil keine Gelegenheit zu finden war. Ich beſuchte nochmal die Galerie, ſpeiſte dann in unſerem Kreuz — wo ich auch wohnte — in großer Tiſchgeſellſchaft; ſprach übrigens den ganzen Tag über nichts beinahe. Abends machte ich einen Spaziergang im Hofgarten, denſelben, den wir zuſammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüt recht ruhig, heiter und voll geſegneter Gedanken. Das waren aber keine poetiſche Gedanken, ſondern von jenen feſten, ſtrengen, klaren, charaktereifenden, für welche ich dem Himmel, wenn ſie mir manchmal zu teil werden, mehr danke, als für die glücklichſten poetiſchen Einfälle. Ja, dieſe Stunde war geſegnet. Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieſer Erde und dann euch, meinen Freunden, eine freudige Erſcheinung ſein. Vielleicht! Wären Sie doch in dieſer Stunde mit mir geweſen, und hätte Ihre edle, liebevolle Seele einen Blick in mein Inneres thun können, das ſich ſo ſelten (mir ſelbſt ſo ſelten) aufſchließt! Dann hätten Sie vielleicht erkannt, daß meine rauhen und ſcheinbar kalten Ausbrüche, womit ich Sie manchmal gekränkt, nicht aus böſem Grunde ſtammten, ſondern der Aufſchrei geweſen ſind eines kranken Herzens. Jedes harte Wort, das ich Ihnen je geſprochen, hat ſeine Strafe gefunden in meinem Herzen, dieſe Strafe iſt um ſo bittrer, als es kein Mittel giebt, das Geſchehene gut zu machen. Alles was ich je Liebevolles für Sie thun kann, iſt nur Pflicht; Sie ſind ſo ganz meine edle, warme Freundin, daß ich im Vergleiche mit Ihrem Verdienſte nie einen Überſchuß an Freundlichkeit für Sie aufbringen

kann. Doch ich bin gern Ihr Schuldner und lasse mir das herbe Bewußtsein gefallen.

Gestern fand ich einen Wagen und sitze nun in Salzburg, in demselben Zimmer, dessen dürftiges Ameublement meinem lieben Reinbeck so verdächtig und unheimlich aufstieß, wo aber das gute Abendessen ihn und uns beide gar bald in eine zufriedene Behaglichkeit versetzte. Die gute Lenerl hab' ich aber nicht angetroffen, sie ist krank und wird nächstens sterben. Diese Nachricht hat einen wehmütigen Eindruck auf mich gemacht. Das gute Mädel hat Sie und unsern Reinbeck so freundlich und aufmerksam bedient und war eigentlich der erste Mensch, der Ihnen in Östreich gefällig entgegenkam, und nun muß sie sterben. Auch unsere Berge sind ganz traurig, alles überschneit. Ja, die Zeit, die Zeit! Sie ist freilich ein Strom, aber keiner, der in seinen Ufern an uns vorüberzieht, sondern ein uferloser, überschwemmender, der heranschwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unserer Freuden, Wünsche und Hoffnungen in seinen Fluten begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unseres Lebensgebietes übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können! Endlich aber werden wir doch selbst weggespült. Wenn dann nur was sich liebt auf dem letzten höchsten Felsen beisammenstünde und auf einmal fortginge!

Übermorgen, den 29., reise ich mit einem Landkutscher nach Wien. Der Eilwagen geht erst Dienstag ab, den 31., den 2. April komm ich in Wien an. Reinbeck werd' ich von dort aus schreiben; hoffentlich kann ich ihm dann Schilleriana mitteilen. Bis dahin meine herzlichsten Grüße an den lieben, würdigen Freund, wie an alle die Ihrigen, namentlich den kleinen August, der auch durch seine persönlichen Eigenschaften die große Liebe verdient, die ihm von allen Seiten zuströmt. An Frau Lotte meine besonderen Grüße und Bitten, daß sie ihre Schwester Emilie täglich kategorisch und unabweisbar spazieren führe.

Von ganzem Herzen

Ihr Riembsch.

Meine herzliche Empfehlung an Fr. v. Bauer.

Wien, 11. April 1835.

Liebe Freundin!

Unſerer Verabredung nach, daß wir jeden Brief binnen drei Tagen beantworten wollen, müßte ſchon wieder ein Schreiben von Ihnen da ſein; Sie haben doch meinen Brief von Salzburg erhalten? Den 2. dieſes bin ich hier glücklich angekommen. Meine Reiſegeſellſchaft war langweilig, ausgenommen ein Tiroler, der mir viel Spaß machte. Dieſer machte 1809 die Inſurrektion unter Andreas Hofer und Speckbacher mit, war damals einer der erſten, verwegenſten Scharfſchützen; ein ganz herrlicher Menſch. — Als ich durch die Wälder fuhr, die hie und da ſchon aufgrünen, bekam ich einen großen Appetit nach ländlicher Einſamkeit, den ich auch nächſtens befriedigen will, indem ich nach Hadersdorf, einem Dorf im Gebirge, ziehen werde. Ich fühle in der That ein dringendes Bedürfnis, allein zu ſein; es iſt hier ſo laut. Was die Geſellſchaft an allerlei Material in meinem Innern angehäuft hat, muß die Einſamkeit ſichten und ordnen, damit auch Zuſammenhang und Überblick in mein Leben kommt. Auch hab' ich einen neuen Widerwillen gegen das Wiener Publikum gefaßt, ſeitdem es ſich ganz und gar von Herrn Safir und ſeinem Anhang beherrſchen läßt. Die hieſige Litteratorenſchaft iſt in zwei Parteien zerworfen, pro und contra Safir, die ſich aufs grimmigſte anfeinden, und das alberne Publikum hält ſich an den Teil, wo es am meiſten zu lachen giebt. — Meine Schweſter iſt außerordentlich erfreut über das liebe Geſchenk. Sie wird nächſtens ſelbſt danken; indeſſen ſagt ſie mir täglich zwanzigmal: die Emilie muß eine gar liebe, gute Frau ſein, und ich ſtimme dreißigmal aus vollem Herzen ein. Mein Schwager iſt in ſeiner neuen Würde ſehr vergnügt. Wäre er indeſſen um eine Stufe degradiert worden, ſo wäre er ebenſo vergnügt. Er iſt ein wahrer Optimiſt. Meine Freunde Kleyle und Löwenthal ſind die Alten. Brav, gutmütig und höchſt lebensfroh. Sophie Löwenthal iſt guter Hoffnung; auch die Frau meines Freundes Herz, die da immer ſagte: Adolf, der Niembſch iſt ſchon wieder grob. Meine übrigen Freunde ſind alle im Alten. Bauern-

feld hat einen bösen Kampf mit Safir gehabt. Dieser hat ein Stück von jenem „Fortunat“ fallen gemacht. Gestern gab Bocklet, der Lehrer Ihres Leibnitzle, ein Konzert, worin er auf dem Klavier ganz herrlich improvisierte. Da hörte ich auch Beethovens Ouverture zu Coriolanus zum erstenmal. Göttlich! Liebe Emilie, hätten Sie das nur auch gehört! So oft ich was Schönes höre und sehe, wünsch' ich Sie auch dazu, und höre oder sehe ich was Häßliches, so wünsch ich mich zu Ihnen und in den rettenden Umgang Ihrer schönen, lieben Seele. Miltscherl! Mit dem Dichten ist's noch nichts. Auf dem Lande wird's wohl wieder gehen. — Grafen Alexander wollt' ich auf meiner Durchreise noch sehen, fand ihn aber nicht zu Hause, er war auf die Jagd gegangen, die Gräfin aber wollt' ich in so früher Morgenstunde nicht inkommodieren. Darum fuhr ich weiter. — Mein Almanach muß jetzt schon fertig sein. Wenn mir Frank nur einige Exemplare mit der Post schickte. Wenn er nur überhaupt die Exemplare für die hiesigen Buchhändler auf diesem Wege hergelangen läßt. — Mein Plan für diesen Sommer lautet so (und wird auch ausgeführt): Mai und Juni wohn' ich in Hadersdorf,* Juli und August will ich in Reichenau zubringen, im Hochgebirg. September und Oktober u. s. w. in Stuttgart. Ich habe mich auch gar sehr in Ihr Haus gewöhnt, und Sie alle so lieb gewonnen, daß ich Sie nicht mehr entbehren kann. — Was mein Arbeiten betrifft, so bin ich wieder zu meinem Herbart zurückgekehrt. Ich finde immer einen gewissen intellektuellen Frieden und Trost im Umgange dieses ruhigen, klaren Geistes. — Ich sitze in diesem Augenblick hart unter meiner Lilla, die mir ins Papier guckt und mir einen Gruß an Sie aufgiebt. Hinter mir liegt mein treuer Hund, Feldmann genannt, schöner Jagdhund, den ich auf der Reise erhandelte. — Das ist mir recht lieb, daß mein Bildnis ins Wohnzimmer aufgenommen worden ist. Da bin ich also abends doch unter Ihnen. Meine Schwester möchte es gar zu gerne sehen. Bin ich in Stuttgart, so sollte mein von Ihnen gemaltes Bild bei meiner Theres

---

* Zwei Meilen von hier, einsame Waldgegend. (Anmerkung Lenaus).

ſein, bin ich in Wien, ſo ſollte es bei Ihnen ſein, bin ich aber auf der Reiſe, ſo ſollte es ſich verdoppelt hier und dort befinden. Das beſte wäre jedoch, wir wären alle immer beiſammen. Graf Auersperg ſoll anfangs Mai hier eintreffen. Ich freue mich ſehr auf den treuen Freund. — Die Stimmung der Wiener und Öſtreicher überhaupt iſt recht froh. Man erzählt ſich einige ſchöne Züge vom neuen Kaiſer. Er arbeitet außerordentlich viel. Die Geſchäfte gehn jetzt raſcher.

Adieu, liebe Freundin, grüßen Sie alle herzlich

von

Ihrem Niembſch.

Pflegen Sie Ihre teure Geſundheit auch ferner, ich bitte dringend.

Wien, 27. April 1835.

Liebe Freundin!

Wenn Sie erfahren, daß ich ſeit mehreren Tagen an einem kleinen Katarrhfieber leide, mit dem es aber jetzt ſchon auf die erwünſchte Neige geht, ſo werden Sie nicht ungehalten ſein, über mein ſpätes Beantworten Ihrer Briefe. Dieſe hab' ich beide mit großer Freude erhalten. Es iſt die alte, verläßliche Freundſchaft, die aus jeder Zeile mich labt und wärmt. Gott erhalte nebſt allem, was Sie erfreut, auch dieſes Gefühl in Ihrem Herzen, liebe Freunde!

Sobald das Wetter ſich aus dem ungeſtümen Regen und Wind zum klaren Frühling durchgeſchlagen haben wird, werde ich aufs Land ziehen. Es iſt wahrſcheinlich, daß ich fürs erſte nicht nach Hadersdorf gehe, das wegen ſeiner bergverſchloſſenen Lage noch zu feucht und rauh ſein dürfte, ſondern nach dem Dorfe Neuſtift und erſt im Monat Juni dorthin. Ich bin hier vielfach requiriert von Geſellſchaften; das beſte dabei iſt, daß man mir durch muſikaliſche Genüſſe oft mitten im Tumult einer zahlreichen Menſchenverſammlung eine Einſamkeit ſchafft, denn ich brauche nur ein paar Töne von meinem Beethoven zu hören, ſo bin ich geſellſchaftlich

emanzipiert und mit dem großen Geiſt allein. Geſtern war ich bei Hofrat Kleyle in Penzing. Da wurde nebſt einer Beethovenſchen Symphonie eine Phantaſie von Schubert geſpielt, die außerordentlich ſchön iſt. Gegen Abend kam aber wieder eine fieberiſche Alteration, mir wurde ſo kalt, daß mich im Hereinfahren ſchüttelnd fror. Heute iſt's wieder beſſer, nur hab' ich ein Sauſen im Kopfe, wie von einem fernen Waſſerfall. Da liegt auch gerade die Abbildung des Niagara als Unterlage unter dieſem Briefe, vielleicht rauſcht der ferne Freund mir zu.

Ihre freundliche Sorgfalt in betreff des Knaſters hat mich gerührt. Es iſt ſchön von Ihnen und höchſt weiſe, daß Sie mich mit Tabak bekränzen. Ein ſolcher narkotiſcher Kranz, in welchem ſüße Kräfte des Vergeſſens ſchlummern, paßt für meine Stirne trefflich. Dieſer Rauch iſt Nebel, der vom Lethe kommt, darum ſchlürf' ich ihn ſo gerne ein. Bewahren Sie mir nur den köſtlichen Kranz Varinasknaſter. Zu Herbſt will ich ihn mir ſchmecken laſſen. — Einen Unfall meiner Heimreiſe hab' ich Ihnen zu ſchreiben vergeſſen. Diesmal griff der Gott des Verluſtes, der doch jedesmal ſein Reiſeopfer von mir eintreibt, nach einem mir ſehr lieben Stücke meiner Habe, nämlich er ſetzte ſich meine grüne Kappe auf, von Ihrer Hand gemacht! Das thut mir ſehr leid. Ich habe zurückgeſchrieben an das Wirtshaus, wo der Unfall geſchehen, vielleicht erhalte ich das Verlorene wieder, ich hoffe es aber kaum. Hätt' ich gewußt, ob ich recht thäte, ſo hätt' ich jenem Gott, dem Unbarmherzigen, einen Vergleich angeboten und ihm zum Tauſch für die Kappe irgend ein anderes Stück Mobiliarvermögen aus dem Wagen zugeworfen, vielleicht' bekäm ich dann die Kappe wieder; aber ich wußte nicht, ob — für heute will ich ſchließen, liebe Freundin, weil ich noch einige Zeilen an Reinbeck zu ſchreiben habe und das Sauſen im Kopf nicht aufhören will. Doch über das letztere ſeien Sie unbeſorgt, es iſt bloß katarrhaliſch und bald vorüber. Sonſt bin ich recht geſund und heiter. Leben Sie wohl, Freundin meines Herzens, und wenn Ihr ſchöner Glaube wahr iſt, wie ich ſelbſt glaube, Freundin meiner Ewigkeit.

Ihr Niembſch.

Wien, 5. Mai 1835.

Liebe Freundin!

Hier erhalten Sie ein Brieflein außer der Ordnung; doch Ihnen einen herzlichen Gruß zu senden ist ja immer in der Ordnung. Ich freue mich schon recht auf Ihren nächsten Brief, der dieser Tage ankommen muß. Ich bin, wie ich Reinbeck schon geschrieben, gesund und heiter genug, um diesen Frühling und Sommer über recht arbeiten zu können. Im Herbst will ich dann meine Garben binden und damit zu Ihnen eilen. — Meine Schwester Therese grüßt Sie schwesterlich. Sie spricht oft von Ihnen, nur ist sie in ihrem Kindertumult noch immer nicht dazu gekommen, Ihnen den schuldigen und vorgesetzten Brief zu schreiben. Im Herzen meiner Schwester steht er aber längst schon geschrieben. Sie möchte ihre Sache recht gut machen und mit ihrem Dank anständig erscheinen, um bei Ihnen, einer Frau von so hoher Bildung, keinen ärmlichen Eindruck zu machen. Doch sie wird nächstens schreiben. Warum schreiben Sie, liebe Freundin, so korrekte und schöne Briefe, daß Sie den minder korrekten Östreicherinnen damit Respekt einjagen?

Meine Lilla muß nun gefirnißt werden. Ich habe mich immer noch nicht entschließen können, sie aus meinem Zimmer zu lassen. Jetzt, da ich aufs Land gehe, wohin ich das Bild wegen möglicher Beschädigung nicht mitnehmen will, soll die nötige Auffrischung damit vorgenommen werden.

Ich habe die letzten Tage wieder viel schöne Musik gehört. Mein Liebling, der Geiger Artot, hat hier ein Konzert mit großem Beifall gegeben. Außerdem bekam ich Beethovensche Symphonien, Ouvertüren u. s. w. zu hören. Im Sommer wird es nun weniger Musik geben. Nur an den Sonntagen, wo ich regelmäßig bei Kleyle in Penzing essen werde, (Penzing ist zwei Stunden von Hütteldorf entfernt) hoffe ich vierhändiges Klavierspiel. In die Stadt werd' ich wenig kommen, weil auch meine Schwester aufs Land zieht, nach Dornbach, wo es mir zu geräuschvoll ist. Einmal in der Woche werd' ich nach Penzing und einmal nach Dorn-

bach gehn, die übrigen Tage aber allein in Hütteldorf sein. Schöne Buchenwälder! Da wüßt' ich mir einen Platz im Walde, wohin ich das Reinbeckſche Haus möchte zaubern können. Das wäre auch für den kleinen Buben eine geſunde Luft, und er könnte das Baumklettern üben, weil er doch ſchon allgemach zu ſchwer wird, um auf unſre ehrwürdige Familieneiche, den Großvater, zu klettern. Ich grüße dieſen und Ihre liebe Schweſter auch Fr. Bauer herzlich. Leben Sie wohl, liebe Emilie, Miltſcherl

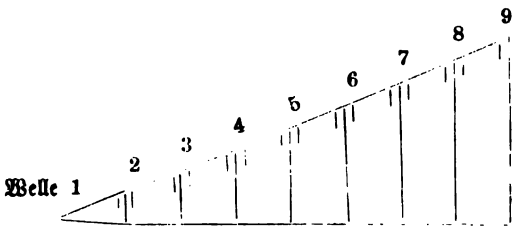
ewig

Ihr Niembſch.

Wien, 23. Mai 1835.

Liebe Freundin!

Wenn ich Ihnen oft ſtundenlang zur Seite ſaß, ohne ein Wort zu ſprechen, ſo meinten Sie darum doch nicht, ich ſei Ihnen entfremdet, und wenn ich Ihnen jetzt wochenlang in der Ferne kein Wort ſchreibe, ſo werden Sie es auch nicht meinen. Sie verlangen einen ordentlichen, d. h. langen Brief. Ich bin jetzt wieder in einer ſolchen Gärungsperiode, wie ich es oft in Stuttgart geweſen. Das wogt und treibt und brauſt in meinem Innern durch- und übereinander, ich weiß nicht, was daraus wird. Es iſt aber doch nicht allein ein poetiſcher Gärungsprozeß, wie Reinbeck meint; es iſt vielmehr ein ebben und fluten in meiner Seele, worin ihr Leben überhaupt ſich abrollt. Die Ebbe nenne ich meine heitere Stimmung. Dieſe tritt ein, wenn mich nichts lebhaft beſchäftigt, es iſt wirklich eine Leere, Ebbe. Die Flut iſt Schmerz. Wenn das Meer flutet, ſo bemerkt man neun Wellenſtöße, deren jeder aus drei Momenten beſteht, die ſich deutlich unterſcheiden laſſen:



In dieſer Skala wachſen die Wellen; nach der 9., die plötzlich abſtürzt, ohne wieder allmählich abzunehmen, tritt die Ebbe ein. Im ganzen hat die Flut alſo 27 Tempi. Ich möchte wiſſen, an der wievielſten Welle die Flut meines Lebens geht in dieſem Augenblick. Nach 2, 3 Tagen ebbt es vielleicht wieder. Das hat nun einen großen Einfluß auf meine Briefe, fällt mein Brief in 7., 8. oder 9. Welle, ſo muß es Sie traurig machen, weil Sie mich lieben. Denken Sie dann nur, daß indeſſen die Senkung eingetreten. Die ganze Skala aber wächſt auch wieder, ſo daß die 9. Welle jedesmal höher ſteigt. Des himmliſche Leben, oder der irdiſche Tod, oder der Schmerz flutet jedesmal höher herein. Doch laſſen wir das.

Mit meiner leiblichen Geſundheit bin ich zufrieden. Ich mache jetzt viel Bewegung, das bekommt mir gut.

Schwab hat mir einen recht herzlichen Brief geſchrieben, voll freudigen Dankes für meine Beiträge in den Muſenalmanach.

Ihre Nachricht von der Verheiratung der Gräfin M. hat mich nicht erfreut. Ich glaube nicht, daß ſie glücklich wird. Auersperg iſt hier. Sein Entſchluß, ſich zu verehlichen, iſt noch in der Ferne. Er hat bis jetzt ganz andere Dinge im Kopf. Für mich zeigt er große Liebe, und er will einen gemeinſamen Lebensplan mit mir ausführen. Ich will Ihnen darüber nichts ſagen, weil doch ſchwerlich was draus wird. Ich habe nicht viel Luſt dazu.

Geſtern ſaß ich in einem Gartenzimmer abends. Mikſchik ſpielte eine Beethovenſche Sonate, am Himmel ſchlug ein ſtarkes Gewitter, Auersperg, der liebe Freund, ſaß neben mir, es war eine ſchöne Stunde. Leben Sie wohl, liebe Emilie, pflegen Sie Ihre teure Geſundheit und behalten Sie mich im Herzen.

Ich kann keinen ordentlichen Brief ſchreiben diesmal.

Ihr Niembſch.

Lieber Freund!

Dieſen Brief ſchreib' ich im Reunerſchen Kaffeehaus.

Auersperg ſteht neben mir und läßt Dir ſagen, daß er ſich mit großer Freude an Dich erinnere, an Deine würdige Erſchei-

nung, aus welcher, wie er ſagt, und wie auch ich ſage, überall eine gewiſſe Honettität und Liebenswürdigkeit hervorleuchtet. Er wünſcht und hofft, dieſe angenehmen Eindrücke ſich bei Dir zu erneuern. Zugleich drängt er mich aber, den Brief zu ſchließen. Darum lebe wohl und verüble mir den kurzen Gruß nicht.

Von Herzen

Dein Niembſch.

Ich grüße herzlich Vater, Schweſter und Charlotte.

Hütteldorf, 19. Juni 1835.

Liebe Freundin!

Allerdings giebt es Stimmungen, in denen ich nicht aufgelegt bin, auch meinen liebſten Freunden zu ſchreiben. Von Natur zur Schweigſamkeit mehr als Redſeligkeit geneigt, verliere ich vollends bei übler Laune allen Drang, mich mitzuteilen; zumal in Briefen, die doch immer nur ein einſeitiges Geſpräch abgeben. Da ſitze ich manchmal, die Feder ſchon in der Hand, und ſoll mich ſelbſt zum Reden aufregen, und alles, was meiner Feder ſich bietet, ſcheint mir dann unzulänglich, unbedeutend, gar nicht wert, daß ich es hinſchreibe. Anders iſt es ſchon bei mündlichen Geſprächen, wo ich durch Frag und Antwort angeregt werde; doch ſelbſt da ſind mir meine eigenen Worte oft ſo zuwider, daß ich lieber ſchweige. Sie kennen mich ja, liebe Emilie, und werden das gewiß nicht mißdeuten. So iſt es denn auch gekommen, daß dieſer Brief ſpät geſchrieben wird. — Ich wohne ſeit 9. Mai in Hütteldorf, nur Auerspergs Anweſenheit hat mich auf einige Tage in Wien gehalten. Er iſt wieder fort. Was den gemeinſchaftlichen Lebensplan betrifft, ſo ſeien Sie unbekümmert; wenigſtens vor der Hand werd' ich nicht nach Amerika wandern. Auersperg ſagte mir nämlich, er ſei bereit, wenn ich mit ihm ziehen wolle, ſeine Güter zu verkaufen und nach Amerika zu gehen; doch müßte ich ihm meinen Entſchluß ein Jahr früher anſagen, damit er alles vorkehren könne. Das bleibt aber unter uns d. h. den Unſrigen. Ich bin nicht geneigt zu dieſem Schritte, der mich an Auersperg,

ſo lieb er mir auch iſt, doch allzuſehr binden würde, denn ich könnte ihn in Amerika nicht im Stich laſſen. Das wäre mehr als Heiraten. Ich könnte mich hiezu nur dann entſchließen, wenn ich mit Europa meine Rechnung abſchließen könnte. Das geht nicht. An ſo manchen hab' ich noch gar viel heimzuzahlen an Liebe und Freundſchaft, daß ich gar nicht abſehe, wie ich aus meinen Herzensſchulden herauskomme.

Ja, liebe Freundin, reiſen Sie ins Bad und pflegen Sie Ihre teure Geſundheit aufs gewiſſenhafteſte. Das iſt auch eine Herzensſchuld, die Ihnen nicht erlaſſen wird. Es wäre freilich ſchön, wenn ich in den Wäldern von Teinach plötzlich hinter Ihnen ſtehen und Sie mit der Frage überraſchen könnte: Soll ich Ihnen nicht das Bleiſtift ſpitzen? — Betrachten Sie Ihre Badekur nicht als eine Verbannung, ſondern als ſchuldige Sorgfalt für ſich ſelbſt und als einen Liebesdienſt für alle, die Sie lieben, unter denen ich nicht der letzte bin. — Auf Ihre kühne Unternehmung freue ich mich recht. Was kann denn das ſein? ich krieg' es nicht heraus. Mir hätten Sie es doch ſagen können. Das iſt wieder ein böſer Streich des leidigen Briefſchreibens. Da haben Sie mich wieder neugierig gemacht, und ich kann Ihnen das Geheimnis nicht herausſekieren, wie es mündlich wohl geſchähe. Doch glauben Sie nicht, daß mich Ihr Brief nicht ſehr gefreut hätte; ich bitte im Gegenteil um einen baldigen andern, worin Sie mich zum Vertrauten Ihrer geheimen Anſchläge machen. Ich will mich auf jeden Fall rächen an Ihnen für dieſen Streich. Allerlei Andeutungen, flüchtig hingeworfene Schlagworte, wie in tiefſten Gedanken bewußtlos ausgeſprochen, auf welche kein Aufſchluß folgen wird, ſollen wenigſtens meinerſeits ein Verſuch ſein, Sie die Neckerei unbefriedigter Neugier fühlen zu laſſen. Aber Scherz beiſeite, wenn das Geheimhalten Ihres Planes vielleicht gerade ein Antrieb mehr iſt zu ſeiner Ausführung, ſo will ich nicht unbeſcheiden um Eröffnung bitten und lieber auch unter die ſeiner Zeit gewiß ſchön und freudig Überraſchten gehören.

Über meine Geſundheit kann ich das beſte ſagen. Die hieſige Luft iſt herrlich, auch laſſ' ich's an Bewegung nicht fehlen. Mit

dem Dichten ging's die letzte Zeit ziemlich. Diesmal hatte Reinbeck doch recht; es waren Geburtsschmerzen, die mich plagten. Leben Sie wohl, liebe gute Emilie; schreiben Sie bald.

Von Herzen

Ihr Niembsch.

An Reinbeck.

Teurer Freund!

Ich danke Dir für die Anzeige des Almanachs. Rückert ist darin ein bißchen zu mager abgefertigt im Vergleich mit der schmeichelhaften Aufzählung der übrigen Kontingente. Den Faust ein geschlossenes Fragment zu nennen, dürfte Mißverständnis veranlassen, als würde das Gedicht nicht fortgesetzt werden. Übrigens ist mir die Anzeige recht und, wie gesagt, ich danke Dir herzlich dafür; ich habe darin wieder Deinen herzlichen Eifer erblickt, mit dem Du immer gern mich und meine Angelegenheiten förderst, und den ich um so höher anschlage, als Du gerade jetzt von Ander- und Widerwärtigem so sehr und unangenehm okkupiert sein mußt. Doch die Bosheit wird Dich nicht beirren. — Was Du in Deinem Brief über die Ungünstigkeit Deiner ersten Eindrücke (bei Gelegenheit Auerspergs) schreibst, ist durch Auerspergs Äußerung und meine eigene Erinnerung widerlegt. — Für Schillers Album hab' ich noch nichts; will aber meiner Muse schon das Kinn streicheln, daß sie was hergiebt. — Jetzt ist der Spargel auch vorbei, sic transit gloria horti. Ich freue mich schon sehr auf Dich und die lieben Unsrigen.

Mein lieber, treuer Freund! adieu.

Dein Alter.

Wien 15. August 1835.

Liebe Freundin!

Da könnte ich lange warten mit meinem Briefe, wollte ich den Ihrigen früher erwarten, der nun schon an zwei Monate im Rückstand ist auf meinen letzten Gruß von Hütteldorf. Vermuten Sie mich noch immer in den Gebirgen? Das wäre sehr sonderbar,

ich bin ja nur auf einige Wochen fortgewesen, und ein Brief von Ihnen liest sich auch in den Gebirgen gut, und dahin würde er mir schon nachgeschickt worden sein; also — diesmal sind Sie, liebe Emilie, ganz unzweifelhaft in der Schuld des Schweigens. Der Brief aus Hütteldorf ist doch an Sie gelangt? Diesem war auch einer an den lieben Vater und Reinbeck beigeschlossen.

Ich empfehle meinen Freund, den Oberamtmann Kleyle, Ihrer freundlichen Aufnahme und bitte Sie sehr, ihm Ihre Bilder zu zeigen, ein paar Tassen Thee zu geben und einen Teller Suppe. Er ist mein Jugendfreund, wir haben zusammen studiert und uns immer sehr lieb gehabt. Er verdient durch seine höchst achtungswerten Eigenschaften eine Stelle in Ihrem Herzen. Nach einer vieljährigen Abwesenheit von seinem Vaterlande reist er nun dahin zurück, seine Verwandten und Freunde zu besuchen. Haßlach im Badischen ist sein Geburtsort. Er ist also Ihr halber Landsmann, ein Grund mehr, ihm gewogen zu sein. Doch dessen bedarf es nicht. Meine liebe Emilie ist allen meinen Freunden gut. Nicht wahr? Im September hole ich mir die mündliche Antwort auf diese Frage, wenn ich bis dahin nicht mit einer schriftlichen beglückt werde.

Meine Reise in Steiermark war ganz herrlich. Ich habe mehrere Höhen bestiegen, darunter die Schneealpe bei Neuberg 6000 und der Hochschwab, den ich seines Namens wegen gewählt hatte, an 8000 Fuß über dem Meere ist. Da hab' ich in einem Felsenthal ein Jägerhaus gefunden, wo ich gerne länger geblieben wäre. Das Thal heißt die Vorhölle. Ringsherum von sehr hohen Bergen eingeschlossen, ist es der ernsteste Winkel der Erde, den ich kenne. Wenn Horaz von seiner Lieblingsgegend sagt: jener Winkel lacht mir vor allen auf Erden, so sag' ich von der meinigen: jener Winkel trauert mir vor allen und ist mir darum der liebste. O wären Sie bei mir gewesen, da hätten Sie mir malen müssen. Abends 9 Uhr kam ich auf meiner Fußwanderung in Begleitung eines heftigen Gewitters in die Vorhölle. Die Natur schien alle ihre Schrecken zusammenzunehmen, um sich in ihrer würdigsten Gestalt zu zeigen. Die Blitze gossen sich wie Ströme auf die

ſteilen, grauen Kalkfelſen herab, der Donner, der Sturmwind, der ſich in den Klippen wie in einer Rieſentuba verfing und nicht brauſte ſondern eigentlich klang, das Rauſchen des Waſſers und das von Zeit zu Zeit ertönende Geſchrei einer Eule, das alles drang die ganze Nacht auf mich ein und erhielt mich in der Spannung eines ſchauerlichen Entzückens. Ich werde dieſe Nacht noch einmal in einem Gedichte ſchildern. Das war in jenem Jägerhaus. Dieſem gerade gegenüber ſteht eine ſenkrechte Felſenmauer, auf der ich, während ich vor dem Hauſe mein Frühſtück aß und rauchte, die lieben Gemſen herumklettern ſah. Drei Tage darauf beſtieg ich den Hochſchwab. An 7 Stunden dauerte das Anſteigen, welches mir aber durch die herrliche Luft und Ausſicht, durch den Anblick vieler Gemſen, die mir im Klettern mit beſtem Beiſpiel vorangingen und deren ich 135 zählte, und durch die Geſellſchaft zweier Jäger zu einem höchſt ergötzlichen Spaziergang gemacht wurde. Das Nähere oder Weitere dieſer Reiſe mündlich. Nur noch das bemerke ich, daß dieſe Gebirgsreiſe meine Geſundheit wunderbar geſtärkt hat, namentlich meinen Magen dergeſtalt, daß ich neulich in Penzing bei einer Tafel von 30 Perſonen faſt der ſtärkſte Eſſer war.

Die Liebloſigkeit, mit der mein Almanach von den Recenſenten aufgenommen worden, inkommodiert mich bloß wegen meines Verlegers. Ich meinerſeits habe auf Liebe und Dank nie gezählt bei meinen Beſtrebungen. Das iſt nicht Sache unſerer Zeit. Ich habe an Brodhag geſchrieben, daß ich, wenn er durch den Almanach Schaden habe, nicht beſtehen wolle auf unſerem Vertrage. Ich erwarte ſeine Antwort. Ich bin wirklich angewidert von dem litterariſchen Skandal in Deutſchland. Ich habe überhaupt die Freude an Bekanntmachung meiner Arbeiten ziemlich verloren, vollends den Redakteur eines Almanachs, einen litterariſchen Tafeldecker abzugeben, iſt mir bei einem ſo unartigen Volk von Gäſten nicht mehr angenehm. Meinen Fauſt ganz herauszugeben, bin ich dem Gedicht ſelbſt ſchuldig; das ſoll auch noch dieſen Herbſt geſchehen. Dann aber will ich, wenn es angeht, d. h. wenn Brodhag mich dispenſiert, mich von der Sphäre der belletriſtiſchen

Öffentlichkeit wegbegeben und in jene der Wissenschaft zurückgehen. Meine Freunde sollen dann doch immer noch alles erhalten, was ich an Poesie schaffe. Das bleibe übrigens unter uns.

Meine Schwester ist gesund und grüßt Sie, wie auch Schurz, herzlich. Sophie Löwenthal, die wieder Blumen malt, oder vielmehr gemalt hat, ist ihrer Entbindung nahe. Mein Freund Herz hat seine liebe junge Frau verloren; auch das Kind, dessen Geburt ihr das Leben gekostet, ist gestorben. Auch eine andere Freundin, Luise Sommaruga, ein 21jähriges Mädchen, ist gestorben. Ich habe einige elegische Verse an sie gedichtet. Mein armer Feldmann wird auch sterben müssen, er hat den Wurm in beiden Ohren. Der gute Hund.

Grüßen Sie herzlich meinen lieben, vortrefflichen Freund Reinbeck.

Unwandelbar

Ihr Niembsch.

Wien 15. Oktober 1835.

Liebe Freundin!

Empfangen Sie herzlichen Dank für die herrliche Aufnahme meines Freundes Kleyle, der sich darüber in einem freudevollen Briefe an seine Frau ausgesprochen hat. Ich wußte wohl, daß er der Mann ist, den stillen Zauber Ihres Kreises zu empfinden und glücklich zu sein in diesem liebevollen Familienasyl. Ich aber muß mir's noch für unbestimmte Zeit, vielleicht für den ganzen Winter versagen, mit meinen Freunden in der Friedrichstraße zu leben. Materielle Beschränkungen tragen die Schuld.

Mein Leben ist von Seite meines Herzens ruhig genug, daß es von Seite meines Geistes frei und ungestört fortrücken kann. Ich bereite mich alles Ernstes auf eine Professur der Ästhetik mit Studien, die mir nie so von statten gingen wie jetzt. Ich habe auch von dem Übermute meiner Gegner Anlaß und Stachel genommen, mich zu wappnen mit allem Rüstzeug der Theorie, und ich werde seiner Zeit mit diesen dünkeldummen oder geradezu schlechten Kerlen einen Kampf eröffnen auf Leben und Tod.

Mag auch das Talent dieser Menschen, mich zu insultieren, groß sein, mein Talent, sie zu verachten ist auf alle Fälle größer. Mithin können sie mich im Gange meiner Productionen nicht stören, mithin wären sie es an sich auch gar nicht wert, daß man sich mit ihnen abgebe; aber das deutsche Volk ist es wert, daß man sein Scherflein beitrage, um ihm die freie Aussicht in die Regionen der Kunst herzustellen. Mit meinem Faust bin ich fertig. Der Schluß hat eine Wendung genommen, die Sie überraschen wird. — Meine Schwester, die Sie schönstens grüßt, wird in diesen Tagen von Dornbach, wo sie den Sommer zugebracht, wieder in die Stadt ziehen; sie ist mit Mann und Kindern wohlauf. Mad. Löwenthal ist jüngst von einem Knäblein entbunden worden. Schleifer kommt morgen hier an. Ich anticipiere und sage, er läßt Sie und lieben Reinbeck grüßen. Auch Kleyle soll heute hier eintreffen. Ich freue mich auf seine Berichte. Er wird mir gewiß viel Liebes mitbringen von Euch allen, und insbesondere einen Händedruck von meinem tiefverehrten Freund Hartmann. Gegen Neujahr oder längstens gegen Frühling komm ich zu Euch, meine Getreuen! Früher wird es kaum geschehen können.

Adieu, liebe Emilie, von Herzen

Ihr Riembsch.

Lieber Freund!

Wenn ich nur etwas für das Album hätte! Wähle irgend etwas aus meinen Versen, oder laß Emilie wählen. Neulich fand ich folgendes in einem uralten Stammbuch, wenn Du willst, so nimm es, ein tiefer Sinn liegt darin verborgen.

Wer stirbst, bevor er stirbt,
Der stirbt nicht, wann er stirbt.

Geboren bin ich zu Csatád in Ungarn 1802.

Gestern sagte mir Hofrätin Kleyle, sie habe 300 Gulden C. M. beisammen fürs Denkmal. Hier seh' ich Dein vergnügtes Schmunzeln. Diese Frau macht meiner Verwendung Ehre. — Wann werden wir wieder mitsammen lachen? Wann werd' ich Dir wieder

mit Pfiff und Guitarre Thränen entlocken? Du lieber, guter Mensch und Freund!

Seit meinem Faustschluß hab' ich nichts gedichtet. Ich möchte wissen, wie Cotta in betreff einer Verlagsnahme meines Faust gestimmt, ob er nicht durch die bösen Recensionen verstimmt ist. Sondiere, bevor ich anfrage. Sei so gut. Von ihm wird es abhängen, ob ich den Schluß in den nächsten Jahrgang meines Taschenbuchs gebe oder nicht. Ist er bereit, Faust zu drucken, so gebe ich was anderes in den Almanach und lasse den Faust nunmehr ganz erscheinen.

Ich muß schließen, weil die Post bald geschlossen wird. Lebe wohl, mein Freund. Ich bin von Herzen der Deinige.

Niembsch.

Grüße bestens alle lieben Hartmannischen und Fr. Charlotte, die edle.

Wien, den 5. Februar 1836.

Liebe Emilie!

Gestern früh bin ich hier angekommen. Meine Reise war glücklich. Ich bin sehr gesund, aber wenig froh. Gleich nach meiner Ankunft bei meiner Schwester sagte mir eines ihrer Kinder: „Herr Onkel, ein guter Freund von Ihnen ist gestorben." Es ist Kleyle. Er war mein ältester Jugendfreund, mit ihm ist viel Rechtschaffenheit und Seelengüte von dieser Erde gegangen. Sie, meine Freunde, haben ihn nur erst kennen gelernt, um seinen Tod zu betrauern.

Überdies hat mich noch manche traurige Nachricht andrer Art hier empfangen.

Sie sehen, ich habe verflucht wenig Ursach, lustig zu sein. Hier aber kommt mir der harte Sinn zu statten, den Sie mir richtig zugeschrieben haben, liebe Emilie. Hätte ich nicht einen eisernen Panzer um mein Herz geschlagen, es wäre längst gebrochen. Sie wissen noch nicht alles, was mich im Leben getroffen hat. Aber ich bin hart und stolz genug, das Unglück zu verachten. Wäre ich es nicht, ich müßte Tag und Nacht heulen wie ein miß-

handelter Hund. Wenn es durch den Egoismus, den mir das Schicksal abgedrungen hat, so weit gekommen ist, daß die Liebe mein Herz nicht weich und dankbar genug findet, so möge sie mich entschuldigen. Ich habe dem Leben gegenüber nun einmal meine Stellung genommen, es soll mich nicht hinunterkriegen. Daß mein Widerstand nicht der eines ruhigen Weisen ist, sondern viel Trotziges an sich hat, das liegt in meinem Temperament. Seien Sie über dieses nicht traurig, liebe Emilie! nur der Tod meines guten Kleyle soll Sie betrüben, nicht mein Leben. Dieses werde ich zu beherrschen wissen. Noch fließt der ewige Quell der Kunst, noch giebt es Menschen, die mich lieben. Ich werde auch wieder froh werden. Die Studien, denen ich mich wieder hingebe, werden auch wohlthätig wirken. — Meine Schwester hat sehr große Freude an Ihrem Geschenk und Brief, sie wird Ihnen selbst danken. Reinbeck sagen Sie, daß die Schillersvorstellung so lange aufgeschoben werde, bis die Schröder hier eintrifft, also bis zum Frühling. Maria Stuart wird dann gegeben werden. Reinbecks übrige Wünsche werde ich betreiben.

Mein schönes, liebes Bild habe ich ganz wohlbehalten hergebracht. Ich werde sogleich einen Rahmen anfertigen lassen, auch einen für meinen Vater Hartmann. — Auersperg ist hier. Er hat für den Almanach nichts geschickt, weil er nichts hatte. Nun aber will er noch was machen. Zu gleicher Zeit will auch ich etwas machen, damit der Almanach, wenn er von Auersperg doch im Stich gelassen werden sollte, mit einem Beitrag von mir geschlossen werden kann.

In Ulm hab' ich den jungen Kiderlen angetroffen, der nach Amerika geht, das ist alles.

Leben Sie wohl, geliebte Freundin! malen Sie fleißig, schreiben Sie mir bald.

Ich umarme Euch alle herzlich

ewig

Ihr Niembsch.

Wien, 22. Februar 1836.

Liebe Freundin!

Ihre Stimme inniger Teilnahme hat mir sehr wohlgethan und ließ mich bedauern, daß ich mich am Briefschreiben mit Wort und That so oft versündigt habe. Ich segne den Tag, an dem ich Ihr Haus betrat, und segne Ihr Herz, das mir Trost und Freude bringt, solang ich lebe.

Meine Gesundheit ist gut, und die Erschütterungen meiner Stimmung beruhigen sich im Dichten, das mir jetzt besonders von statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen. Darum war es mir auch sehr erfreulich, zu vernehmen, daß Sie wieder viel und gerne an Ihrer Staffelei verweilen. Fahren Sie fort, die Bedingungen zu fördern, an welche ich meine nächste Reise nach Stuttgart gebunden habe. Sind Ihre schönen Bilder einmal fertig, so sollen sie auch nicht lange auf die Stunde warten dürfen, wo sich mein Auge daran erfreuen wird.

Ich wohne jetzt bei meiner lieben Therese. Mein Tageslauf ist ziemlich gleichförmig. Da ich auch zu Hause esse, was erst um drei Uhr geschieht, so geh' ich gewöhnlich erst um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus, später folgt manchmal noch ein Besuch, Konzert oder Theater, und abends traulicher Umgang mit Schurz und Theresen, wo viel von Ihnen und den Ihrigen gesprochen wird.

Ich habe halb und halb im Sinn, nächstens wieder einmal nach Ungarn zu reisen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beisammen ist, wäre keine üble Zerstreuung. Auch ist dort eben wegen des zahlreich versammelten Adels jetzt gewiß ein Zusammenfluß der besten Zigeuner. Es zieht mich an, die langentbehrten heimatlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufrischen. Auch habe ich dort einen Freund, namens Keiller, Dr. medicinae, dem ich gerne noch ein paar Stunden meines Lebens schenken möchte. Man muß eilen, seine Freunde noch einmal zu sehen.

Grüßen Sie mir alle Ihrigen und sagen Sie ihnen, daß ich

mich von Herzen auf unſer Wiederſehen freue und ihnen ebenſo für ihre freundliche Teilnahme danke.

Leben Sie wohl, meine teure Emilie!

Immer und innig

Ihr Niembſch.

Lieber Freund!

Ich danke Dir für Deinen lieben, herzlichen Brief und Deinen ſo edel ausgeſprochenen Troſt. Ich wollte, die Zeit wäre ſchon wieder da, wo ich Deinen Händedruck wirklich empfangen könnte. So viel von mir abhängt, will ich trachten, ſie heranzurücken.

Wegen des Albums hab' ich bereits mit Auersperg und Grillparzer geſprochen. Weigl hat noch einige Albumsbeiträge in Händen. Die Theatervorſtellung ſoll keinem Zweifel unterliegen.

Den Dulleriſchen Brief und Kreuzband beliebe an H. Schill abzuſenden, der das weitere beſorgen wird. Er möchte den Brief per Poſt an mich befördern und das Porto in meine Rechnung bringen, den Kreuzband ebenſo.

Auersperg hat für meinen Almanach einen ſchönen Beitrag bereit und nur noch abzuſchreiben. Die Gedichte Kerners ſind nur zum Teil aufnehmbar. Ich ſelbſt habe indeſſen ſo viel gemacht, daß ich in Ermangelung meiner Freunde die Lücke füllen könnte. Das Schreibbuch meiner lieben Freundinnen füllt ſich von Tag zu Tag.

Für heute muß ich ſchließen, weil die Poſt nur bis vier Uhr Briefe aufnimmt und es bis dahin nicht mehr weit iſt.

Empfiehl mich Fr. v. Bauer ſchönſtens.

Leb wohl, teurer Freund!

Herzlich

Dein Niembſch.

Wien, 14. März 1836.

Liebe Emilie!

Ihr Brief und namentlich die feine, gemütvolle Art, wie Sie das Crucifix an Ihrer Felswand verteidigen, hat mir große

Freude gemacht. Ich gebe mich überwunden. Ihr Gefühl hat meine ästhetische Grille zum Schweigen gebracht. Das ist wieder ein schöner Zug Ihrer schönen Seele, dieses Bedauern des Kreuzbildes, wenn es auf der Straße oder dem Felde so preisgegeben dasteht. Ich möchte Sie küssen für dieses Gefühl. Es ist merkwürdig, daß wir beide uns zugleich mit dem Kreuze beschäftigten. Den 21. Februar schrieb ich diese Zeilen.

Crucifix.

Hält ein Mensch die Blicke himmelwärts
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet.
Solche Lieb' ist selten auf der Erde;
Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz das Schicksal eilig fest,
Jesus, deine liebende Gebärde.

Mein Leben ist jetzt ganz kunstbewegt. Fast kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen musikalischen Genuß bringt. So hör' ich heute abend den Vorsänger der hiesigen Synagoge, Sulzer, der sehr wahrscheinlich die schönste Stimme in ganz Deutschland hat. Die von Schmit komponierten Schilflieder wären mir sehr willkommen für diesen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich zwei von den sogenannten verrückten Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister Teufelsquartett. Wenn das der Teufel gemacht hat, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz zersprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt! Heute, liebe Emilie, müssen Sie schon noch einige Gedichte von mir aufnehmen:

An den Tod.

Wenn's mir einst im Herzen modert,
Wenn der Dichtkunst helle Flammen,

Und der Liebe Brand verlodert,
Tod, dann brich den Leib zuſammen!
Brich ihn ſchnell, nicht langſam wühle;
Deinen Sänger laß entſchweben,
Düngen nicht das Feld dem Leben
Mit der Aſche der Gefühle.

An meine Mutter.

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde,
Und muß ſie ſtumm bis an mein Ende tragen.
Ich fühl' ihr raſtlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund' zu Stunde.

Nur eine weiß ich, der ich meine Kunde
Vertrauen möchte und ihr alles ſagen,
Könnt' ich an ihrem Halſe ſchluchzen, klagen!
Die eine aber liegt verſcharrt im Grunde.

O Mutter, komm', laß dich mein Flehn bewegen!
Wenn deine Liebe noch im Tode wacht,
Und wenn du darfſt, wie einſt, dein Kind noch pflegen:

So laß mich bald aus dieſem Leben ſcheiden,
Ich ſehne mich nach einer ſtillen Nacht,
O hilf dem Schmerz, dein müdes Kind entkleiden!

Wir haben hier ſchönes Frühlingswetter. Ich wünſche Ihnen ein gleiches und Befreiung von den Kopfſchmerzen, meine arme Emilie. Ihre Nachricht über unſere Charlotte macht mir bange. Ich grüße ſie mit herzlicher Teilnahme, wie den lieben Vater, Julie und Lottchen von Herzen. So lang es noch ſoviel Muſik in der Stadt giebt, geh' ich nicht fort.

Gott geb' Ihnen Freude und erhalte mir Ihr Herz.

Ihr Niembſch.

Wenn Sie nach Mergelſtetten ſchreiben, ſo bitte ich viel Schönes von mir. Meinem Mayer geben Sie einen Kuß.

Amice!

Schönen Dank für Deine Bemühung, den H. Duller betreffend. Er hat mir in einem ſehr freundlichen, lieben Briefe Nachricht gegeben von einem neuen Unternehmen. Er wird 1837

ein deutſches Stammbuch mit Beiträgen von Dichtern, Malern und Muſikern erſcheinen laſſen, in welchen auch Porträts und Fakſimiles deutſcher Künſtler gegeben werden ſollen. Da ſoll denn mein Bildnis erſcheinen. Ich habe ihm bereits geantwortet. Wenn ich die vier Blätter Phönix haben könnte, wo das geiſtige Leben in Öſtreich abgehandelt wird, ſo wäre mir's ſehr lieb. Schill könnte es mir ja auf der Briefpoſt zuſenden. Anaſtaſius Grüns Beiträge ſind excellent. Der Almanach wird recht gut. Meinen fertigen Fauſt kennt hier noch niemand. Von den Freiexemplaren bitte ich folgende gefälligſt zu verteilen: An den lieben Vater, an Julie, an Lotte, an Mariette, an Schwab, Uhland, Kerner, Mayer, Paul Pfizer (Guſtav hat ſchon eins), die übrigen beliebe an Schill zu ſenden, dem ich darüber ſchreibe. Daß Du ein Exemplar für Dich behältſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ich habe zwei größere epiſche Gedichte in der Arbeit: Huß und Hutten. Bis zum Herbſt müſſen ſie fertig ſein, wenn meine Geſundheit ausreicht. Ich bin ziemlich wohl.

Lebe wohl, mein würdiger Freund, ich umarme
Dich herzlich!

Dein Niembſch.

Den Einſchluß bitte ich Schill zu ſchicken.

Wien, 29. April 1836.

Liebe Emilie!

Endlich ein Brief! Schädliche Potenzen ſchlagen ſich immer auf den ſchwächſten Teil des Menſchen, und bei mir iſt die Schreibeluſt wenn nicht meine ſchwächſte, doch gewiß nicht meine ſtärkſte Seite, darum haben ſich denn auch die Hemmniſſe meiner letzten Zeit auf dieſe Partie geſchlagen. Ich habe natürlich jeden Tag zwiſchen alle Störungen durch an Sie gedacht, auch einmal einen Brief angefangen, aber wieder zerriſſen, kurz, es ging nicht. Dieſe ſchädliche Potenz, dieſer Hemmſchuh heißt Martenſen, ein Theologe aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken geſtohlen hat. Ich habe nie einen ſo ſpekulativen Kopf gefunden, kaum einen

Menſchen, deſſen ganzes Leben ſo unverrückbar aufs Ideale gerichtet, mit der kindlichſten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine ſo ſieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Geſpräch mit ihm iſt ein reines Vernunftbad. Nun aber bin ich ſeit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in dieſem Bade geſeſſen, zu leſen habe ich auch einen Wuſt hiſtoriſcher Vorwerke (für meine große Aufgabe). Wie käme da ein Briefkrüppel wie ich zum Schreiben. Aber diesmal endlich hab' ich der mahnenden Stimme des Gewiſſens und der Liebe nicht mehr trotzen können. Meine teure Freundin, Ihren Brief hab' ich längſt erhalten und mich ſehr daran erfreut. Daß mir der liebe Vater auch geſchrieben hat, iſt viel dankenswerter, als das kleine Geſchenk meines Fauſtexemplares, das der liebevolle Freund ſo hoch anſchlägt. Seine Worte über die Liebe gehören zum Schönſten, was ich über die Liebe geleſen habe. Hierüber zu ſprechen, iſt kein Menſch mehr berufen als Ihr Vater. Gott erhalte ihn noch lange für uns.

Graf Alexander iſt hier. Sein Zuſtand iſt wieder bedenklich. Die hieſigen Ärzte haben ſein Übel für etwas anders erklärt, als die württembergiſchen. Er wird (unter uns geſagt) die ſogenannte große Kur machen müſſen. Zu dieſen körperlichen Drangſalen geſellen ſich noch Herzensleiden, die er ſich zwar wegzuſchmeicheln ſucht, die aber, wie mich bedünkt, von einer Art ſind, daß er ſie nicht abwehren kann, und wäre er ein Held im Vertrauen auf andere. Er dauert mich innig. — —

Meine poetiſche Aufgabe iſt eine große epiſche Trilogie: Huß, Savonarola und Hutten. Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Geben Sie mir Ihren freundlichen Segen zu dieſer Arbeit. Sie macht mir viel Freude.

Meine Schweſter ſamt Mann und Kindern ſind wohlauf. Sie grüßen Sie herzlich. Zwiſchen Auersperg und mir iſt eine Spannung eingetreten. Er hat ſich eine Impertinenz gegen mich erlaubt im mündlichen Verkehr und hat es bei mir ſo ziemlich verſchüttet. Ich war ihm in aller Liebe ergeben. Bei ſeinem letzten Abſchied, als ich ihn an ſeinen Wagen begleitete, und über dieſen Wagen einen ganz harmloſen Scherz machte, daß er zu klein und nicht

geſchmackvoll ſei, fuhr er plötzlich auf in ariſtokratiſcher Roheit. In dem Augenblicke fühlte ich, wie er den Nerv meiner Freundſchaft tödlich getroffen und ein Gefühl in mir niedergeſchlagen hat, das er mit allem Aufwande von Reue und Freundlichkeit (wie er ſie auch im nächſten Momente eintreten ließ) nie wieder beleben kann. Er hat mir ſeither geſchrieben, aber ich antworte ihm nicht. Ich habe mich in ihm getäuſcht. Fahre hin! Mag man es Unverſöhnlichkeit und Härte nennen. Ich kann nicht anders. Dieſe innern Verſöhnungsverſuche, dieſes mühſame Austilgenwollen häßlicher Eindrücke und Erneuern der freundlichen iſt mir zuwider, ich mag in Poeſie, Liebe und Freundſchaft durchaus nichts Gemachtes haben. Da laſſe ich gerne das heilige, abſolute Recht des Herzens walten und will das Herz nicht behandeln wie einen Hund, den man mit Püffen dreſſiert. Ich werde mich nach wie vor freuen an dem ſchönen Talente Auerspergs, und unſer äſthetiſcher Verkehr ſoll nicht aufgehoben werden, aber die letzte Thüre bleibt ihm verriegelt.

An Ihren ſchönen muſikaliſchen Abendunterhaltungen nehme ich teil im Geiſte. Grüßen Sie mir Herrn Schegge ſchönſtens.

Rückerts zweite Auflage kenne ich noch nicht; wenn ich ſie zu ſehen bekomme, will ich vor allem nach den drei Quellen ſehen.

Wie lange wird Wangenheim in Stuttgart bleiben? Ich möchte ihn nicht verfehlen. Auch Sternbergs Umgang wäre mir wieder ſehr erwünſcht. Noch aber kann ich die Zeit meiner Ankunft bei Ihnen nicht beſtimmen, weil dieſe ganz von dem Fortgange meiner Arbeiten abhängt. Ihren Laubachſee möcht' ich ſehen. Das muß ein ſchönes Bild geworden ſein, da hat mein Reinbeck wieder eine Freude. Lieber Reinbeck! Die Vorſtellung für Schillers Denkmal wird im Monat Mai ſtattfinden. Ich danke Dir ſehr für Deine gütige Beſorgung meiner Bitten. Die Exemplare habe ich erhalten. Wann kommen Deine Plaudereien? — Grüße mir Fräulein Charlotte, die liebe, flüſternde Freundin, und flüſtre ihr zu, daß ich ſie ehre und liebe. Meine Julie wird jetzt freudig umherwandeln unter ihren Blumen und dabei manchmal an mich denken. Lottchen ſoll nur recht ſparen, damit ich die gehörige

Summe für Herrn Milius vorfinde. Der liebe Vater und Du, teurer Freund, mögen mir verzeihen, daß ich nicht jedem einzeln geschrieben habe, sondern alles unter der Aufschrift an unsere Emilie, die uns ja alle vereinigt in ihrem Herzen. Und nun wieder: Liebe Emilie! grüßen Sie mir den guten Reinbeck, Vater, Julie, Lottchen, Mariette, Buben, und üben Sie kein Vergeltungsrecht im Briefschreiben.

Herzlich und immer

Ihr alter

Niembsch.

Meine Gesundheit ist besser als meine Feder. Martensen hat eine meisterhafte Abhandlung über meinen Faust geschrieben, die er in einer eigenen Abhandlung erscheinen lassen will.

(Wien, ? Dezember 1836.)

Liebe Freundin!

Ich war die letzte Zeit sozusagen in einer permanenten Verstimmung. Widerliche Vorfälle in meinen Privatverhältnissen, noch widerlichere in meinen öffentlichen, verbunden mit körperlichen Störungen, haben dahin zusammengewirkt, mich in einen Zustand dumpfen Verdrusses zu setzen. Denken Sie sich, liebe Emilie, man hat mich auf Veranlassung unsers Polizeiministers vorgefordert und über meine litterarische Pseudonymität inquiriert. Die Sache ist noch nicht aus. Censurvergehen gehören zu den „schweren Polizeiübertretungen," und sind im Gesetzbuch mit sehr empfindlichen Geld- oder Arreststrafen belegt. Ich will sehen, wie weit man die Sache und ob man sie zum öffentlichen Skandale treiben wird. Auersperg wurde auch inquiriert und hat seine Identität mit Anastasius Grün durchaus geleugnet. Mir war es unmöglich, im entscheidenden Momente mich vom Lenau loszureißen. Diesem Lenau verdanke ich viel Freude und Freunde im Leben. Ich bin es und habe das zu Protokoll unterschrieben. Aber schweigen Sie vorerst von der Sache, liebe Freundin, sonst steht sie früher in den Journalen als sie beendigt ist.

Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen sind fertig. Wenn

mir das Ganze so gelingt wie das bisherige, so bin ich zufrieden. Die Hauptsache ist hier, den Duft religiöser Anschauung durch das Ganze zu erhalten, daß er nirgends verfliege. Es wird ein ganz innerliches Gedicht. Die Handlung bisher war sehr einfach; die Form des Gedichtes ist es auch. Gewissen Gemütern hoffe ich eine Freude zu machen mit dieser Arbeit.

Vielleicht komme ich bald nach Stuttgart. Grüßen Sie Sternberg. — Sie sind wieder gesund, liebe Emilie? Sind Sie nicht ungehalten auf mich, den Saumseligen? Sein Sie es nicht. Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß diese Schwerfälligkeit im Briefschreiben bei mir wirklich Natur ist. Es helfen alle Versprechungen und guten Vorsätze nichts. Ich muß um Nachsicht bitten. Besonders, wenn ich so verstimmt bin, wie die letzte Zeit, kann ich gar nicht schreiben. — Meine Schwester mit den Ihrigen ist gesund und grüßt ihre Freundin Emilie herzlich wie auch Schurz, der über sein erstes Lorbeergrün in den Zeitschriften sehr vergnügt ist. Er mag es in Ruhe genießen, bis ihm's die Esel wieder abfressen.

Leben Sie wohl, liebe, gute Emilie!

Von Herzen

Ihr Niembsch.

Wien, ? Dezember 1836.

Liebe Emilie!

Das Weihnachtsfest ist nahe, und mein Schreibbuch ist voll, diesmal bekomme ich kein neues von meinen teuren Freundinnen, Julie und Lotte, und keine Kappe von ihnen, auch kein Bild. Ich werde jetzt meine neuen Verse auf lose, fliegende Blätter schreiben müssen; aber die getrennten Blätter bedeuten nicht, daß auch wir getrennt sind. Obwohl Sie einen Brief an mich geschrieben und nicht abgeschickt haben aus bedenklichem Zweifel, ob mich Ihre Briefe noch erfreuen — sehe ich doch unsre Verbindung als völlig ungestört an und stets im alten beharrend. Liebes Miltscherl, das sind Thorheiten, Schwachheiten, Einbildungen. Verwenden Sie Ihre Phantasie lieber auf das neue Bild: „Savonarola und der Prior."

Sehr erfreut hat mich diese Nachricht von Reinbeck. Das Bild wird gewiß schön. Wenn meine neue Arbeit im Entstehen schon solche Früchte bringt, wie die, ein Bild in Ihrer Seele zu wecken, so ist das eine gute Vorbedeutung.

Mein Leben ist still und angenehm. Ich wohne bei meiner lieben Theres, arbeite fleißig an meinem Girolamo und denke fleißiger, als ich schreibe, an meine liebe Emilie, an Euch alle, Ihr treuen, herzguten Freunde. Mein Stubengenosse ist ein frei herumfliegendes Rotkehlchen, das sehr kirre und zutraulich mit mir im Bette frühstückt und mich, wenn ich dichte, manchmal begleitet mit seinem lispelnden träumerischen Gesange; der kleine Kamerad schläft jede Nacht auf Ihrer Lilla, er muß gerne über dem schönen Baume sitzen; übrigens ist er auch so artig, das Bild nicht zu beschmutzen.

Wissen Sie, warum ich gerade jetzt an Sie schreibe? Erstens, weil es schon lange nicht geschehen ist, zweitens: ich will Sie noch vor Weihnachten versöhnen, damit Ihr am heiligen Abend recht freundlich und ohne Verdruß von mir sprechen könnt.

Meine Gesundheit ist gut. Musik höre ich diesen Winter weniger, ich muß die starken Aufregungen meiden. Das Kaffeehaus wird täglich besucht. Graf Alexander kommt oft zu mir und ist sehr wacker und herzlich. Helenen seh ich selten, sie besucht mich nie. (Das ist fürs Lottchen, daß sie was zu lachen hat). Meine Schwester und Schurz grüßen Sie schönstens und sind samt sämtlichen Kindern wohlauf. — Schicken Sie mir doch den Brief und noch einen dazu. Das war recht ärgerlich von Ihnen. Leben Sie wohl, liebe, gute Emilie. Ich wünsche Ihnen glückliche Feiertage. Denkt an mich. Ich küsse Euch alle.

Ihr Niembsch.

Wien, 16. Januar 1837.

Liebe Freundin!

Eine Reihe von Festtagen, welche ich in früheren Jahrgängen als glücklicher Hausgenosse mit Ihnen feiern konnte, geht diesmal an mir vorüber, ohne daß ich es kann. Bringen Sie Ihren Geburtstag fröhlich zu, und einer Ihrer vergnügten Gedanken sei an

diesem Tage auch der an mich und meine unverbrüchliche Freundschaft. Sie schrieben mir neulich: „Die Schwabenherzen lassen sich nicht so leicht abschütteln, wo sie einmal sich angehängt." Ich schüttle nicht, ich halte fest an diesen lieben Herzen, denen ich einen gar großen Teil meiner Lebensfreuden zu danken habe. Sie werden doch mein Briefschweigen, mein Stillhalten kein Schütteln nennen. Den besten Teil meiner Liebe kann ich doch nie auf die Post geben, weil ich ihn weder schreiben noch sagen kann. Ich schüttle nicht, liebe Emilie; schütteln Sie auch nicht. Ich hätte Sie sehr gerne sehen mögen, wie Sie an Ihrem Tischlein saßen und die Strafepistel an mich schrieben, und wie Sie vielleicht ein verdrießliches Strafgesicht auf mein Bild über dem Klavier hinmachten, als der Brief fertig war, auf das Bild mir so ähnlich, auch darin, daß es zu schweigen pflegt. Sie und Reinbeck und Ihr Vater und Ihre Schwestern haben keinen treuern Freund als ich bin. Ich lasse mich gerne von Ihnen auszanken, zeigen Sie mir ja eben dadurch, daß ich Ihnen noch was gelte.

Die letzte Zeit her war ich ziemlich fleißig mit meinem geistlichen Herrn. Könnte ich Euch nur bald vorlesen, was ich gemacht. Ich gewinne diesen Gegenstand täglich mehr lieb. Die Schwierigkeiten der Ausführung sind oft unglaublich. Savonarola wirkte zumeist als Prediger, darum muß ich in meinem Gedichte ihn vielfach predigen und dogmatisieren lassen, welches in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben sehr schwierig ist. Doch es freut mich, Dinge poetisch durchzusetzen, an deren poetischer Darstellbarkeit wohl die meisten Menschen a priori verzweifeln. Auch gereicht es mir zu besonderem Vergnügen, mit diesem Gedichte gegen den herrschenden Geschmack unseres Tages in Opposition zu treten. Dieser Geschmack ist, beiläufig gesagt, ein schlechter Bastard der französischen Revolution. Die höchsten Interessen der Menschheit werden noch immer durch die trübe Brille der französischen Encyklopädisten betrachtet; eine Brille, die durch den Blutdampf der Guillotine und der Napoleonischen Schlachten nicht durchsichtiger geworden ist, als da sie noch auf der Nase Voltaires saß. Aber es giebt, wenn auch wenige, Herzen die dem Geschmack des Tages so wenig huldigen

als ich, und für dieſe ſchreibe ich mein Gedicht. Wird mir einiger Beifall, ſo iſt dieſer um ſo unzweideutiger, als ich ihn nicht durch loſe Akkommodation an die Launen des Publikums werde erſchlichen haben. Meine Arbeit ſteht jetzt im letzten Drittel des Ganzen, vielleicht wird ſie fertig bis Frühling. Fürs erſte, liebe Emilie, begnügen Sie ſich mit dieſem Sonette.

Frage.

Biſt du noch nie beim Morgenſchein erwacht
Mit ſchwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußteſt nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühlteſt nur: ein Traum war's in der Nacht.
Des Traumes Bilder waren dir verſchwommen,
Doch hat, nachwirkend, ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußteſt, übernommen.

Haſt du dich einſt der Erdenmacht entſchwungen,
Und werden, wie du meinſt, am hellen Tage
Verloren ſein des Traums Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht ſo deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage
Und dort der Seele ſtören ihren Frieden?

Meinem lieben Reinbeck will ich das nächſtemal ſchreiben, weil ich jetzt einen gewiſſen Brief nicht zur Hand habe, woraus ich ihm einen Auszug mitteilen werde. Es iſt dies ein Brief von einem ſehr trefflichen Manne, den Reinbeck kennt, und der ſich darin ausausſpricht über deſſen Reiſeplaudereien und ganzen Charakter als Schriftſteller und Menſch! Ich muß meinen guten Freund ſchon ein wenig neugierig ſtimmen. —

Thereſe und Schurz grüßen Sie herzlich. Alles iſt geſund, auch das Rotkehlchen, deſſen Zuſammenhang mit unſerem freundſchaftlichen Geſchicke Sie mir ſo rätſelhaft angedeutet haben. Sprechen Sie ſich deutlicher aus, liebe Emilie. Heute früh hat der Vogel beſonders hübſch geſungen, als hätte er mir etwas an Sie auftragen wollen. Der Vogel iſt wirklich wunderlich. Ich kenne mich nicht

aus. Mir ſcheint, Sie und das Rothkelchen wollen mich zum beſten haben.

Leben Sie wohl, liebe, gute Emilie, lebt wohl Freunde!

Von ganzem Herzen

Ihr Niembſch.

Salzburg, 16. September 1837.

Liebe Emilie!

Meine Fahrt nach München in Geſellſchaft von gleichgültigen, viel ſprechenden aber nichts ſagenden Menſchen war langweilig. Der einzige geiſtige Gefährte brannte mir in meiner Pfeife, mein guter Knaſter. Früh morgens in München angekommen, wurde ich von unſerem Niklas aufs zärtlichſte empfangen und in ein bequemes Zimmer mit einem leidlichen Bette gebracht. Von letzterem machte ich ſofort Gebrauch und ſchlief einige Stunden nach meiner Art, d. h. ich ſchlief mit einer gewiſſen beſtialiſchen Tiefe und Verſunkenheit. Um zehn Uhr machte ich mich auf, den Gegenſtand meiner Sehnſucht aufzutreiben, den Herrn Franz von Baader. Nach langem Herumfragen fand ich ſeine Wohnung, ihn aber nicht darin. Er werde, hieß es, erſt nach Tiſch zu treffen ſein. Ich ließ ihm meine Karte mit der Bitte zurück, er möchte mich abends um fünf Uhr erwarten. Ich kam und fand ihn. Seine äußerſt artige und ehrerbietige Haushälterin wies mich in das Studierzimmer des Gewaltigen, und nach zehn Sekunden war er da!!! Ein Mann, etwas größer als ich, mit grauem Haar, dunkler Geſichtsfarbe (rötlichgelb-bräunlichfahl), mit einem ſiegesgewohnten feſten Blicke, einer vielfach durchfurchten Stirne, welche mir als ein wahrer Exerzierplatz der Gedanken erſchien, mit ſchöner Naſe und durchaus harmoniſchen und gediegenen Geſichtszügen, geſunden Zähnen, netter Bekleidung und ſehr anſtändiger Bewegung — trat mir entgegen. Was bedeutenden Männern überhaupt oft eigen iſt, daß ſie bei der erſten Begegnung (mit nicht unbedeutenden Männern) die ganze Bekanntſchaft, ſo zu ſagen, ſchon vorausſetzen und gleich mitten in einem konkreten Geſpräche ſtehen; das zeigte diesmal auch Baader, und ſein erſtes war, mir zu ſagen:

Er arbeite soeben an einer tiefen Abhandlung über das Wechselverhältnis der Sophia, des Logos und des Satans. Diese Arbeit sei für mich bestimmt, und er wolle mir selbe gleich nach ihrer Beendigung nach Wien senden. Ich sei in meinem Faust tiefer gegangen als alle die andern Herren, und er wende sich mit seinem Lieblingswunsche an mich, nämlich endlich einmal einen Dichter zu finden, der imstande wäre, seine (Baaders) spekulativen Ideen zu inkarnieren. Er sei überzeugt, daß ich seinen Wünschen gewachsen wäre. Drauf setzten wir uns und er sagte: Ja! ein Dichter muß es sagen, wenn es greifen soll. Gott selbst kann für uns nur dichten, denn die Wahrheit kann er nie preisgeben. Bei diesen Worten packte ich ihn beim Kopf und gab ihm einen tüchtigen Kuß. Er wurde immer lebendiger, und die Blitze seines Geistes steigerten sich zu einem beständigen Wetterleuchten. Ich war entzückt. Abends verließ ich ihn mit jener ernsten und fruchtbaren Nachdenklichkeit, die mich überfällt, wenn ich eine große Musik gehört, oder in einen Abgrund geblickt, oder mit einem großen Menschen gesprochen habe. Vor meinem Weggehen lud ich ihn zu mir aufs Zimmer, mit mir zu essen den folgenden Mittag. Er kam nach elf und blieb bis nach sechs Uhr. Das war ein Leben! Ich werde Ihnen in meinen nächsten Briefen mehreres vom Inhalt unsrer Gespräche mitteilen. Auch den Herrn zu Rhein hatt' ich geladen, der aber nur schwieg und genoß, bis auf einige Stupfer, die er dem herrlichen Alten gab. Dies war am Donnerstag. Freitag früh war der philosophische Zauberer wieder bei mir, und mittags reiste ich ab, nachdem ich mein Paket erhalten hatte, wofür ich meinem teuren Reinbeck herzlich danke. Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, liebste Emilie, daß ich erst von Salzburg schreibe. In München kam ich wirklich nicht dazu, denn Donnerstag abends, als ich von Baader gegangen war, kam zu Rhein und holte mich ab auf eine Flasche Rheinwein, der auch recht gut war, doch nicht so gut wie der Champagner, den uns der treffliche Niklas aufsetzte.

Ich bin hier ganz aus dem Eilwagenstempo herausgeraten durch meine Verspätung in München. Der nächste Eilwagen geht

erſt Dienstag, und ich muß mir ſo lange meine Verzweiflung mit Salzburgernockerln dämpfen. Mein erſter Gang in dieſer Stadt der 12000 Philiſter war im Intereſſe meines ſehr lieben und werten Freundes Lieſching auf die hieſigen beiden Kirchhöfe, weil ich nicht wußte ob der zu Sankt Sebaſtian, oder der zu Sankt Peter der unſrige iſt. Nun läßt mich aber der Anblick des letztern keinen Augenblick zweifeln, daß ich es mit ihm zu thun habe. Grüßen Sie mir Lieſching beſtens. Reinbeck, Dich bitte ich, mir nach Wien allerdings meine Briefe aber keineswegs Pakete, wie immer Namen habende, nachzuſchicken nach Wien. — Empfanget, teurer, würdiger Freund und liebe, gute Freundin nachträglich meinen innigſten Dank für alle Eure Liebe, Sorgfalt, Hege und Pflege nebſt tauſend meiner ſchönſten Grüße an Euch, den ehrwürdigen Vater, die lieben Schweſtern, mit einem Spezialſchmatz an Lotte für ihren Weg von Cannſtatt am letzten Tag unſeres vollzähligen Zuſammenſeins, nämlich der drei ledigen Geſchwiſter. Die liebe Mariette, Zöppritz und die Goldbuben küßt

Niembſch.

Wien, 30. Oktober 1837.

Liebe Emilie!

Den 6. Oktober und den 11. hab' ich gefeiert und mit meinen Freunden in der Ferne angeſtoßen. Ich ſchätze den Wert meiner Verbindung mit Euch immer höher, je älter ich werde und je mehr ich mich überzeuge, daß der Beſitz einiger Herzen das beſte iſt, was man in dieſem Leben ausbeuten kann. Alles andere iſt ſchal und gehört bald dem Tode an. Mein poetiſches Wirken ſogar erſcheint mir nur wie ein fortgeführter Jugendtraum. Wo ſind die Menſchen, die ſich für die Kunſt als ſolche erwärmen mögen? Am Ende laſſen uns doch nur die Freunde gelten. Mein Savonarola iſt nun in die Welt gezogen aus der heimlichen Zelle, meinem Herzen; er wird übel fahren, denn an ſeinen Namen hat ſich das Unglück gehängt in ſeinem Leben, und es wird ihm treu bleiben auch in ſeiner poetiſchen Wiedergeburt. Das Unglück iſt wohl die treueſte Seele auf Erden. Alle diejenigen, welche bei Leſung dieſes

Buches ſich ihrer ſpekulativen und religiöſen Impotenz bewußt werden, müſſen dasſelbe notwendig anfeinden, um ſich in ihren eigenen Augen zu retten. Man wird lieber ein Buch verwerfen wollen als ſich ſelbſt. Religiöſe und poetiſche Empfänglichkeit finden ſich ſelten einzeln in den Menſchen, zuſammen aber gar ſelten. Hiermit ſind die Grenzen der Popularität meines Werkes ſchon geſteckt von vornherein. Daß die Poeſie den profanen Schmutz wieder abwaſchen müſſe, den ihr Goethe durch 50 Jahre mit klaſſiſcher Hand gründlich einzureiben bemüht war; daß die Freiheitsgedanken, wie ſie jetzt geſungen werden, nichts ſeien als ein konventioneller Trödel; daß eine Zeit kommen werde, wo das jetzt für Unſinn Geltende ſich als Tiefſinn erweiſen ſoll, davon haben nur wenige eine Ahnung. Die Morgenſtrahlen einer wahrhaft geweihten Kunſt werden immer nur die Bergesgipfel empfangen, in den Schluchten aber werden ſie nie populär werden, weil die Sonne in die letztern erſt hinabſchaut, wann der Morgen bereits vorüber iſt.

Meine Schweſter, welche noch immer in Kierling iſt, grüßt Sie herzlich. Auch Schurz. Ich fand Thereſen bei meinem letzten Beſuch zwar ruhiger aber nicht heiter. Der Schmerz um das verlorne Kind kommt nicht mehr zu heftigen Ausbrüchen; aber die verhaltenen Thränen ſind der tieffühlenden Frau ins Blut getreten und haben ihr das ganze Leben verſalzen. Sie hat es von Kindheit auf mit ernſten Ereigniſſen des Lebens ernſt genommen und wird, fürchte ich, nie wieder ganz froh werden ſeit dieſem Unglück. Die übrigen Kinder ſind geſund.

Ich bin auch geſund. Seit meiner Ankunft in Wien habe ich mehrere kleine Gedichte geſchrieben, mein größeres aber noch nicht angefangen. Ich habe noch immer den langen und tiefen Atem nicht holen können, wie er zu größern Arbeiten nötig iſt. Es liegt mir auf der Bruſt. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdüſterungen in die Seele und verlegen mir eine freiere Reſpiration.

Hier folgen vier Sonette. Eine meiner jüngſten Produktionen.

Niembſch v. Strehlenau.

Wien, 16. Januar 1838.

Liebe Emilie!

Ich habe die Handschrift meines lieben verehrten Freundes Reinbeck einmal mit Perlenschnüren verglichen; in seinem letzten Briefe erscheint mir dieselbe als Acupunktion. Jedes Wort ist eine englische Nadel, womit er den schreibfaulen Freund ins Fell sticht; die Adresse des Briefes aber, nicht einmal an mich, sondern an Schurz geschrieben, ist geradezu ein Bratspieß, den er mir durch den Leib rennt. Und doch, geliebte Freundin, sind es nicht Nadel und Spieß, was mich zum Schreiben treibt; sondern ganz unabhängig von diesen blutigen Reizmitteln ist es nur Ihr Geburtstag. Ich möchte mich in Ihr Zimmer versetzen können, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie liebe und mit meinem ganzen Herzen segne, wenn anders die Freundschaft imstande ist, diesem eine segnende Kraft zu verleihen. Ich werde den 22. Ihre Gesundheit trinken und dabei nicht nur meine Kehle mit dem besten Weine, der hier aufzutreiben ist, sondern auch meine Seele mit dem Andenken alles Freundlichen und Lieben, was ich in so reichem Maße von Ihnen erfahren habe, begießen, erfrischen, erheitern und zum Lebensmute stärken. An letzterem hab ich den Winter bisher meistens Mangel gelitten. Körperliches Kränkeln, Apetit- und Schlaflosigkeit haben ihr Kontingent geliefert, die verstimmte Seele hat auch das ihrige gethan, um die Hypochondrie in mir fast habituell und fix zu machen. Ich wohne bei Löwenthal, wo ich auch mit Kost und Bedienung trefflich versorgt bin. Nur ist mein Zimmer etwas dunkel und vielleicht zum Teil an meinem mürrischen Unbehagen und daran schuld, daß ich seit dem Oktober 1837 nicht eine Zeile gedichtet habe. Dafür bereite ich mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beschäftigt mit dem Spanischen und Provencalischen. Der Huß nämlich und die Hussiten haben sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz etwa im Umfang der Klara Hebert wird wohl alles sein, was ich aus diesem Stoffe herausschlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden

Fall, weil ich doch meine Studien nicht umsonst gemacht haben und die Idee nicht verschweigen will, die mir über den Hussitenkrieg entstanden ist. Diese ist neu und, wie ich glaube, der Schlüssel zu diesem Ereignisse. So wichtig es auch an sich ist, so stellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daß bei dem Mangel an hervorstechenden und großen Charakteren und bei der Monotonie des ewigen Kriegsgeschreis das Gedicht nicht lang werden könnte ohne zugleich langweilig zu werden. Dagegen habe ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigstens zwei Jahre werde zu schaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenser. Hier find' ich alles, was ich brauche.

Meinen herzlichen Dank für die Abschrift der Rezension im Phönix. Sie haben mir damit eine große Freude bereitet. Arme Emilie, mit ihren Zähnen! Ich habe diesen Winter auch viel daran gelitten, mir auch eine Wurzel reißen lassen und, mit Reinbeck zu sprechen, wieder einen Teil meiner kleinen Bagage vorausgeschickt. Sie sind sehr gut, daß Sie unter Schmerzen eine so langweilige Arbeit als Kopieren ist, für mich unternommen haben. Dank!

Therese läßt Sie herzlich grüßen und küssen, sie ist wie ihre Kinder gesund. Auch Schurz empfiehlt sich Euch aufs schönste. Der Brief aus Amerika brachte mir die Nachricht, daß H. von Post alles thun werde, was zu Sicherstellung meines dortigen kleinen Besitztums nötig ist. Post ist sehr gefällig und freundlich gegen mich.

Meine Freiexemplare bitte ich bis auf 6 von jedem Werke zu verteilen an meine Freunde, ganz nach Ihrem Ermessen. Vergessen Sie nur die Hartmannischen nicht. Lotte, Julie, Mariette, Emilie, Vater und Reinbeck. Jedes muß sein Exemplar haben. Dem Eith hab ich einen Savonarola versprochen. Doch, Sie mögen auch alle Exemplare verteilen. Wie Sie wollen.

Was haben Sie denn meinen reisenden Landsleuten abgemerkt? Sie meinen doch Auersperg? Ich möchte das gerne wissen.

Das kleine Mariettchen in Mergelstetten heiße ich willkommen! Sagen Sie meiner Freundin Mariette und meinem Freund Zöppritz meinen innigsten Glückwunsch.

Malen Sie!

Leben Sie wohl. Tausend Grüße allen Unsrigen.

Herzlich und immer

Ihr Niembsch.

Mit dem Tirolertext sieht es bis jetzt schlecht aus. Ich habe Liesching, dem ich schönstens danke für Brief und Geschenke, noch nicht geschrieben, weil ich noch nichts für ihn habe. Empfehlen Sie mich ihm bestens.

Ischl, 9. August 1838.

Geliebte Freundin!

Meine Schicksale seit meiner Abreise aus Ihrem teuren, liebevollen Hause bis zum heutigen Tage, waren nicht abenteuerlich genug, um Stoff einer ausführlichen und unterhaltenden Mitteilung zu sein. Die Reise in der quälendsten Hitze, deren ich mich erinnern kann, hat mich sehr erschöpft und deprimiert, so daß ich so zu sagen gar gekocht in München anlangte. Nach einiger Erholung begab ich mich dort zu meinem alten Freunde Baader, um ihm für sein Sendschreiben persönlich zu danken. Wir unterhielten uns ein paar Stunden recht angenehm, wobei mich vorzüglich interessierte, seine Ansicht in der kölnischen Streitsache zu hören. Er hält die gemischten Ehen für bedenklich und stimmt nicht jenem Gebirgsbauern bei, den ich einmal nachts in München besoffen durch die Straßen taumeln sah, indem er das Liedchen sang:

Daß mein Schotz luthrisch is,
Was is nocha,
Und i wir m'an glei selba
Katholisch mochá.

Das merkwürdigste Diktum meines philosophischen Freundes, sein letzter Abschiedstrumpf, war der köstliche Satz: „Die Gescheiten werden immer gescheiter, und die Dummen werden immer dümmer." Ich steckte mir das Sprüchlein wie ein grünes Sträußlein auf die Kappe und ging in unser goldenes Kreuz, legte mich aufs Ohr und schlief wenigstens die Zinsen des Kapitals der Müdigkeit aus, welches ich in meinen Gliedern stecken hatte. Von Salz-

burg würde ich Ihnen, liebes Milerl! geschrieben haben, wenn ich mich nicht geschämt hätte, in dem Hundsloch von Zimmer, in das man mich dort gesteckt hatte, auch nur brieflich mit einer so reinlichkeitsliebenden Dame, wie meine Emilie ist, eine Unterhaltung zu wagen. Von Salzburg wandte ich mich in das Salzkammergut, wo ich meine Weisheit und meinen weisen Freund Schleifer besuchte. Erstere in Ischl, letztern in Gmunden. Ich hatte die Absicht, einige Tage bei Schleifer zu leben und wieder den Traunstein zu besteigen. Leider fand ich aber Schleifer in der höchsten Traurigkeit und Bestürzung über die schwere, langwierige Krankheit seiner guten Frau, die sehr wahrscheinlich sterben wird. Bei solchen Umständen konnte er mich nicht beherbergen. Ich reiste wieder nach Ischl zurück, wo ich bis zu meinem Geburtstage zu bleiben denke. Die Sache mit meinem Passe ist in Ordnung; schon aber droht mir in Wien eine abermalige Censurpolizeisekatur. Mein Ischler Aufenthalt war bis jetzt meiner Poesie sehr zuträglich. Zehn kleinere Gedichte und ein größeres von circa 400 Versen, die Bearbeitung einer schwedischen Sage in fünf Romanzen sind entstanden. Ich schreibe Ihnen, liebste Emilie, von meinen neuen Gedichten hier ab, was mir das liebste ist: Der schwarze See. Dieser befindet sich in der Nähe von Ischl und hat mich sehr ergriffen.

Der schwarze See.

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammen
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr, und alle Lüfte rasten.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer, letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt: Das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriſſne Traumgeflechte!
O Liebe, ſüßer Schmerz der ſchlummerloſen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuſcht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu ſtoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich ſeh' ihn durchs Gewäſſer ſtreichen;
Will denn ſein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüſtert mir ſo bange,
Im Winde bebt der Wald am ſteilen Uferhange,

Ich höre kommen dich, Natur! Dein Mantel rauſcht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauſcht;

Willſt du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit ſchmeichelnden Geſängen?

Es ſchwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den ſchwarzen See durchglüht ihr ſchnell verzitternd Bild.

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinſtert Herz Erinnerungen jagen.

Die Donner klingen mir wie alte Liebeslieder,
Und jede Welle rauſcht ein teures Wort mir wieder.

Sie rufen mir: „O Thor! was hat dein Wahn beſchloſſen?
Die Hoffnung kannſt und ſollſt du in das Grab hier ſtoßen;

Doch willſt in dieſem See die Liebe du ertränken,
So mußt du ſelber dich in ſeine Fluten ſenken!“

Ihre Makamen ſind allerliebſt; ſie haben mich in meinem vierrädrigen Backofen, dem unſeligen Haudererwagen, erfriſcht. Lebt wohl, meine teuren Herzensfreunde! Liebſter Vater! Reinbeck! Julie! Lottchen! — Grüßen Sie Fr. Charlotte herzlich. Leben Sie wohl, meine Emilie! Ihren Brief bitte ich nach Wien an Schurz zu adreſſieren.

Herzlich

Ihr Niembſch.

Noch einen ſchönen Dank für alle Leibſpeiſen und alle gaſtfreundliche Liebe!

(Wien), 11. September 1838.

Liebe Emilie!

Mein Schwager hält ſich derzeit in Kierling auf, und wenn Sie mir unterdeſſen einen an ihn adreſſierten Brief geſchrieben haben, ſo bleibt derſelbe in den Krallen ich weiß nicht welches Briefträgers, bis Schurz zurückkommt als Erlöſer. Einen Brief aber habe ich von Ihnen erhalten, den lieben und ſchönen Glückwunſch zu meinem Geburtstage. Den Worten des Gerichtes, welche Sie darin auf mich einfallen laſſen, ſetzte ich das gute Gewiſſen entgegen, Ihnen bereits geſchrieben zu haben. Die herzlich lieben Wünſche aber nahm ich in den beſten Teil meines Herzens auf. Ich danke Ihnen, teure Emilie.

Seit 19. Auguſt bin ich wieder in Wien. Die einzigen Orte, die ich beſuche, ſind das Wirtshaus, das Kaffeehaus und das Polizeihaus. Sie haben mich wegen meines Savonarola in der Arbeit. Das war zu erwarten und iſt am Ende auch zu ertragen. Meine Haut hat infolge der wiederholten Vexationen bereits eine ordentliche Polizeiſchwiele und iſt daher unempfindlicher gegen die Stöße und Stiche dieſer ſchönen Herbſttage. Ein Hund in Schwaben hat mehr Achtung für mich, als ein Polizeipräſident in Öſterreich. Ich weiß mich darüber zu tröſten. Ich habe meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſo unermeßlich viel Freude zu verdanken, daß ich den Ärger, der mir dadurch geworden, ſchon verwinden kann. Am allerwenigſten aber ſind dieſe kleinen Quälereien imſtande, mir auch nur im geringſten meine Luſt und Liebe zu fernern Arbeiten zu verderben. Meine Albigenſer beſchäftigen mich aufs lebhafteſte. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hilfe. Der Stoff ſpielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein. Mein Mut iſt groß, meine Kraft nicht ſchlecht, und mein Körper iſt geſund, und aus allem dem hoff' ich, daß Gott auf dieſe Arbeit mit holdem Auge herabſieht.

Uhland hab' ich in Wien nicht mehr getroffen. Auch Prof. Roſenkranz aus Königsberg hab' ich verſäumt, an Dr. Gruppe aus Berlin aber eine werte Bekanntſchaft gemacht. Auch war Studioſus

Rauſchenbuſch mit ihm hier, und ſeltſam zufälliger Weiſe erzählte mir dieſer treffliche junge Mann gar viel Intereſſantes von Fräulein Eliſabeth! Bis Sie aber das Nähere hierüber erfahren, muß noch viel Waſſer den Neckar hinab und noch viel Albigenſerblut gefloſſen ſein. Dieſe himmliſchen Mitteilungen werde ich Ihnen nämlich erſt dann mitteilen, wenn ich mit meinem Manuſkript und Felleiſen bei Ihnen einziehe. — Iſt Freundin Schwab ſchon nach Bremen gereiſt? — Daß Gf. Alexander an dem Grabe ſeines Onkels eine neue Goldgrube gefunden, iſt ein neuer Beweis, daß ihm ein Finanzengel beigegeben iſt.

Leben Sie wohl, liebſtes Milerl!

Herzliche Grüße den Unſrigen!

Ihr Niembſch.

Ich bitte mir poste restante und bald zu ſchreiben.

Amicissime amice!

Wie geht's? Haſt Du mich noch lieb? ſehnſt Du Dich darnach, wieder einmal mit mir zu ſprechen, zu lachen, zu eſſen und zu trinken, wie ich mich ſehne? Biſt Du heiter? Haſt Du ausgeſchillert? Haſt Du die treffliche Rezenſion über meinen Savonarola in den Berliner Jahrbüchern geleſen? Denke Dir meinen Schreck, als ich auf meiner Rückreiſe in Gmunden hörte, Du ſeiſt ſamt Deiner Frau vor vier Wochen über Linz nach Wien gereiſt. Man wollte dies in der Linzer Zeitung geleſen haben. Schon glaubte ich, Ihr hättet mich überraſchen wollen, und war in der peinlichſten Beſorgnis, Euch verſäumt zu haben; doch es war ein leeres Gerücht, das ich mir aber noch immer nicht erklären kann.

Schleifer grüßt Euch ſchönſtens. Seine gute, vortreffliche Frau iſt vor einigen Wochen geſtorben. Der kräftige Mann hat ſich wieder aufgerichtet.

Meine Gedichte werden nun bald fertig gedruckt ſein. Heute expedierte ich den letzten Bogen der Korrektur. Es giebt 21 Bogen. Ich habe noch an zwanzig neue Gedichte hinzugefügt. Unter anderm die Bearbeitung einer ſchwediſchen Sage in fünf Romanzen, über

welche Dein Urteil zu vernehmen ich begierig bin. — Meine Schweſter ſamt den Ihrigen iſt wohl; ſie grüßen Euch vielmal.

Mein mit Dir durchgeſprochenes Trauerſpiel iſt von mir nicht aufgegeben, wird aber warten müſſen bis nach den Albigenſern. Grüße mir Mayer. Verzeih die Kleckſe in meinem Briefe und meine ſchändliche Zerſtreutheit und Zerfahrenheit. Lebewohl, mein teurer, würdiger Freund, ich küſſe dich ſo herzlich und ſo heftig, daß dein teurer Solitär in der oberen Kinnlade in Gefahr iſt.

Dein Niembſch.

Wien, 23. November 1838.

Liebſte Emilie!

Hätte ich Ihnen was Angenehmes zu ſchreiben gehabt, ich würde Ihnen längſt geſchrieben haben. So aber war mein Leben ſeit meinem letzten Briefe ein beſtändiger Ärger. Die verfluchten Vexationen der hieſigen Cenſurbehörde haben ſelbſt jetzt noch immer kein Ende finden können. Von Zeit zu Zeit empfängt mich, wenn ich nach Haus komme, eine auf meinem Tiſch liegende Vorladung zu irgend einem Verhöre. Die Verhöre ſind nun endlich geſchloſſen, aber mein Urteil iſt mir noch nicht geſprochen worden. Nachdem ich in vielen und bis zum Tod langweiligen Verhören, durch genaueſte Angabe meines Aufenthaltes vom Mutterleibe an bis zur traurigen Gegenwart nachgewieſen hatte, daß ich durch keinen ununterbrochenen 10jährigen Aufenthalt in Öſtreich zum öſtreichiſch-*deutſchen* Staatsbürger nationaliſiert, ſondern noch immer als *Ungar* zu betrachten ſei und folglich unter die öſtreichiſch-deutſchen Cenſurgeſetze *nicht* geſtellt werden könne, erklärte zwar der hieſige Magiſtrat, bei welchem die Verhandlungen ſtattgefunden, er ſei nicht kompetent, in meiner Sache ein Urteil zu fällen, dagegen aber wurde mir eine alte Verordnung, ein ungariſches Hofkanzleidekret vorgelegt (vom Jahre 1798), nach welchem es auch jedem *Ungar* verboten iſt, ohne vorläufig erhaltene Cenſurbewilligung irgend etwas im Auslande drucken zu laſſen. Ich wußte bis dahin bloß, daß für das Königreich Ungarn keine verfaſſungs-

mäßig sanktionierte Censurgesetze bestehen. Das Vorhandensein jenes unseligen Hofdekrets war mir aber völlig unbekannt geblieben. Stellen Sie sich meinen Ärger vor, so aus dem östreichischen Regen in die ungrische Traufe geraten zu sein, und so viel Müh und Galle und Katzbalgerei aufgewendet zu haben, um endlich diesen Tausch zu stande zu bringen. Ich erwarte jetzt mein Urteil; bin übrigens fest entschlossen, eine Geldstrafe, falls eine solche über mich verhängt werden sollte, nicht zu zahlen, sondern den Skandal auf seinen Gipfel dadurch zu treiben, daß ich mich einsperren lasse. Die Herren sollen sich ganz brandmarken.

Bei solchen Agitationen des Gemüts ist natürlich an eine größere Sammlung und Ruhe erheischende Arbeit bei mir nicht zu denken. Alles, was ich bis jetzt zu stande gebracht, sind ein paar lyrische Gedichte. — Aber um Gottes willen, liebe Emilie, was haben Sie denn nicht längst Ihre Exemplare von Hallberger genommen? Sind meine Gedichte nicht aus meinem Herzen gewachsen? Und ist dieses nicht ein Grund und Boden, von dessen Früchten Sie als reichbeteiligte Miteigentümerin desselben ohne weiteres pflücken dürfen? Ich habe 12 Freiexemplare zu empfangen, worüber ich nach Belieben zu disponieren bitte. —

Der artigen Frau, welche mein Bild bei Kerner besungen, und zwar recht hübsch besungen hat, bitte ich meinen gefühlvollsten Dank zu bringen. Der Einschluß von Berlin war mir höchst angenehm, kann ich Ihnen sagen. Wie viel des Widerwärtigen mir auch noch kommen mag, so werde ich doch nicht von hinnen gehn, ohne manches Herz bewegt zu haben, und bin ich einst zur Unterwelt hinabgefahren, so wird manches Herz dort um einen teuren Schatten mehr zählen. Wenn ich bedenke, daß solche meine Erwerbnisse die östreichische Censur nicht passiert haben, meine schönsten Lebensfreuden folglich auf illegalen Wegen von mir erbeutet sind, so muß ich jenes feindliche Gesetz auch aus diesem Grunde und doppelt hassen. Und doch gebührt mein Haß noch immer viel weniger dem Gesetze selbst, als denjenigen legalisierten Bestien, die das Gesetz auf eine so niederträchtige Art handhaben, daß kein östreichischer Dichter die litterarische Ehre seines Vaterlandes befördern kann, ohne daß er

dessen Gesetze verachtet. In der Interpretation der östreichischen Censurgesetze ist nirgends die Spur einer herz- oder vernunftbegabten Menschennatur zu finden, sondern überall nur boshaft gierige alles geistige Leben benagende Freßwerkzeuge, und unsere Censoren stellen im Gegensatze der pflanzen- und fleischfressenden Tiere die Klasse der geistfressenden Tiere dar, eine abscheuliche, monströse Klasse!

Meine Schwester ist noch immer in Kierling, und — wie man zu sagen pflegt — guter Hoffnung. Sie hat sechsmal gelitten und geboren, es wäre, mein ich, genug gewesen.

Überbringer dieses Briefes ist Baron Doblhof, den ich Ihrer freundlichen Aufnahme bestens empfehle.

Neulich wollte mir mein Freund Rischanek Ihre Lilla durchaus abkaufen, so sehr gefiel ihm das Bild.

Die Bekanntschaft des Herrn v. Blomberg wäre mir von Wert. Besorgen Sie gütigst die Absendung der eingeschlossenen Briefchen. Tausend herzlichste Grüße an meinen lieben Reinbeck, Vater, die Schwestern und Fr. v. Bauer.

Hallberger hat im beigeschlossenen Zettel den Auftrag, Ihnen die Gedichte zu gütiger Disposition zuzuschicken.

Ihr Niembsch.

(Wien), 16. Januar 1839.

Liebe Emilie!

Mehr als das Bewußtsein des äußern Verhaltens ist es das Bewußtsein der Gesinnung, was uns, wenn wir zu Freunden sprechen, den Ton giebt und die Zuversicht. Das letztere ist, Ihnen, teuerste Freundin, gegenüber, bei mir so überaus vortrefflich, daß ich, um meine ganze letzte schweigsam versteckte Vergangenheit unbekümmert, zutraulich und frei am nächsten besten Faden wieder anbinde und anknüpfe. Also tausendfachen herzlichen Dank für die schöne Skizze. Sie hat mich ebenso erfreut, wie es mich ärgert, daß Lindpaintner, so scheint es wenigstens, hier mit seiner Bühne viel zu sehr beschäftigt war, als daß er meine angelegentlich ihm aufgetragenen Grüße und Danksagungen an Sie hätte behalten und bestellen können. Meinen Unwillen hierüber

mildert nur die Erinnerung an Lindpaintners liebenswürdige Persönlichkeit, an seine große Freundlichkeit, womit er mir eine Loge zur ersten Aufführung seiner Oper regalierte, und die letztere selbst, woran ich großen Genuß gefunden. Woher weiß ich aber, daß Lindpaintner meine dankbaren Grüße vergessen hat? Ich soll nicht, aber ich muß es sagen: aus einem furchtbaren Briefe Reinbecks. Ich will mit meiner Schuldbeladenheit wenigstens ehrlich vor Ihnen dastehen, ich will nicht, wie mein lieber Freund Reinbeck es wünscht, durch Verschweigen seines Briefes den Schein annehmen, als hätte ich ohne diesen scharfen Impuls freiwillig geschrieben, der mit Recht zürnende Freund hat mir das Pistol an die Brust gesetzt; ich mußte zum Kreuz, d. h. zur Feder kriechen. Leider hat Schurz, der ohne mein Wissen durch mehrere Tage krank gelegen, mir den Stachelbrief erst gestern abend den 15. überbracht.

Mein Winter war übel. Ein beständiger Schnupfen, mein wiedererwachtes altes Seitenstechen, das mich ins Bett warf und mit Umschlägen besiegt werden mußte, gerichtliche Verfolgungen, noch immer nicht zu einem Resultat gediehen, und infolge alles dessen eine zeitweilige bodenlose Verstimmung — das ist das ungefähre Register meiner winterlichen Leiden. Solange die Censursbestien meine Akten nicht abgeschlossen haben, kann ich an die Erlangung eines Passes ins Ausland nicht denken, darüber kann aber der Sommer und noch mehr Zeit verstreichen. Ich werde daher die Schillerstatue erst, nachdem sie lange enthüllt sein wird, erblicken können.

Einige lyrische Gedichte und vier Gesänge von meinen Albigensern sind alles, was ich seit einem halben Jahre meinen körperlichen und geistigen Verstimmungen abgerungen habe.

Gegenwärtig ist die Kunstausstellung in Wien eröffnet. Beiträge von mehr als 300, größtenteils nur sogenannten, Künstlern sind aufgestellt. Von evidenter Genialität habe ich ein einziges Bild darunter gefunden, eine italienische Landschaft mit Gewitter, von Karl Marko, einem Ungar, derzeit in Rom. Das Bild ist groß und reich. Der erste Aushauch des Sturmes. Der Baum-

ſchlag vollendet ſchön. Die obern Partien des Laubwerks in ihrer fahlen Färbung und einige in die Luft hinausragende weißlich graue dürre Zweige ſtechen wunderbar ab gegen das ſchwarze Wettergewölk dahinter. Man ſieht entzückt den Sturm und das Genie des Malers über den Wald, der ſich darunter beugt, dahinbrauſen. Marko iſt ein großer Menſch. Er ſoll von Zigeunern abſtammen. Ja, meine Zigeuner! Das ſind andre Kerle als die Juden.

Schön, doch weniger inſpiriert, iſt „der Golf von Poros“, von C. Rottmann. Die Berge und der Himmel ruhig, klar und anmutig; doch mehr Ablauſchung als Schöpferkraft.

Von unſerm Freunde Loos ein treffliches Bild: der Neuſiedlerſee bei Sonnenaufgang. Idylliſcher Charakter, innig und keuſch.

Vom berühmten Gauermann: Die Heimkehr von den Alpen. Mit Blumenkronen geſchmückte Stiere, Kühe, Ziegen, Pferde, Hirten, alles freudig durcheinander und ſichtbar vollgetrunken mit friſcher Alpenluft und ſelig angefreſſen mit köſtlichem Bergfutter. Aber, aber — die Landſchaft, im Gegenſatz von Loos, unkeuſch, manieriert, affektiert. Die Bäume ſtehen da wie Komödianten, in den Nebeln, Bergen, Wolken iſt die Natur gleichſam buhleriſch zur Schau geſtellt und mißhandelt. Gauermann iſt ein ausgezeichneter Tiermaler, er bringt aber auch in die Bäume, Steine und Lüfte etwas Tieriſches und widerlich Warmes.

Porträte von Amerling. Bewundernswürdige Technik. Man ſieht gar nicht, daß dieſe Bilder gemalt ſind. In dichteſter Nähe vermag das Auge nicht die Spur eines Pinſelſtrichs zu entdecken. Amerlings Pinſel iſt verſchmolzen zu nennen, daher mag es aber auch rühren, daß, wenigſtens mir, ſeine Carnation allzu zart und leicht erſcheint und bei aller Friſche des Kolorits etwas Schemenhaftes an ſich hat. Ich würde Amerlings Talent viel höher achten, wenn er das Menſchenfleiſch, ſtatt es in falſcher Idealität zu verblaſen, in ſeiner vollen irdiſchen Gediegenheit darſtellte und doch Geiſt genug hätte, es zu durchgeiſtigen.

Noch habe ich zu erwähnen: Porträt von Schrotzberg. Naturgetreuer und gediegener als Amerling, doch weniger techniſche Ausbildung, wenngleich auch in dieſer Hinſicht ſehr ſchätzbar.

Ich spiele jetzt wieder fleißig die Violine, und wenn es mit meinen Fortschritten darin so fortgeht, so könnte mit der Zeit noch wahr werden, was im Morgenblatte „Villeggiatur in Weinsberg" von mir gerühmt wird, daß ich die Geige mächtig phantastisch spiele.

Therese, Schurz und deren Kinder sind gesund. Schönste Gegengrüße an Sie. Wir werden den Sommer über zusammen in Kierling wohnen. Da hoffe ich mit meinen Albigensern fertig zu werden. Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Rezension meines Savonarola und gesamten Dichterstrebens findet sich im 27. Heft der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie.

Wie geht es dem Grafen Alexander? Er hat mir vor langer Zeit einmal seinen Kutscher, der Pferde von hier abzuholen hatte, zugeschickt, aber ohne einen Brief oder ein Exemplar seiner Sturmeslieder, welche damals kürzlich erschienen waren. Das letztere fiel mir auf, indem besagter Kutscher doch ein Exemplar der Sturmeslieder an einen gewissen Doktor der Medizin mitgebracht hatte, der dem Grafen Alexander weniger nahe steht als ich und um dessen Poesie gewiß weniger Verdienst hat, als ich zu haben mir wohl schmeicheln darf. Wenn Alexander mich nunmehr wegwerfen will, wie der geheilte Lahme seine Krücken, so muß ich mir's gefallen lassen, er soll sich aber in acht nehmen, daß nicht der Dämon des Undanks ihm in Zukunft seine Poesie verrücke und verwirre.

Ich küsse Sie, Reinbeck, Vater und Schwestern als treuer Bruder und Sohn mit Liebe und ewiger Treue. Leben Sie wohl, liebes Milerl!

Ihr Riembsch.

An Mayer werde ich schreiben. Fr. v. Bauer grüße ich schönstens.

Ischl, 14. September 1839.

Geliebte Freundin!

Sie haben mir wieder einmal mit Ihrer schönen Hand und sanften Strichen den Kopf gewaschen. Ich lasse mir solches von

Ihnen gerne gefallen, denn Sie haben ein gutes, nie verjährendes Recht dazu und zu fordern, daß meine Freundschaft nicht bloß in stummer und verschlossener Gesinnung ihre volle Befriedigung finde. Wenn ich aber z. B. jetzt Ihr Porträt, das mich auf meinen Wanderungen begleitende, nehme und zum Fenster hinaushalte, und ihm das gegenüber liegende herrliche Katergebirg zeige und es frage: Milerl, ist das nicht schön? möchtest Du es nicht malen? — so ist meine Gesinnung doch nicht eine ganz unthätige. Und wenn ich ferner z. B. in Wien um einen Paß angesucht habe, und, falls ich ihn erhalte, damit schnurstracks in die Stuttgarter Friedrichsstraße kutschiere, so ist meine Freundschaft doch nicht lediglich eine kontemplative. Das wissen Sie übrigens recht gut, sonst würden Sie gewiß Ihre Tinte nicht zu besagten Lavements verschwendet haben.

Für Ihre Wünsche zu meinem Geburtstage danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Ihre Freundschaft gehört zu den hauptsächlichsten und entscheidenden Gründen, aus welchen ich diesen Tag, trotz der zahlreichen und großen Übelstände meines Lebens, keinen unglückseligen nennen darf. Auch dem lieben Vater, dessen Bild zu meiner Erbauung in meiner Seele steht, sowie den lieben Schwestern danke ich schönstens für ihre Glückwünsche. Der trauliche Austausch unserer befreundeten Herzen wird schon wieder in den rechten Zug kommen, lasset mich nur erst wieder an Eurem Theetisch sitzen. Die erste Tasse hoffe ich in den ersten Oktobertagen an meine Lippen zu führen, und sobald dann das Klirren des Theegeschirrs vorüber ist, meinen teuren, teuren Freunden das Waffengeklirr meiner Albigenser zu hören zu geben. Das Gedicht ist aber noch immer nicht fertig. Vielleicht wird mein letzter Ketzer in Stuttgart verbrannt und Simon von Montfort in Ihrem Gartenzimmer erschlagen werden.

An lyrischen Producten war das Jahr und namentlich der Sommer nicht sehr ergiebig, desto reicher jedoch an den interessantesten Erlebnissen, worüber ich jedoch wegen Fülle und Verfänglichkeit des Stoffes nicht anders als mündlich berichten kann.

Meine gute Schwester Therese hat abermals ein Kindlein

geboren, und nun ist ihre Sechszahl wieder voll. Die kleine Kierlingerin ist zwar schwächlich, doch gesund und sehr hübsch. Nur hätte man ihr nicht den Namen ihrer verstorbenen Schwester Katharina geben sollen, denn so oft die Mutter sie mit diesem Namen rufen wird, wird sie sich selbst an das andre Kind mahnen, das auf den Ruf ihr nicht mehr erscheint. Therese ist gesund und trug mir bei meiner Abreise, auch Schurz, viele herzliche Grüße an Sie auf.

Leben Sie wohl, schönste Grüße den Unsrigen. Teure Emilie!

Ihr Niembsch.

Geliebter Freund!

Bald hoff' ich, Dich zu umarmen und mündlich thun zu können, was ich längst schriftlich hätte thun sollen: Dir glückwünschen zur rühmlichen Vollendung Deines mit so edler, tapferer, rastlos aufopfernder Ausdauer geführten Werkes. Nun steht es da und muß Dir, so oft Du es betrachtest, Freude ins Herz glänzen. Ich grüße Dich, Ehrenbürger von Stuttgart. Dreimal grüße ich Dich, Du gütiger, milder, vergebender Freund! Empfange meinen herzlichen Dank für Deine freundlichen Wünsche zum 13. August. Möglich, daß im Laufe des nächsten Jahrs mein Schicksal eine freundlichere Miene annimmt; aber nicht wahrscheinlich, denn das Unglück ist konsequenter auf Erden als das Glück, und der Typus meines Lebens ist immer ein trüber gewesen. Wenigstens ist meine Gesundheit gut und meine Laune auch gut. Wie ein hasenreiner Hund sich dem Hasen gegenüber beträgt, wenn der aufgespürte vor ihm aufspringt, so hält es, wenigstens oft, meine Laune mit aufgespürten bösen Gedanken: sie läßt das Wild laufen, der Jäger und Meister in excelsis wird es schon erlegen.

Ich habe herrliche Ausflüge im Salzkammergut gemacht. Die liebe Emilie ist wenigstens in effigie am Traunstein vorbei gefahren. Ich habe Euer oft und mit Wehmut gedacht, daß alles Gute und Freundliche gar so schnell fort ist. Unsern Schleifer fand ich zum Erschrecken gealtert. Seine Gestalt ist wie eingebrochen. Doch nein, es ist nicht zum Erschrecken. Seine Heiterkeit bürgt

mir dafür, daß ihm ein unsichtbares Leben im Innern aufblüht, während das äußere welkt.

Leb wohl, geliebter Freund, es ist schon 12 Uhr und die Ischler Post wird geschlossen.

Ich umarme Euch innigst, bald wirklich.

Dein treuer

Niembsch.

Wien, 25. November 1839.

Liebste Emilie!

Seit einiger Zeit geht es mit meiner Gesundheit so gut, daß ich ernstlich daran denken kann, die Feiertage wieder einmal mit Euch lieben Freunden zu feiern. Allerdings ist das trauliche Zusammenleben mit treuen Freunden in dieser Zeit zumal, wo das öffentliche Leben immer unfreundlicher und unbefriedigender uns zurückscheucht, noch das Beste, was wir haben können; müßte ich nur nicht immer die einen verlassen, indem ich die andern wiedersehen will!

Nach Ihrem Trauerspielstoffe gelüstet mich's bedeutend. Daß die Tragödie das einzige Feld ist, wo der Dichter heutzutage einen schlagenden Erfolg erringen könnte, ist ganz gewiß; ob aber gerade ich die persönliche Befähigung dazu besitze, muß ich freilich bezweifeln, weil mir selbst dafür keine Belege vorliegen. Versuchen aber will ich's, und mit um so größerer Freudigkeit, als mir, wie ich erwarte, der Stoff aus so lieber Hand gereicht sein wird.

Meine Albigenser haben abermals einen Zuwachs erhalten. Eine leidige Eigenschaft solcher unorganischen Dichtungen, daß sie nie völlig ausgewachsen und fertig sind. Ich muß schon den Preßbengel bitten, dem Fortwachsen ein Ende zu machen. Außerdem ist wieder eine Ziskaromanze entstanden nebst einigen lyrischen Sachen. Meine Violine wird noch immer fleißig gestrichen; ich weiß nicht, ob sie oder meine Hand besser geworden ist; sie klingt jetzt noch viel schöner.

Meinem Schwager hab' ich in Ihrem Namen für seine Ge-

dichte gedankt. Er und Thereſe grüßen herzlich und ſind, wie auch ihre Kinder, im beſten Wohlſein.

Wenn Sie Evers und den Gf. Alexander ſehn, ſo bitte ich beide von mir ſchönſtens zu grüßen.

Vom lieben Juſtinus hab' ich ein gar ſchönes Gedicht auf Lichtenſtern im Morgenblatte geleſen. Weniger erfreulich waren mir die von der allgemeinen Zeitung gebrachten Auszüge aus Gervinus. Wenn die Worte dieſes Schriftſtellers über unſere neueſte Poeſie aus dem Herzen unſrer Zeit gefloſſen ſind, ſo hat ſich ein Dichter der Gegenwart nichts weiter zu wünſchen als einen baldigen Tod.

Meines verehrten Freundes Reinbecks Novelle hab' ich noch nicht erhalten. Witthauer freut ſich ſehr darauf. Leben Sie wohl, teure Seele, ich umarme Euch alle, hoffentlich bald perſönlich.

Ihr Niembſch.

Wien, 5. Dezember 1839.

Geliebte Freundin!

Wie lange ſchon warten Sie auf mich mit dem vorbereiteten Zimmer und der ungeduldigen Fülle Ihrer herzlichen Gaſtfreundſchaft! Ich kenne das. Wenn in dieſer Zeit der Erwartung irgend eine Speiſe vorgekommen iſt, die ich gerne eſſe, ſo haben Sie dabei bedauert, daß ich noch immer nicht da ſei; denn Sie ſind meine treue Freundin und eine echte deutſche Hausfrau. Ich habe den Staatskanzleipaß nicht erhalten und muß nun auf langen und mühſamen Wegen einen ungariſchen Paß zu bekommen ſuchen. Zu Erlangung eines ſolchen iſt es nämlich notwendig, daß ich früher mich nach Ungarn begebe, wenigſtens einige Wochen daſelbſt wohne, ſodann als Ungar mit einem Komitatspaſſe nach Wien reiſe, in Wien ſodann mit Beilegung des ungariſchen Komitatspaſſes bei der ungariſchen Hofkanzlei um einen Paß ins Ausland einkomme, d. h. um einen ungariſchen Hofkanzleipaß. Dieſen langen Umweg anzutreten, iſt mir bis jetzt nicht möglich geweſen. Vielleicht muß ich ihn auch nicht machen. Gf. Alexander ſagte mir, er werde im Falle einer Erkrankung ſeines erſten Obriſten — ein Fall, der bei der Kränk-

lichkeit dieſes Mannes leicht eintreten könnte — nach Eßlingen reiſen, noch im Laufe dieſes Winters, wenn es ſo käme, dabei trug er mir gütigſt an, mich mitzunehmen. Ohne alle Weitläufigkeiten könnte ich ſolchenfalls im Gefolge Alexanders nach Schwaben geſchmuggelt werden, und meine Feinde in Wien hätten unterdeſſen Muße, ſich weidlich über das dennoch, oder wie mein Freund Schloißnigg ſagte: Das jedennoch zu ärgern, und ach umſonſt!

Der mir von Ihnen angekündigte Brief des Herrn Laudamus aus Worms iſt noch immer nicht da. Befindet ſich davon eine Abſchrift in Ihren Händen, ſo bitte ich, mir dieſelbe hierher zu ſenden.

Wenn Sie Herrn v. Cotta von der Urſache meiner verſpäteten Reiſe nach Schwaben in Kenntnis ſetzen wollen, ſo erweiſen Sie mir eine große Gefälligkeit; doch bitte ich, meinen Plan, mit Gf. Alexander zu reiſen, geheim zu halten. Damit nicht etwa hier etwas davon verlaute, was mir leicht einen Riegel vorſchieben könnte. Meine Geſundheit iſt leidlich bis auf gewiſſe Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann iſt mir zuweilen, als hielte der Teufel ſeine Jagd in dem Ganglien-Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daſelbſt und ein dumpfes „Halloh!" des Schwarzen; ohne Scherz, es iſt oft zum Verzweifeln. Meine Albigenſer ſollen bis zur Oſtermeſſe fertig ſein; d. h. gedruckt.

O liebe Emilie! Wie freut ſich mein Herz auf unſer Wiederſehen! Gott habe den guten Reiteroberſten in Eßlingen geſund und wohl. Aber eine ſcheinbare Erkrankung, allenfalls eine ſolche hypochondriſche Bauchbirſch, wie ich ſie zuweilen ertragen muß, — und infolge derſelben eine Einberufung Alexanders nach Eßlingen und Lenaus in Alexanders Reiſewagen — Gott verzeihe mir's. Mein liebſter, teuerſter Reinbeck! Für dich habe ich bereits einige Schwänke geſammelt, für Dich und unſer gemeinſames Lachen. Ich werde Dich gewiß wieder erheitern und Du mich. Aber auch des Ernſten habe ich ſo manches mit Dir zu beſprechen. Ich bedarf Deines Rates in wichtiger Angelegenheit. —

Das Londoner Foreign Monthly Review, Septemberheft, hat eine ausführliche Beſprechung meiner Gedichte und des Fauſt.

Leben Sie wohl, liebe Emilie!
Herzlichſte Grüße dem lieben Vater, den lieben Schweſtern!
Vale amice! Reinbeck!

Euer Niembſch.

Wien, 28. Dezember 1839.

Geliebte Freundin!

Allerdings hat Herr von Taubenheim kein Wort von Lottchens Verlobung gegen mich verlauten laſſen, und ich empfand es ſchmerzlich, daß ich dieſe Nachricht gleichſam zufällig durch Herrn Louis Mayer in einem Briefe erhalten mußte, welchen mir Architekt Etzel von ihm überbrachte. Doch nun weiß ich es auch durch Ihren Brief, und meine Empfindlichkeit iſt völlig aufgegangen in meiner Freude über dieſes frohe und gute Ereignis. Daß Herr Regierungsrat Weißer eine Hartmann gewählt, gewinnt ihm im voraus mein Herz, und ich freue mich auf ſeine perſönliche Bekanntſchaft. Es iſt in Eurem ganzen Geſchlechte eine gewiſſe Herzensgediegenheit anzutreffen, verbunden mit einem kunſtſinnigen, für alles Schöne beweglichen Geiſte. Hiezu kommt bei unſerm Lottchen noch eine köſtliche Heiterkeit, und dieſe Mitgift wird die Tage Weißers, mochte er auch bis jetzt eines glücklichen Lebens genießen, in einen raſchern und leichtern Gang bringen, und er wird, eh' er ſich's verſieht, ſeine Kinder erwachſen und wohlgeraten erblicken. Mein freundſchaftlichſter Segen begrüßt dies Bündnis, und ich wünſche dem lieben Vater, Euch allen, zumeiſt aber H. Weißer aus vollem Herzen Glück dazu.

Die ſchöne Buche und die friſche herrliche Tanne ſoll ich alſo nicht mehr ſehen und ſtatt deſſen einen Teil der Erlöſes als einen Reiſezuſchuß mir zu gut kommen laſſen! O liebe Emilie, wie hat mich Ihr freundliches Anerbieten gerührt! Ich nehme es mit Dank an, indem meine Lage derzeit wirklich etwas knapp und verlegen iſt, und ich werde ſeiner Zeit Ihnen das Geld, ſamt gewiſſenhafter Verzinſung — das müſſen Sie mir erlauben — zurückſtellen. Zu jedem Dienſte, den Sie von mir zu verlangen gedenken, bin ich

freudigſt bereit, meine liebe, treue Freundin! Mir fällt hier die Geſchichte ein, die mir Reinbeck einmal erzählte, von jenem Hunde, der von ſeinem Herrn täglich zum Bäcker, das Brot zu holen, geſchickt wurde, und als er, von andern Hunden angefallen, ſah, daß die Brotfracht nicht zu retten ſei, lieber ſeines Teils auch mitfraß, als daß er den Fremden alles gelaſſen hätte. Ich, indem ich Ihren lieben Antrag annehme, ſcheine mir mit jenem Hunde einige Ähnlichkeit zu haben, darin aber mich von ihm zu unterſcheiden, daß ich dasjenige, was ich den fremden Hunden, Ihren häuslichen Sorgen entreiße, doch wieder zurückbringen werde.

Ich will alles thun, um einen Paß zu bekommen.

Der Brief aus Worms enthält nichts von Belang. Ein obſkurer Waldſiedler Amerikas ſucht mir über den Beſitz meines Landes Angſte zu machen und mir auf ſolche Baſis hin das Land um einen Spottpreis abzuſchwatzen. Grund zur Angſt iſt nicht vorhanden, mithin auch keiner zu einem nachteiligen Verkauf meines Urwalds, deſſen Wert nach allem darüber Vernommenen, ſich bereits auf ein Anſehnliches geſteigert haben dürfte.

Glückſeliges neues Jahr!

Leben Sie wohl, liebſte, teuerſte Emilie! Tauſend Grüße den Unſrigen!

Ihr Niembſch.

Den 29.

Ich habe geſtern die Zeit der Briefaufgabe verſäumt und darum noch ein paar Worte nachzuſetzen.

Der Kranich.

Stoppelfeld, die Wälder leer;
Und es irrt der Wind verlaſſen,
Weil kein Laub zu finden mehr,
Rauſchend ſeinen Gruß zu faſſen.

Kranich ſcheidet von der Flur,
Von der kühlen, lebensmüden;
Freudig ruft er's, daß die Spur
Er gefunden nach dem Süden.

Mitten durch den Herbſtesfroſt
Schickt der Lenz aus fernen Landen
Dem Zugvogel ſeinen Troſt,
Heimlich mit ihm einverſtanden.

O, wie mag dem Vogel ſein,
Wenn ihm durch das Nebeldüſter
Zückt ins Herz der warme Schein
Und das ferne Waldgeflüſter!

O wie ſüß empfindet er
Ahnung, Sehnſucht und Vertrauen!
Und im Fluge übers Meer
Stärket ihn der Duft der Auen! —

Nebel auf die Stoppeln taut;
Dürr der Wald; ich duld' es gerne,
Seit gegeben ſeinen Laut
Kranich, wandernd in die Ferne.

Hab' ich gleich, als ich ſo ſacht
Durch die Stoppeln hingeſchritten,
Aller Senſen auch gedacht,
Die ins Leben mir geſchnitten;

Hab' ich gleich am dürren Strauch
Andres Welk bedauern müſſen,
Als das Laub, vom Windeshauch
Aufgewirbelt mir zu Füßen:

Aber ohne Gram und Groll
Blick' ich nach den Freudengrüften,
Denn das Herz im Buſen ſcholl
Wie der Kranich in den Lüften;

Denn das Herz in meiner Bruſt
Iſt dem Kranich gleich geartet,
Und ihm iſt das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Dieſes Gedicht iſt Ihrer Seele verwandt und mir ganz beſonders wert; zwei gute Gründe, es Ihnen zu ſenden; vielleicht iſt der erſte Grund der Grund des zweiten Grundes. — Meine „Albigenſer" ſind noch nicht ganz beendigt. In einigen Geſängen

derſelben glaube ich mein Beſtes geleiſtet zu haben. Die Wolken ſind ſchwarz und ſchwer, aber ich meine, daß auch tüchtige Blitze daraus fahren.

Adreſſieren Sie gütigſt Ihre künftigen Briefe unmittelbar an mich, weil die Adreſſe an Schurz mir zuweilen die Briefe um einige Tage ſpäter zukommen läßt. Alſo an Niembſch, in der Johannisgaſſe Nro. 969 im dritten Stock links.

Leben Sie wohl, liebe, gute Emilie!

Wien, 16. Januar 1840.

Teuerſte Emilie!

Schon lange habe ich den 22. Jännar nicht mit Ihnen und den Unſrigen in Stuttgart feiern können, auch diesmal iſt mir ſolche Freude verſagt und mein Herz darauf beſchränkt, Ihnen aus der Ferne ſeine wärmſten Wünſche und Segnungen zu jenem Tage zu ſenden, an welchem mein guter Lebensgenius ſo viel Tröſtendes, Verſöhnendes, Beglückendes und Erhebendes für mich geknüpft hat. Seien Sie heiter und meiner eingedenk an Ihrem Geburtstage! Ich will nachträglich mit Ihnen anſtoßen, indeſſen aber hier in der Ferne mein Glas und mein Herz erheben auf Ihr Wohl, meine unausſprechlich teure Freundin!

Mit Ungeduld ſehe ich Ihrem nächſten Briefe entgegen, denn Ihr letzter war beunruhigend durch ſeine Nachricht von der graſſierenden Seuche in Stuttgart. Auch die Zeitungen bringen dorther manche Todeskunde. Hier haben wir ſtrenge und anhaltende Kälte ſeit ungefähr 14 Tagen, deſſenungeachtet ſind auch hier Fieber und Ruhren häufig. Auch im Kreiſe meiner Bekanntſchaft hat ſich ein Todesfall ereignet. Herr v. Lebzeltern hat von ſeinen drei Töchtern die älteſte, von 23 Jahren, verloren. Meiner Geſundheit hat der Winter bis jetzt noch nichts anhaben können. Es ſcheint, als habe meine Geſundheit im letzten Sommer im oberöſtreichiſchen und ſteiriſchen Gebirge ſich befeſtigt. Auch mit der Stimmung bin ich zufrieden. Wenn ich nur nach Stuttgart reiſen kann! Ich hoffe es mit Zuverſicht.

Graf Alexander ist wieder an Rheumatismus leidend. Er gedenkt Ihrer mit vorzüglicher Verehrung und bat mich, zum 22. Jänner meinen Wünschen die seinigen beizuschließen. Seine Kinder sind allerliebst und wie mir scheint, unter Aufsicht ihrer Erzieherin, Fräulein Ida, in sehr guten Händen. Auch der Hofmeister Eberhards, Herr Sauter, ein Schweizer, gefällt mir wohl. Alexander wohnt in der Leopoldstadt und schickt täglich seinen Wagen um mich; so war ich gestern eben im Begriffe, denselben zu besteigen, als Jakob Zöppritz, aus Ungarn zurückgekehrt, an mein Hausthor trat. Ich mußte fort, er nahm meinen Antrag, ihn zu besuchen, nicht an, indem er fast nie zu treffen sei, versprach mir aber dagegen, mich vor seiner Abreise nochmals in meiner Wohnung zu sehen, und ist so freundlich, dann ein Briefchen an Sie mitzunehmen.

Therese und Schurz grüßen auf das herzlichste. Im Schwarzspanierhaus ist, wenigstens so weit es mich angeht, alles gesund. das kleinste Töchterlein, das Ersatzkäthchen, gedeiht vortrefflich. Meine Schwester kann nun wieder vergnügt sagen: „zweimal drei sind sechs," wenn auch die Sorgen mit jedem neuen Kinde in einer Progression sich mehren, die gar nicht auf Zahlen gebracht werden kann.

Kommen Ihre Tauben noch ans Fenster? Diesen Tauben verdanke ich einen kleinen Gesang in meinen Albigensern. Ich küsse Ihnen die Hand dafür, die schöne, milde Hand, die jene Tauben genährt und mir schon oft meine schwarzen Raben vom Haupte gescheucht hat; segenspendend, fluchabwehrend. — Hier folgt die kleine Schilderung, deren Idee mir durch Ihr Fenster hereingeflogen kam, als Sie dort Ihre Tauben bewirteten.

Sein Feld besät mit Körnern dort ein Bauer,
Verdrossen thut er's in verzagter Trauer.

Wird seiner Sense sprießen einst die Ähre,
Und nicht den Rosseshufen wilder Heere?

Wer mag getrost die Zukunft noch beschicken,
Sieht er den Sturm schon kommen, sie zu knicken!

Mit läſſ'ger Hand den Samen wirft der Alte,
Und wenig hoffend in die Furchenſpalte.

Sein Söhnlein aber ſtreut mit hellem Singen,
Weil Jugend freudig hofft: es wird gelingen!

Dort flattert nieder eine Taubenſchar,
Und pickend ſchmälert ſie das künft'ge Jahr.

Die Diebe ſieht der Landmann ſonder Grollen
Mit ſchwanken Köpflein ſchreitend durch die Schollen:

„Ei, Tauben! Laßt gefallen euch die Kerne!
Der Feind iſt nah, die Ernte noch ſo ferne!

Du weiße dort! Hat dich ein Pfeil geſchreckt,
Daß alſo rot die Bruſt dir iſt gefleckt?

Doch nein! Wer hat Geſchoſſe zu verſchwenden?
Wer möchte jetzt den Pfeil nach Tauben ſenden?

Täublein biſt von Lawor? Und traf dich Blut,
Als du ins Neſt heimflogſt zu deiner Brut?

Barg ein Verfolgter ſich am Tag der Rache
Und ward erſchlagen unter deinem Dache?" —

Der Bauer hat der Taube Los erraten,
Und trauernd ſtreut er wieder ſeine Saaten.

O trübe Zeit, wann Tauben am Gefieder
Das Blut von Menſchen tragen hin und wieder! —

Ein Wandrer, einſam wallend durch das Land,
Die Scene zu betrachten, ſtille ſtand.

Er ſpricht dem Landmann, eh' er weiter zieht,
„Hörſt du der Lerche helles Morgenlied?

Vom Liede *einer* Lerche iſt umher
Der ganze Himmel voll; nicht Klage mehr!

So tönt fernhin der Freiheit Morgenruf,
Zerſtampft dir auch die Saat einſt Roſſeshuf;

Es klingt ihr Ruf je heller in die Weiten,
Je mehr die Feinde ſtillen Tod verbreiten!" — —

Grüßen Sie mir meinen lieben Reinbeck wie alle die Ihrigen, die Tauben mit eingeschlossen, aufs allerschönste.

Jakob Zöppritz wird wieder einige Zeilen von mir bringen.

Die Zeit meiner Ankunft in Stuttgart kann ich noch nicht genau bestimmen. Doch hoffe ich auf der Reise dahin noch zu frieren. Leben Sie wohl, geliebte Freundin! Sorgen Sie durch gewissenhafte Wahrung Ihrer Gesundheit, daß wir den teuren Tag Ihrer Geburt noch oft feiern können. Gott segne Sie!

Ihr Niembsch.

Johannesgasse 969.

(Wien), ? Januar 1840.

Teuerste Emilie!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief wie für den Einschluß, welchen ich ebenfalls erhalten habe. Für den doch möglichen Fall meines Todes möge mein gegenwärtiger Brief die Kraft eines Schuldscheines haben und bezeugen, daß ich meiner lieben Freundin Emilie von Reinbeck hundert Gulden Conv.-Münze aufrecht schuldig bin und dieselben vom 1. Januar 1840 bis zum Tage der Rückzahlung mit 4 Prozent zu verzinsen habe. Lassen Sie sich diese trockene Formalität nicht ärgerlich sein, teuerste Freundin; sie dient zu meiner eigenen Beruhigung. Ich nehme diesen Beweis Ihrer innigen Güte mit lebhafter Freude und großem Dank an, aber zugleich mit der dringenden Bitte und nur in der sichern Voraussetzung, daß Sie auch, sobald Sie das Geld irgend benötigen, mir es ganz aufrichtig und ungesäumt zu wissen geben. Wie leicht könnte eine Sommerreise oder ein unvorgesehenes häusliches Bedürfnis die Summe erheischen, welche ich sowohl nach ihrem Ursprung als nach der Gesinnung, womit sie mir dargeliehen wurde, als ein heiliges Geld ansehe. Würden Sie mir einen solchen Fall nicht sogleich bekannt machen, liebe Emilie, so wäre das eine Art Versündigung gegen mich; ich bitte Sie ernstlich und bei Ihrer Liebe für mich, hierin ganz offen zu sein; jede Schonung wäre hier verletzende Güte.

Meine Albigenſer werde ich Ihnen ſeiner Zeit mit einer gewiſſen Schüchternheit vorlegen. Sie äußerten einmal über Freiligraths Gedichte, dieſelben ſeien Ihnen zu blutig. Wie blutig ſind aber meine Albigenſer! Ihre Nachricht über die in Stuttgart graſſierenden Fieber iſt beunruhigend, um ſo mehr, als ich weit ſchlimmere Beſtätigung aus dem Munde des Gf. Alexander habe, der ſehr üble Details in Briefen aus Stuttgart erhalten hat. Die ſtrenge Kälte wird doch hoffentlich Einhalt thun.

Bereits habe ich die letzten geeigneten Schritte gethan, um einen Paß zu erhalten. Bleiben auch dieſe fruchtlos, ſo muß ich ſchon, wie mein Freund Reinbeck ſagt, phantaſtiſch zu Werke gehn.

Jakob Zöppritz hat mich mit einem Beſuche und Überbringung von Carl Mayers Gedichten erfreut. Er reiſte den Tag darauf nach Peſt und ſcheint noch nicht wiedergekommen zu ſein. Carl ſchrieb mir auch ein freundliches Briefchen, welches ich, ſobald ich das Buch werde durchleſen haben, beantworten will. Ich hoffe noch immer zur frohen Hochzeit zurecht zu kommen.

Daß Ihre Tannen gerade wieder zurück in den Schwarzwald geloſt wurden, iſt eine merkwürdige Schickung, gleichſam als hätte Ihnen dadurch der Verluſt gemildert werden ſollen. Der Zufall hat dies gezeigt, wie er auch liebenswürdig ſein kann.

Ich habe in dieſem Augenblick Kopfſchmerz, auch einen Beſuch, was beides mich meinen Brief zu ſchließen veranlaßt, der ſonſt länger ausfiele. Doch werde ich meiner geliebten Freundin in einigen Tagen wieder ſchreiben, auch meinem lieben getreuen Reinbeck. Sie werden die Eingenommenheit meines Kopfes aus meinen Zeilen herausſpüren. Nur noch ein kleines Gedichtchen.

Herbſtgefühl.

Der Buchenwald iſt herbſtlich ſchon gerötet,
Sowie ein Kranker, der ſich neigt zum Sterben.
Wenn flüchtig noch ſich ſeine Wangen färben;
Doch Roſen ſind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieſelt, kaum zu hören,
Das Thal hinab, und ſeine Wellen gleiten,

Wie durch das Sterbgemach die Freunde ſchreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu ſtören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genoſſen;
Es iſt Natur, der auch die Freuden ſchwanden,
Mit ſeiner ganzen Schwermut einverſtanden,
Er iſt in ihre Klage eingeſchloſſen.

Und noch eines:

Einſamkeit.

Haſt du ſchon je dich ganz allein gefunden,
Lieblos und ohne Gott auf einer Heide,
Die Wunden ſchnöden Mißgeſchicks verbunden
Mit ſtolzer Stille, zornig dumpfem Leide?

War jede frohe Hoffnung dir entſchwunden,
Wie einem Jäger an der Bergesſcheide
Stirbt das Gebell von den verlornen Hunden,
Wie's Vöglein zieht, daß es den Winter meide?

Warſt du auf einer Heide ſo allein,
So weißt du auch, wie's einen dann bezwingt,
Daß er umarmend ſtürzt an einen Stein,

Daß er, von ſeiner Einſamkeit erſchrecket,
Entſetzt empor vom ſtarren Felſen ſpringt
Und bang dem Winde nach die Arme ſtrecket.

Meine liebe Emilie hat das nie erfahren.

Leben Sie wohl, ſamt allen Ihrigen herzlich von mir gegrüßt. Der letzte Beweis Ihrer Freundſchaft hat ſo wohlthätig auf mein Herz gewirkt, daß ich ordentlich luſtig bin.

Ewig Ihr Niembſch.

An Cotta werde ich morgen ſchreiben.

Wien, 14. März 1840.

Teure Emilie!

Bei fortwährend harter Kälte haben wir unſere Herreiſe zwar beſchwerlich doch glücklich zu Stand gebracht. Alexanders Befinden war über meine Erwartung gut; das meinige war und

ist ganz vortrefflich. Eine Fahrt nach meinem geliebten Schwaben bekommt mir jedesmal vortrefflich. Hier fand ich alles im alten, d. h. schlechten schmutzigen Gleise. Wenn ja eine Veränderung zu merken ist, so ist es eine ins Schlimmere. Die Maßregeln unserer Censur werden immer drückender; die Brutalität der Aristokratie immer frecher. Gott sei's geklagt! —

Mit schwerem Herzen riß ich mich an meinem Scheidetag von dem traulichen und in jedem Sinne köstlichen Hochzeitsfrühstücke los, und meine notgedrungene Eile wurde mir später um so ärgerlicher, als sie nicht einmal notwendig war, sondern wir uns noch lange in Eßlingen verhielten. Ich war dadurch für einige Zeit gründlich verstimmt. Über unsere Wiederabreise nach Württemberg ist noch kein fester Beschluß gefaßt; doch dürfte sie im Laufe Aprils wohl stattfinden.

Baron Cotta wurde in München von mir aufgesucht, jedoch, soeben auf den letzten Hofball abgefahren, nicht angetroffen.

Ich hinterließ ihm, sowie Alexander, eine Karte, und wir reisten am nächsten Morgen nach einer etwas unruhigen Nacht weiter. Die Unruh bestand darin, daß ich, müde und daher etwas gewaltsam mich ins Bettt werfend, dasselbe zertrümmerte und mit großem Gepolter durchfiel. Zum Glück war nebenan ein zweites Zimmer mit Bett, worein meine Schläfrigkeit sich sofort retten konnte. Solches geschah im Gasthof zum Hirsch, dem elegantesten von München.

Sternberg hat mir durch Frau von Goethe, um mich dieser bekannt zu machen, ein äußerst zierliches, auf feinstes Damenpapier geschriebenes, goldarabeskenumsäumtes Briefchen geschickt. Mich wundert nur, daß der Treffliche, jedoch etwas Weichliche, meinen Namen mit einem harten p geschrieben hat, und zugleich bin ich etwas empfindlich darüber, denn man sollte die Orthographie von Freundesnamen nie vergessen. Wenigstens scheint's mir so.

Therese und Schurz sind samt Kindern wohl und grüßen schönstens.

Enschuldigen Sie, liebste Emilie mein spätes Schreiben. Viele Geschäfte! Viele Besuche!

Ihr herrliches Waldbuch ist noch immer eine reiche Quelle meines Vergnügens. Ich werde es jedoch sicher und wohlerhalten in Ihre schöne Hand zurücklegen.

Die Preißelbeeren haben Sie vergessen mir mitzugeben. Ich werde dafür, die Gabe nachholend, wenn ich wieder bei Ihnen bin, die doppelte Menge davon verspeisen.

Wie geht es unsern Neuvermählten? Sind Mariettens Buben auch gehörig lustig und laut? Sind sie das für die Ohren im Hause, was ich, durch mein Rauchen, für die verehrlichen Nasen bin? Ich zweifle nicht. Denn ihre Kinderstimmen sind so wohlklingend wie mein Kanaster wohlriechend ist. Ich küsse alle die lieben Kinder, besonders die kleine blumenblutrotschimmernde Mariette; auch meinen geliebten Reinbeck, den ehrwürdigen Vater, die lieben Schwestern, und versteht sich, Sie selbst, teuerste Emilie!

Hier noch ein kleines Gedicht, welches ich im Sommer in ein Fremdenbuch in Aussee (Steiermark) geschrieben, längst vergessen und heute zufällig wiedererhalten habe, indem ein Herr in Aussee sich die Kleinigkeit aus dem Fremdenbuch ausgeschrieben und seinem Bruder nach Wien geschickt hat.

Der Altaussee-See und der Waldbachstrub.

Die Felsen schroff und wild,
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein stilles Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort, mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst, gleich jenem Teich,
Betrachtend dich verschließen;
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

Lebt wohl, ihr lieben, treuen Freunde!
Einen sanften Handkuß an Fräulein von Bawer. Bald hätt'

ich den Namen mit u geschrieben und selbst gegen meine Satzung gesündigt.

Wien, 31. März 1840.

Teuerste Emilie!

Es ist sehr arg, daß Sie so oft von körperlichen Leiden befallen werden. Ich kann nicht mehr unbesorgt annehmen, daß Sie wohl sind, wenn mir es nicht Ihre Briefe sagen. Dieser Teufelswinter währt auch gar zu lange. Noch sitzt er bei uns fest ohne die geringste Miene, endlich einmal abzufahren. Ihre Erzählung, wie Sie, müd und krank zu Bett gehend, sich von Gott den baldigen Frühling zum Pfleger und Arzt erbaten, und statt dessen am Morgen alles verschneit erblicken mußten, hat mich sehr betrübt. Es ist nicht gut, liebe Emilie, sich auf Gottes Liebe und Hilfe ein Omen zu stellen, denn trifft solches nicht zu, so mag es wohl geschehen, daß jener Glaube, von welchen Sie in Ihrem letzten Briefe klagten, er wolle nicht mehr recht Stich halten — wirklich gefährdet wird. Vielleicht wird Ihnen der Frühling um so schöner und freundlicher erscheinen, je länger Sie seiner harren müssen. Ja, teure Freundin! Wir wollen eine schöne und frohe Zeit zusammen verleben. Halten Sie nur die treffliche Mariette mit ihren Kindern fest, bis ich komme.

Meine Gesundheit ist gut; meine äußern Angelegenheiten haben mich in letzter Zeit mehr als sonst beschäftigt. Zwei Briefe sind aus Nordamerika angekommen; der eine, von meinem vielgetreuen Philipp Huber, meldet mir, daß mein Land zwar sehr verwildert, aber doch im Preis bedeutend gestiegen sei durch die zunehmende Kultur, welche rings um dasselbe Platz genommen habe, Philipp trägt sich mir zum Pächter an mit dem Versprechen, jedes Jahr einen verhältnismäßigen Pachtzins zu entrichten; der andre Brief ist von einem mir unbekannten Herrn Oelrichs in New-York, der mir den Tod des H. v. Post meldet und zugleich, daß die Certifikate über mein Eigentum sich in seinen, Herrn Oelrichs, Händen befinden. Das beste wäre wohl, das Land zu verkaufen und zu diesem Zwecke selbst nach Amerika zu reisen; doch will ich

mir dieſes noch reiflich überlegen, eingedenk der vielen Beſchwerden und Ärgerniſſe meiner erſten Reiſe nach dem Lande der herzloſen Geldſäcke.

Die Entfernung hat etwas Tückiſches. Während ich in meinem letzten Schreiben an Sie mich über das blühende Leben des kleinen Mariettchens freute, war das Kind vielleicht dem Tode nah, und während ich über die lauten Stimmen der Buben einen Scherz machte, hatte dem armen Georg der Tod an die Kehle gegriffen. Man muß die Kinder noch viel mehr lieben, wenn man bedenkt, wie leicht ſie dahin ſind.

Herzlich freut mich das Glück unſrer Neuvermählten. Ich wünſche und hoffe ſicher, daß die einſt Altvermählten nicht minder glücklich zu preiſen ſein werden. Das Gedicht Reinbecks hättet Ihr mir übrigens ſchicken können. Ich bitte nachträglich darum. Der Willkommsthee muß Euch, und würde auch mir ſehr gut geſchmeckt haben.

Sagen Sie der lieben Julie folgendes: In meinem ganzen Leben habe ich den kühnen Wunſch, ein Frauenzimmer zu ſein, ein einzigesmal gehabt, nämlich in dem Momente, wo mir Julie Lebewohl ſagen wollte und von der Thüre meines Zimmers zurückſchrak. Grüßen Sie die liebe Freundin, wie Ihre andern Schweſtern, den verehrten Vater und Reinbeck, Herrn Weißer, die Buben und ſchöne Kleine ſchönſtens. An Fr. von Bauer diesmal einen etwas ſtärkeren Handkuß nebſt Druck; eben iſt Gf. Alexander bei mir eingetreten. Wir reiſen Ende April.

Ihr Niembſch.

Auſſee in Steiermark, 20. Juli 1840.

Teuerſte Emilie!

Nach dreitäger ſchnellſtmöglicher Reiſe, die mir, dem Ungeduldigen, doch immer noch zu langſam ging, bin ich am 13. in Iſchl eingetroffen. Bereits unterwegs hatt' ich von einem aus Iſchl Kommenden gehört, Caroline befinde ſich noch dort. Gleich am nächſten Morgen ſtand ich in ihrem Zimmer und erreichte meine Abſicht vollkommen, nämlich die Zurückerlangung gewiſſer Schriften,

die ich nicht länger in fremden Händen wiſſen konnte, ohne die ernſtlichſten Beſorgniſſe zu hegen. Nun hab ich ſie, Gott ſei gelobt, ihm ſei getrommelt und gepfiffen! Wieder in meinen Händen, und nachdem ich mir einen nur mir verſtändlichen Auszug daraus werde genommen haben, ſoll ſie das Feuer freſſen, wozu ich dieſem von Herzen einen guten Appetit wünſche. Alſo ich bin in den herrlichen Alpen und denke mir tauſendmal: Wäret Ihr auch da! Zwar iſt das Wetter mit kurzen hellen Unterbrechungen ſehr ſchlecht, doch in die wenigen ſchönen Stunden drängt ſich mir eine reiche Fülle höchſter Genüſſe zuſammen. Seit drei Tagen bin ich in Auſſee. Hier lernt' ich den bewußten Baron von Feuchtersleben kennen. Seine Geſtalt iſt von einer koloſſalen Häßlichkeit bei zwerghafter Winzigkeit. Einen Teil des Auſſeeer Gebirgs trägt er auf ſeinem Rücken, ſeine unverhältnismäßig langen und dürren Beine gleichen zwei Alpenſtöcken,* ſein gelbbraunes Geſicht hat eine gewiſſe höchſt poſſierliche mulattenhafte Schnauzenhaftigkeit, ſo daß trotz dem Reſpekt, den ſeine Stellung als Hüttenmeiſter dem hieſigen Volke einflößt, bei ſeinem Vorüberwandeln ſich doch über alle Geſichter ein unbezwingbares Lächeln verbreitet. Dabei iſt der Mann ſehr witzig und ſtets bei beſter Laune, und mir durch ſein ganzes Weſen eine Quelle unaufhörlichen Genuſſes. Mein Lachen über ihn wird oft durch das Lachgewieher, womit er einfällt, bis zu ſchmerzhaften Krämpfen geſteigert. So gingen wir neulich abends an einer Gipsfuhr vorüber, und er griff in ſeinem Amtseifer, wie er ſagte, in das Gipsmehl hinein, wiſchte ſich aber die Hand nicht ab. „Ich will warten," ſagte er, „bis mir ein hübſches Mädel begegnet, daß ich mir meine Hand auf eine angenehme Art abwiſchen kann." Das iſt ungeheuer komiſch. Er iſt ſehr verliebt, was zu hundert Poſſen führt. An meinem Hierſein hat er eine rührende Freude.

In Iſchl, wohin ich bald wieder zurückkehren werde, der mir läſtigen Feſtlichkeiten wegen, die man hier dem erwarteten Erzherzog Johann veranſtalten will — habe ich mir ein allerliebſtes Quartierl gemietet. Ausſicht auf die drei Hauptberge des Thals und unter meinem Fenſter die vorbeirauſchende Iſchl.

* Die ſeltſamerweiſe unter dem Berge ſpazieren. [Anmerkung Lenaus.]

Hier in Aussee habe ich bereits eine ziemlich lange und wie ich glaube, gute Scene gedichtet, womit mein Faust vermehrt wird. Sobald ich mit diesem fertig bin, kehre ich zu Euch Geliebten zurück.

In Ischl hab' ich an Frau von Walter und ihren beiden Töchtern sehr angenehme Gesellschaft, und von Zeit zu Zeit will ich dort zu Tische sein, um meinem Magen von der schlechten Wirtshauskost und dem noch schlechtern Wein ein wenig aufzuhelfen. Für meine Wohnung, in zwei recht netten Zimmern bestehend, zahle ich bloß täglich 15 Kreuzer. Meine alte Hauswirtin, die mir so viel Schönes beinahe umsonst zu genießen giebt, ist darin fast so großmütig und göttlich wie die Natur. Dabei gellen mir die Ohren beständig vor „Euer Gnaden! Gnädiger Herr!" In der Schweiz ist es anders.

Leben Sie wohl, geliebte Freundin! liebster Reinbeck! Vater und Schwestern, ich umarme Euch alle!

Ihr Niembsch.

Nach Preißelbeeren habe ich bereits ausgeschickt.

Ischl, 2. August 1840.

Liebste Emilie!

Ich bin gottlob gesund und in voller Arbeit an meinem Faust, welche rasch und gesegnet voranschreitet. Die hiesige Welt ist ein Paradies. O währet Ihr da! — Von Aussee aus hab' ich an Sie geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Den Brief von Schurz samt dem einschließenden Ihrigen hab' ich erhalten.

Ich umarme Euch alle! Die Post drängt und ich komme sonst nicht leicht wieder zum Schreiben. Bald sehen wir uns wieder.

Immer und herzlich

Ihr Niembsch.

Wien, 3. Oktober 1840.

Geliebte Freundin!

Bei meiner Ankunft hier haben die Fluten der Geschäfte mich dermaßen überwirbelt, daß ich erst heute, 8 Tage nach meinem Ein-

treffen, Ihnen ſchreiben kann. Vor allen Dingen empfangen Sie, teuerſte Emilie! meinen herzlichſten Dank für Ihre hohe Freundſchaft, die mir das Leben in Stuttgart zu einem glücklichen gemacht hat, und meine ehrlichſte Verſicherung, daß ich Ihnen in jedem Monat zwei Briefe ſchreiben werde. Es ſoll hinfort keine weite, dürre und traurige Wüſte des Stillſchweigens ſich zwiſchen uns ausdehnen, und wir wollen, wenn es auch getrennt, unſere Stimmen ſich treulich begegnen laſſen.

Meine Reiſe war nach meiner gewohnten Unaufhaltſamkeit raſch und folglich ermüdend. In 3 Tagen war ich in Stuttgart und Iſchl. Ein herrliches Abendrot begrüßte mich in meinen geliebten Bergen. Doch ſeltſam genug fand ich mich diesmal von der ſchönen Alpenwelt weniger freudig angeregt. Bald verließ ich ſie wieder und fuhr auf der Donau nach Wien, wo ich fürs erſte bleiben werde. — Meine liebe Schweſter iſt noch auf dem Lande, auch Kleyles und Löwenthals. Meine Bemühungen, eine paſſende Winterwohnung zu finden, waren ohne Erfolg. Die eingerichteten, bequemen Monatzimmer ſind unverſchämt teuer. So ſah ich zwei Zimmer für den enormen Preis von 60 Gulden C.-M. des Monats. Ich habe mich vorderhand entſchloſſen, in meinem alten Quartiere zu bleiben. Kann ich hier durchaus nicht arbeiten, ſo wandre ich entweder in eine Vorſtadt oder aufs Land.

Meine Reiſegeſellſchaft war teilweiſe recht angenehm. Im Eilwagen von Ulm nach München hatte ich zwei Polen, einen jungen Jakobiner aus Paris und einen Profeſſor der Theologie aus Ungarn. Der Jakobiner und der Pfaffe ſprachen und ſtritten viel und lebhaft über Religion, Revolution und dergleichen, was mich ungemein ergötzte. Die an feindlichen Gegenſätzen ſo reiche Zeit wirft ſolche oft ganz grell in den engen Raum eines Fuhrwerks zuſammen, und der ruhige Betrachter findet überall Gelegenheit, die Elemente eines künftigen welterſchütternden Kampfes durcheinander brodeln zu hören. In München blieb ich nur wenige Stunden. Die baieriſche Muſenhetze, die ſo viel Ähnlichkeit hat mit der baieriſchen Gebirgsjagd am Bartholomäusſee, wo die Hirſche ins Waſſer gehetzt und ſchwimmend erſchoſſen werden, — iſt mir uner-

träglich. Wie alles Forcierte, bleibt auch dieſe Prachtparade des baieriſchen Muſendrillmeiſters des Königs, ohne Wirkung aufs Leben.

Ungerührt, ungemildert und unverfeinert gehn die Münchener Bierlümmel an allen Schätzen der Kunſt vorüber; ein höchſt kläglicher Kontraſt.

Wenn Wangenheims noch bei Euch ſind, ſo grüßen Sie ſie mir ſchönſtens. Gerne hätte ich noch einige Tage mit dem vortrefflichen Miniſter verlebt. Bei ſeiner tüchtigen Geiſteskraft, univerſalen Auffaſſung und großen Welterfahrung iſt er ein lehrreicher Kenner, Ausleger und Troſt unſrer Zeit. Grüße an alle Unſrigen! Meinem lieben Reinbeck will ich nächſtens ſchreiben.

Von ganzem Herzen

Ihr Niembſch.

(Wien), 20. Oktober 1840.

Teure Emilie!

Ich habe zwei Briefe von Ihnen zu beantworten. Den erſten brachte mir Taubenheim ſelbſt, und mir war daher ſein freundlicher Beſuch doppelt erfreulich. Er trug mir auf, Sie ſchönſtens zu grüßen und Ihnen zu ſagen, daß er bereits ein Säckchen voll Wachholderbeeren ſich angeſchafft habe, um ſich damit gegen die ſchlimmen Einflüſſe fremder Klimate zu verteidigen. Er ſah ganz vortrefflich aus und hat ſeine große Reiſe mit gut gerüſtetem Körper angetreten.

Mich hat unterdeſſen eine ſehr ſchmerzliche Nachricht getroffen. Mein getreuer Philipp Huber in Amerika iſt plötzlich und auf ſchreckliche Weiſe geſtorben. Wie ſein Bruder Jakob mir geſchrieben, ging er friſch und geſund an die Arbeit in einem Kohlenbergwerk und wurde von einem herabfallenden Stein getroffen, der ihm ein Bein und den ganzen Unterleib gräßlich zerſchmetterte, ſo daß der Unglückliche nach fünf Stunden großer Schmerzen den Geiſt aufgab. Er war mir einer meiner treueſten Freunde und gleichſam an mich angewachſen. Der trennende Riß ſchmerzte mich tief und blutet noch immer. Der Tod ereilte den

Armen wenige Tage vor dem Eintreffen meines an ihn ergangenen Schreibens und meiner Vollmacht, mein Landgut zu übernehmen. So sind mir die beiden Freunde in Amerika, Post und Huber, bald nach einander gestorben. Seit dem Tode des letztern ist mir mein dortiger Besitz so verleidet, daß ich mich noch immer nicht entschließen kann, die nötigen Briefe deshalb zu schreiben.

Tausend Dank, teure Emilie, für die schönen und wohlthuenden Worte aus Ihrem Herzen.

Der Geburtstage meiner Freunde hab' ich keineswegs vergessen, sondern ihrer herzlich gedacht.

Ich hätte der armen Lotte ihre Unterhaltungen nicht berufen sollen. Gottlob, daß die Kinder wieder wohl sind; denn ich hoffe mit Zuversicht, daß die zuletzt erkrankte kleine Sophie nun doch auch schon genesen ist. Die Liebe Lottchens für die Kinder ihres Mannes war mir immer erfreulich und ehrwürdig. Sie ist eine sehr vortreffliche Frau, und mir teuer wie sie es verdient.

Mit meiner Gesundheit steht es gut. Ich wünsche Euch allen und besonders der lieben, leider so oft kränkelnden Julie ein gleiches. Im Frühjahr komme ich wieder zu Euch, Ihr Geliebten! Treuen! Den Schlüssel hab' ich und bring' ihn dann mit. Mich freut es, daß ich in meiner Zerstreuung ihn nach Wien genommen habe; so oft ich ihn ansehe, ist es ein trauliches Anknüpfen an mein Zimmer in Stuttgart und unser Zusammenleben.

Der Umzug für diesen Winter wird wahrscheinlich doch noch geschehen müssen, denn ich bedarf, zumal in meiner jetzigen Stimmung, freundlicher und erheiternder Außendinge, wenn ich zu einer gedeihlichen Arbeit kommen will.

Arbeiten auch Sie diesen Winter fleißig. Ich bitte, meinen Vorschlag nicht zu vergessen: Die Scene aus Pierre von Castelnau an der Rhône, den Fischer.

Leben Sie wohl, teuerste Emilie! Gedenken Sie Ihres

Niembsch.

Ich grüße die Unsrigen alle. Auch Fr. v. Bauer und Madame Heinrich.

Wien, 9. November 1840.

Teure Freundin!

Ich bin auch krank geweſen. Zahnſchmerz, Schnupfen, Halsentzündung, Halsgeſchwür, Loch im Hals von der Größe eines ſchwäbiſchen Groſchenſtücks, Eiterung u. ſ. w., Damit iſt mir die letzte Woche ſchlecht genug vergangen. Nun iſt's wieder gut. Meine einzige Beſchäftigung während meiner Leiden war das Durchgehen der Gedichte unſres Freundes Schleifer, welche gedruckt werden ſollen. Manche ſind ſchön; doch werden in der Sammlung auch Fürſten und Miniſter, ſchlechte Dichter und Kapuzinerguardiane, Regierungs- und andere Räte beſungen, ſo daß ich alle meine Freundſchaft für den Verfaſſer zuſammennehmen muß, um den panegyriſchen Miſt nicht zum Fenſter hinauszuwerfen. Ich werde Schleifern vorſtellen, wie unſchicklich und ekelhaft dergleichen iſt.

Ihre Kriegsbefürchtungen haben mich beunruhigt. Wenn ich mir mein liebes Schwabenland und meine Freunde drin den Mißhandlungen eines Krieges preisgegeben denke, ſo wird mir ganz bang ums Herz. Noch iſt's aber noch nicht ſo weit gekommen. Hier in Wien glaubt man nicht an Krieg.

Liebe Emilie! laſſen Sie ſich die Freude an Ihrer Kunſt durch nichts in der Welt verkümmern. Wenn das Selbſtgefühl Ihres großen Talents zu ſchwach iſt, die Luſt zur Arbeit, allen erbärmlichen Anfeindungen entgegen, zu behaupten, ſo wende ich mich an Ihre Herzensgüte und an die Erfahrung und frage: iſt es recht, dasjenige zu vernachläſſigen, womit man andern ſo viel Genuß und Freude ſchaffen kann? Hat der Erfolg Ihres letzten Bildes bei der Prinzeſſin Marie keine ermutigende Wirkung für Sie ſelbſt. Trauen Sie vielleicht dem Danke der beſchenkten Dame doch nicht ganz? Halten Sie, liebſte Emilie, ehrliche Leute eher für falſch, als Ihre Bilder für gut? Das iſt nicht erlaubt. Alſo nur wieder friſch und mutig an die Staffelei! Der Himmel gebe Ihnen ſein ſchönſtes Licht auf die Leinwand, und ſcheine Ihnen recht heiter in die Seele!

Der arme Schwab! Die arme Frau! Ich kann, wenigstens vors erste, nicht an ihn schreiben. Sein liebstes Kind ist tot — was kann ich seinem Schmerze sagen? Die Versicherung meiner herzlichsten Teilnahme kann ihm auch nichts erleichtern, dazu liebt er mich zu wenig. Ich habe wirklich nicht den Mut an ihn zu schreiben. Schon seit Jahren hab' ich es nicht gethan, weil mir der Glaube an seine Freundschaft leider gebrochen ist. Doch hat sein Unglück mich lebhaft ergriffen. Unvergeßlich bleibt mir der Ton, in welchem Schwab seinem Ludwig, als er noch ganz klein war, zurief: „Männle!" und wie ihm dabei die Augen strahlten. Armer Schwab!

Meine Schwester und Schurz grüßen schönstens. Von meinen und Schwagers Gedichten hab' ich bis jetzt nichts gehört noch gesehen. Einige lyrische Sachen hab' ich gemacht.

Ich grüße meinen Herzensfreund Reinbeck, den lieben Vater und alle seine Kinder, auch Weißer herzlich.

Leben Sie wohl, geliebte Freundin!

Immer

Ihr Niembsch.

Wien, 29. November 1840.

Liebe Emilie!

Diesmal haben Sie lange auf sich warten lassen und mich dadurch in nicht geringe Sorge versetzt. Was mich bei der üblen Jahreszeit und Ihrem längern Stillschweigen über Ihr und der Ihrigen Befinden so beunruhigte, mochte wohl eine Ahnung dessen sein, was ich aus Ihrem Brief vom 20. ersehen mußte, eine Ahnung Ihres vermessenen Unternehmungsgeistes, der Sie antrieb, sich allen Gefahren einer winterlichen Reise preiszugeben und noch dazu in das berüchtigte Stubenthal, wo im heißesten Sommer die Füchse frieren. Ich verkenne durchaus nicht die Freuden Eures schönen Zusammenlebens in Mergelstetten, und was das für herrliche Kinder und Leute sind; allein ich mißbillige das frostige Unternehmen nichtsdestoweniger. Schreiben Sie mir doch sogleich, liebe Emilie, wie Sie Ihre Rückreise gemacht haben.

Meine Zahnschmerzen haben sich abermals eingestellt und mir eine ganze Woche verdorben. Der Zahnarzt meinte, ich solle die betreffende böse Wurzel trotz ihres Schmerzens mir nicht ausreißen lassen. Ich habe über Zahnleiden die Ansicht, man müsse dem Schmerz sein altes Nest nicht nehmen, sonst macht er sich ein neues. Auch bin ich schon von den Zeiten meiner mathematischen Studien her kein Freund vom Wurzelausziehen. Jetzt ist es wieder besser.

An meinen Albigensern arbeite ich weiter. Unser Eintritt in den Kreuzgang zu Wimpfen hat mir ein hübsches Motiv zu einem Gesang gegeben. Auch einiges Lyrische ist entstanden.

Großes Vergnügen gewährt mir das fleißige Spielen meiner neuacquirierten Geige. Es ist eine echte Joseph Guarnerius, eines der besten Instrumente in Wien. Ein äußerst glücklicher Zufall führte es in meine Hand. Der Ton ist entzückend weich, süß und doch stark und feurig. Ich habe mich über die schwierigen und sehr lehrreichen Etüden von Kreuzer hergemacht und suche mich dadurch des Mechanismus der Geige mit großer Anstrengung zu bemächtigen. Meine Fortschritte sind mit jedem Tage merklicher, und ich hoffe seinerzeit mit meiner Violine nicht ganz unwürdig neben Fräulein von Bauer dazustehen. Übrigens bleibe ich bei meiner Mahnung: Liebe Emilie, malen Sie fleißig. Wo Sie der Schuh drücke, weiß ich allerdings, nämlich in Ihrer schüchternen Einbildung.

Gf. Alexander hat mir noch nicht geschrieben.

Therese und Schurz grüßen herzlich. Im Monat Oktober erhielten Sie von mir nur einen Brief, weil Ihre Antwort etwas spät kam, nämlich erst gestern. Doch wird wenigstens mein gegenwärtiges Schreiben noch im Oktober an Sie abgehen. Leben Sie recht wohl und glücklich, teuerste Emilie! Ich bin und bleibe von ganzem Herzen

unwandelbar

Ihr Niembsch.

Meinen teuren und innig verehrten Reinbeck, sowie den lieben Vater und alle, die ihm angehören, grüße ich vielmal und schönstens.

(Wien), 16. Dezember 1840.

Liebe Emilie!

Gut, daß ich Sie wieder gesund in Stuttgart weiß. Nun aber bitte ich nicht mehr auszuschlagen, bevor es auch die Bäume thun. Da haben Sie einen schlechten Calembour, es ist wohl der erste, womit ich Sie regaliere.

Zöppritz war bei mir. Wir rauchten zusammen Tabak, und er erzählte mir vieles von den Seinigen, auch von Gervinus, was mich alles interessierte. Er fand meinen Östreichertabak vortrefflich, woran ich den Pfuscher im Fache des Rauchens lächelnd erkannte.

Als ich den guten Georg in seinem Gasthof, dem sogenannten Matschakerhof, aufsuchte, fand ich ihn in Gesellschaft eines kuriosen Kerls von Mäkler, der am Tische stund, und eines Wollenhaufens, der auf dem Sofa lag. Georg war über meinen Besuch erfreut, doch glaubte ich an seinem ehrlichen Gesicht zu bemerken, daß ich irgend eine gewichtige Beredung mit dem Mäkler unterbrochen hatte; ich verließ ihn daher in bescheidener Bälde, nachdem ich nur noch im Fluge mir von ihm die Notiz hatte geben lassen, daß eine gute Wolle weder klettig, noch haarläufig und auch nicht steinig sein dürfe, drei Eigenschaften, die auch an Menschen nicht beliebt sind, zumal wenn sich die erste mit der zweiten gepaart findet; wo sie aber, wie Reinbeck sogleich bemerkt haben wird, nicht klettig sondern klettigt heißen muß.

Das gewünschte Papier wird Ihnen Georg mitbringen, ich werd' es zuvor noch einsegnen auf englische Weise, damit es Sie recht anziehe und locke.

Mein Zahnschmerz ist (unberufen!) vorüber. Die Geige wird täglich einige Stunden gespielt. Es geht ziemlich vorwärts. Mein Ton wird immer fester, sicherer, klarer und voller, Doppelgriffe, Staccato, Triller u. s. w. gelingen zuweilen schon trefflich. Meine Guarneriusgeige ist herrlich, ich küsse sie manchmal vor Entzücken. Sie ist über 100 Jahr alt. Wunderbar, daß in dem Stück Holz solche Töne enthalten sind. Ich erkläre mir dieses, indem ich annehme, daß vielleicht mancher edle Geiger seine schönsten Empfindungen,

die beſte Geſchichte ſeines Herzens dem Inſtrumente anvertraute, und daß die Geige ſie nicht vergeſſen hat, ſondern in meinen Händen die Toten klagen und ſich freuen läßt.

Mit meinen poetiſchen Produktionen geht es ſpärlich. Man fühlt ſich oft matt und niedergeſchlagen, wenn das elektriſche Fluidum in der Luft verſtimmt iſt, und ſo fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetiſche Fluidum in unſerer Zeit verdorben iſt. Ich fühle die ſchlechte Geiſteswitterung deutlich, und oft will mich's gemahnen, als hätte ich auf Erden nichts mehr zu thun, und ich wünſche dann, Gervinus möchte recht haben, indem er, wie Georg mir erzählte, mir einen baldigen Zuſammenbruch und Tod prophezeite.

Thereſe, die Sie herzlich grüßt, iſt gottlob von einem großen Kummer befreit worden durch die Wiedergeneſung ihres jüngſten todkranken Kindes.

Grüßen Sie mir die Unſrigen herzlich. Ich wünſche allen recht frohe Feiertage, und daß dabei auch meiner gedacht werde.

Leben Sie wohl, liebe, gute Emilie!

Zeitlebens

Ihr Niembſch.

Wien, 24. Dezember 1840.

Liebe Emilie!

Nur ein paar eilige Zeilen! Soeben komm' ich vom Matſchakerhofe, wo ich mich erkundigen wollte, ob Zöppritz noch immer nicht angekommen, als Zöppritz ſelbſt mir entgegentrat. Er iſt ſeit einer Stunde zurück und reiſt vielleicht in einer Stunde wieder ab. Das hab' ich recht glücklich getroffen. Wie leicht hätte er mich ſonſt verfehlt, und das Malpapier wäre liegen geblieben. Zum Glück hab' ich dieſes beizeiten angeſchafft und ſchon vorläufig in den Verſendungszuſtand gebracht, gut gepackt, daß alſo Zöppritz es nur zu nehmen braucht.

Zöppritzens Hoffnung, zu Weihnacht bei den Seinigen zu ſein, iſt verloren. Er brauchte vier Tage von Peſt nach Wien, was man ſonſt in einem Tage macht.

Neues, liebe Emilie, hab' ich nichts als eine herrliche Büste Beethovens, von meinem Freunde Gustav Franck, der Sie vielleicht besuchen wird, mir zu überraschendem Geschenk gebracht. Die Büste ist überaus herrlich und mir eine wahre Lebensfreude. Auf meinen Ofen gestellt, ist sie des Morgens mein erster Anblick, und seit ich sie habe, geht es wieder vorwärts mit der Arbeit.

Die Geige wird gestrichen und dabei manchmal ein stärkender Blick auf Beethoven zurückgethan.

Von meinen neuesten Gedichten etwas für Sie abzuschreiben, dazu bin ich noch nicht gekommen, es soll aber gewiß geschehen und meinem nächsten Briefe ein poetischer Anhang nicht fehlen.

Also Gott segne das Papier mit schönen Bildern von Ihrer schönen Hand. Meinen lieben, goldenen Reinbeck grüße und küsse ich tausendmal, sowie den Vater, die Schwestern, und das versteht sich, auch Sie, teure Freundin!

Unwandelbar

Ihr Niembsch.

Das Papier schenkt Ihnen das Christkindel.

Wien, 15. Januar 1841.

Liebe Emilie!

Warum denn noch immer keine Antwort auf meinen Brief, den Ihnen Zöppritz mit dem gewünschten Papier gebracht haben muß? Nur das Herannahen Ihres teuren Geburtstages muß es gewissermaßen vor mir selbst rechtfertigen, daß ich meiner lieben aber etwas lässigen Freundin schon wieder schreibe. Ja! Dieser Geburtstag ist freilich ein Tag aller Ehren und Freuden für mich. Gott segne ihn und durch seine oftmalige Wiederkehr mich und alle, die Sie kennen und lieben, was *eins* ist.

Ich hatte wieder schlechte Tage, häufiges Übelbefinden und namentlich der böse Hypochonder!

Gedichtet wird wieder fleißig. Gegeigt noch fleißiger. Meine Passion darin ist hier schon berüchtigt. Sogar einen Lehrer hab' ich mir genommen. Der vortreffliche Mann heißt Carl Groß und

ist so recht nach meinem Herzen. Ein vollkommenes Geigengesicht, und sein rechter Arm gleichsam selbst ein Fiedelbogen. Großer Beethovenspieler. Ein falscher Ton erscheint ihm als ein großes Unglück. So sagte er mir neulich beim Einstudieren der sogenannten Teufelssonate von Beethoven, als wir an die schwierigste Stelle kamen: „Bei diesem hohen Gis ist alles gewagt, und wenn's der Geiger nicht trifft, so sollte gleich ein Abgrund sich aufthun und ihn verschlingen.“ Dazu machte er mit den Händen eine schauerliche Bewegung nach dem Boden zu. Wenn das ungetroffene Gis wirklich so bestraft würde, so bekäme mich meine liebe Familie nie mehr zu Gesicht.

Grüßen Sie mir doch den Carl Mayer schönstens und auch seine Familie.

Über Ihre Replik auf Kerners: „Sie sollen ihn nicht haben“, sowie über die haarläufige Weisheit desjenigen, der mir von Gervinus erzählte — mußte ich lachen mit Freude.

Hier erhalten Sie ein kleines Gedichtlein, das für Sie besonders interessant sein muß, weil ich den Stoff dazu aus Ihrem unvergleichlichen alten Waldbuch genommen habe. Auch mir ist das Gedichtlein deshalb besonders wert, und überdies wegen der Art, wie ich es gemacht. Es ist eigentlich improvisiert. Mich keinen Augenblick bedenkend, hab' ich's in der Nacht hingeschrieben. Also hören Sie:

Naturbehagen.

Der Seerab' hat ein gutes Leben!
So überm Wasser hinzuschweben,
Wo lustig plätschern, zierlich kreisen,
Einladend, seine leckern Speisen.
Sein scharfes Auge weiß auf Strecken
Die feinsten Fischlein zu entdecken;
Sein treues Auge sieht beizeiten
Am Strand den Jäger lauernd schreiten,
Und plötzlich untertaucht der Rab',
Schwimmt unsichtbar vom Jäger ab
Und taucht erst fröhlich wieder auf,
Wohin nicht reicht der Flintenlauf.

Sanft fällt des Jägers Schuß dort nieder,
Wie ſchlafergriffne Augenlider,
Den Augenlidern gleich des Raben,
Der nach genoſſ'nen Meeresgaben
Am ſichern Fels, im Sonnenſchein,
Beim Wellenmurmeln ſchlummert ein.

Leben Sie wohl, teuerſte Emilie!

Soeben erhalte ich einen Brief von Ihnen. Tauſend ſchönen Dank dafür. Ich werde bald antworten. Meinen Reinbeck und unſer ganzes Haus grüße ich von Herzen.

Thereſe mit allen Kindern iſt geſund und glücklich.

Meine Geige grüßt Sie mit ihrem ſchönſten, weichſten Tone.

Riembſch.

Wien, 2. Februar 1841.

Liebe Emilie!

Ihr angekündigter Bote, Herr Evers, iſt geſtern bei mir eingetroffen und wurde als Überbringer ſo angenehmer Dinge höchſt freundlich von mir empfangen. Ich danke Ihnen, teuerſte Freundin, für den lieben Brief und für die drei Himmliſchen. Ja! Garnier und Guarneri! eine wunderliche Ähnlichkeit beider Namen, der erſte iſt im zweiten enthalten. Große Namen!

Herr Evers, obſchon mit Empfehlungsbriefen an hieſige muſikaliſche Notabilitäten hinlänglich ausgeſtattet, wurde von mir ſogleich mit Herr Fiſchhof, einem Profeſſor des Konſervatoriums, einem vielvermögenden Haupthahn, zuſammengeführt. Evers hat bereits bei Fiſchhof geſpielt und wurde von ihm als ein ſehr gediegener, mehr ſolider als glänzender Pianiſt erfunden, deſſen Glück beim hieſigen Publikum daher nicht verbürgt werden könne. Doch wird Evers jedenfalls auftreten.

Die von der Zeitung für die elegante Welt zum beſten gegebenen Notizen über meine Perſönlichkeit, womit das Publikum wieder einmal etwas zum beſten gehabt wird, habe ich zwar nicht geleſen, weiß jedoch ganz ſicher, daß dieſelben von meinen Freunden Reinbeck und Kerner indirekt herrühren, unwillkürlich

und unbewußt veranlaßt worden ſind. Herr von Melgonoff hat, wie er mir ſelbſt ſagte, alles dasjenige, was er aus Reinbecks und Kerners Mund über mich und meine Verhältniſſe vernommen hatte, an ſeinen Freund König in einem vertrauten franzöſiſchen Briefe geſchrieben, und König hat den Brief, ins Deutſche, und wie es ſcheint, ins Lügenhafte überſetzt, in der eleganten Zeitung abdrucken laſſen. Melgonoff erzählte mir beiläufig den Inhalt jener Notizen, und da derſelbe hauptſächlich auf eine gehäſſige Übertreibung und abenteuerliche Entſtellung meiner Beziehungen zur öſtreichiſchen Regierung hinausläuft, ſo kann ſeine Wirkung, wenn er eine ſolche hervorbringt, nur eine für mich nachteilige ſein. Ich weiß übrigens nicht, wem das Falſche in den erwähnten Notizen zur Laſt fällt, ob Melgonoff, ob König.

Meine Albigenſer rücken vorwärts. Wenn Sie Freiexemplare von meinen Gedichten haben, ſo bitte ich eines davon, ſowie auch einen Fauſt an Kerner zu ſchicken. Daß Sie ſelbſt, geliebte Freundin, von allen meinen Büchern ein Exemplar für ſich zu nehmen gebeten ſind, iſt eine althergebrachte Sache und verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Sehr freut es mich, daß Ihre Luſt zum Malen wiedergekehrt iſt, und nur dies kann mich über die Dahingabe ſo vieler Ihrer Bilder einigermaßen tröſten. Möchte doch das Malpapier recht gute Dienſte leiſten!

Es rumort hier das Gerücht, meine Zerwürfniſſe mit der hieſigen Cenſurbehörde ſeien nun endlich zu einer gerichtlichen Entſcheidung gediehen; da jedoch dieſe Kunde bereits einige Wochen alt iſt, ohne mir gerichtlich beſtätigt worden zu ſein, muß ich ſie für eine müßige Fabel halten.

Leben Sie recht wohl, liebe gute, vortreffliche Emilie, mit allen Ihrigen herzlich gegrüßt

von

Ihrem Alten.

Benötigen Sie nicht Farben und Pinſel aus München?

(Wien), 13. März 1841.

Teuerſte Emilie!

Der Gang unſers Briefwechſels hat durch meine Krankheit eine Unterbrechung erlitten, die mir ſelbſt ſchmerzlich iſt, wie Ihnen, meine teure, geliebte Freundin. Der abſcheuliche Winter mit ſeiner Ausgeburt der Grippe hat mich ordentlich gepackt. Ich bin ſeit vier Wochen nicht mehr der Alte. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten, mit einem tüchtigen Fieber behaftet, von welchem meine Umgebung ſchon beſorgte, es würde in einen bedenklichen Charakter ausſchlagen. Jetzt iſt es damit vorüber, doch bin ich noch immer ſehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsſchmerzen, ein moleſtiertes Kinnladengelenk und dergleichen kleinere Miſeren. Dazu kommen noch hypochondriſche Anfälle und ganz garſtige, ſtockfinſtre Gedanken, wie denn der Teufel ein gemeiner Kerl iſt, ohne alle Großmut, und gerade mit dem leidenden Menſchen am liebſten anbindet und ihn mit ſeinen Aufhetzereien plagt.

Ich werde wahrſcheinlich mit Evers nach Stuttgart kommen. Dieſer hat bereits ein Konzert gegeben und ſich als tüchtiger Virtuos bewährt. Als einen reich begabten und zugleich ſehr natürlichen und gutmütigen Jüngling hab' ich ihn lieb gewonnen.

Meine Geigenübungen haben auch einen Stoß erlitten, weil ſie mich jetzt zu bald ermüden, doch iſt meine Freude daran nicht geringer worden.

Die Poeſie ſtockt, mit der Lektüre will's auch nicht gehn. Sie werden, liebe Emilie, wenn ich nach Stuttgart komme, ſchon das Geſchäft übernehmen müſſen, mich durch Ihre gewohnte vortreffliche Leibes- und Seelenpflege wiederherzuſtellen. Jetzt bin ich ein Menſch, von dem man ſagen kann: es iſt nichts an ihm. Ich arbeite nichts, empfinde faſt nichts als Ärger und Traurigkeit, kurz, Sie werden zu thun haben.

Leben Sie wohl! Teure Freundin, das empfind' ich doch noch, daß ich bin und bleibe

Ihr Niembſch.

Grüßen Sie die Unsern herzlich. Meinem lieben Reinbeck schreib' ich noch, eh' ich komme.

München, 14. Juni 1841.

Liebe Emilie!

Gestern früh bin ich unter starken Regengüssen in Ulm angekommen. Da ich mich von der nächtlichen Fahrt über meine Erwartung wenig angegriffen und das Wetter so gar schlecht fand, so entschloß ich mich, lieber gleich bis München zu fahren, als noch eine Weile mit meiner Bagage, der schwer zu beherrschenden, auf dem schlechten und nassen Pflaster von Ulm herum zu humpeln. Abends um halb 10 Uhr bin ich auf der Eisenbahn hier angekommen. Die Fahrt von Augsburg bis München war köstlich. Ich saß ganz allein mit meinem Gott und meiner Cigarre und vielen lieben Erinnerungen an Euch, meine herzgediegenen Freunde, in einer äußerst komfortablen Wagenabteilung. Die Dampfmaschine arbeitete auf das beste, und die Sonne ging unter auf das schönste.

Hier bin ich in der Traube abgetreten bei meinen alten Schwaben, dem Wirt Gmele. Die Nacht wurde vortrefflich verschlafen, und heute fühl' ich mich ganz tüchtig.

Abends 7½ Uhr reise ich nach Salzburg ab, wo ich wieder eine Nacht der Ruhe zubringen will. In einer Stunde werde ich unsere Freundinnen aufsuchen. Ich freue mich sehr auf das Wiedersehen der herrlichen Agnes.

Ach München, wo sie nur immer tünchen, die Biermisere mit Kunstgebilden übertünchen, ist mir seit dem Tod meines alten philosophischen Freundes Baader doppelt zuwider. Hätte er doch mit der Materie entschieden und für immer gebrochen; er näherte sich der verachteten noch einmal und noch so spät, und sie hat nun ihn gebrochen.

Ich danke Ihnen und meinem teuren Reinbeck für die Fülle unverdrossenster und aufopferndster Liebe, womit Ihr mich in meiner Krankheit gepflegt, ertragen und beglückt, womit Ihr mich gerührt und überzeugt habt, daß meine Sachen auf Erden noch immer recht

gut ſtehen. Das giebt Freude zum Leben und Luſt zum Wirken. Dank! Innigſten Dank.

Mit herzlichen Grüßen an die Unſrigen.

Immer und von Herzen

Ihr Niembſch.

Undatiert 1841.

Mein lieber, teurer Freund!

Die ſchlimme Nachricht Deines vorletzten Schreibens von abermaliger Kolik, woran Du gelitten, und Euer darauf folgendes längeres Schweigen hat mich ſehr beunruhigt, und indem ich mir mit großer Wehmut und lebendigem Danke alles vergegenwärtigte, was Du während meiner Krankheit in Liebe für mich gethan haſt, dachte ich ſchon daran, nach Stuttgart aufzubrechen, denn du könnteſt vielleicht ſchwer erkrankt ſein. Da kam gottlob! die gute Nachricht. Wenn Du nur bei den Thorwaldſensfeſten nicht zu viel thuſt, was Dir leicht ſchaden könnte, zumal da dieſe Feſte den Magen noch mehr als das Herz ergreifen möchten. Wenn alles vorüber iſt, ſo gönne Dir und Emilien doch ja die Erholung einer kleinen und bequemen Reiſe. Für Emilie brauch' ich Dich nicht zu bitten, denn da thuſt Du gewiß gern Dein mögliches; aber Dich ſelbſt, mein teurer Freund! muß ich Deiner ſorgfältigern Aufmerkſamkeit empfehlen, die bei mir ſeit jener ſchlafloſen Nacht in Thorwaldſenianis in keinem ſonderlichen Kredit ſteht. Den Witthauer werd' ich mahnen. Mich freut es, daß Du wieder den alten Sophokles vorgenommen. Er bleibt immer das Muſter für alle Tragiker. Lebe wohl, mein edler Freund, bleibe geſund und meiner gedenke.

Dein getreuer

Niembſch,

Ich will das Blatt beſchneiden, um nicht einen zu ſchweren Brief zu geben. Vale!

Die Albigenſer wachſen, doch langſam.

In Auſſee hab' ich zwei Almerinnen ſingen gehört und einen echten Nationalfiedler dazu. Welche Stimmen! Eine ſchwindelnde

Höhe, wie die der steirischen Felsen, eine Reinheit, wie die der Alpenluft, und eine süße Stärke, gleich jener des steirischen Weins. Es war herrlich. Leb wohl, im Herbste werden wir, so Gott will, wieder zusammen schneidern.

Ischl, 19. Juni 1841.

Liebe Emilie!

Nach einer anstrengenden Fahrt, wobei mein krankes Bein mich ziemlich molestiert, bin ich glücklich hier angekommen.

In München hab' ich die liebenswürdigen Schwestern besucht und bin auf das herzlichste und erfreulichste von ihnen aufgenommen worden. Ich fand die Agnes zu Bette, aber weit über mein Erwarten guten Aussehens. Die gute Frau v. Sukow war eben in der Pinakothek, kam jedoch bald nach Hause, und nachdem Agnes aufgestanden, setzten wir uns zu einem sehr traulichen und wohlschmeckenden Mittagessen. Nach Tisch sang mir Agnes mehrere Lieder mit der gewohnten hinreißenden Empfindung. Auch Fräulein v. Lang, die Komponistin, Reinhold Köstlins Braut (was jedoch noch geheim gehalten zu müssen scheint) kam, spielte und sang. Ein junger Graf Pappenheim gesellte sich ebenfalls dazu, las einige Gedichte im pfälzischen und baierischen Dialekte vor und trug durch sein aufgewecktes Wesen zur Erheiterung der Gesellschaft sehr angenehm bei.

Ich habe den Schwestern Ihren Plan, liebe Emilie, nach Tegernsee zu reisen, verraten und eine große Freude erregt. Die Agnes strahlte vor Vergnügen über diese Nachricht. Suchen Sie nur das Vorhaben auszuführen.

Ischl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Lust zum Arbeiten. Das erste Abendrot auf den Höhen, die erste Alpenstimme einer Jodlerin haben mich mit dem alten nie zu schwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die duftende Mahd der Alpenkräuter und würzt mir jeden Atemzug. Ein schönes Land.

Meine Freundinnen fand ich hier vergnügt, aber nicht gesund.

Roſalie iſt bleichſüchtig und hat leider das Anſehen einer Verblühenden; doch hoffe ich von dem Aufenthalte in ſo ſtärkender Luft und dem Gebrauche der Bäder und Molken die Wiederherſtellung von Roſaliens Geſundheit und Schönheit. Sophie leidet an einem eingewurzelten Schnupfen.

Ich habe geſtern mit meinen Solenbädern begonnen und werde Sie fleißig fortgebrauchen.

Schreiben Sie mir recht bald, teuerſte Emilie! Die Worte aus Ihrer lieben Seele gehören weſentlich zu der Harmonie des Schönen, die mich in dieſen Bergen ſtärken und zu einer tüchtigen Arbeit beleben ſoll.

Meinen Brief aus München werden Sie erhalten haben.

Leben Sie wohl, liebe Emilie, und verſichert, daß mir die teuren Erinnerungen an meinen letzten Aufenthalt in Stuttgart hier nicht verbleichen dürfen, ſondern friſch und grün bleiben ſollen wie das grünſte Kräutlein auf dieſen Bergen.

Leb wohl, mein geliebter Reinbeck, teuerſter Hofrat und Schneider! bis wir wieder ein Spiel machen. Vater und Schweſtern grüße ich herzlichſt, wie auch den trefflichen Weißer.

Euer getreuer

Niembſch.

Iſchl, 7. Juli 1841.

Teure Emilie!

Einen Ausflug nach Auſſee hab' ich anzuklagen, daß Ihr lieber Brief erſt heute beantwortet wird. Nach häufigem Regen kam endlich einmal ein ganz ſchöner Tag, und da heißt es in dieſen Bergen ſchnell zugreifen, wenn man was genießen will. Auſſee iſt und bleibt mein Liebling. O Emilie, wie hab' ich gewünſcht, daß Sie da wären und ſich die großen Bilder recht tief in die Seele drücken könnten! — Statt deſſen muß meine arme Freundin, an Kopfſchmerz leidend, traurige Tage verleben. Daß ich Ihren Plan, nach Tegernſee zu kommen, an die trefflichen Schweſtern in München verraten habe, reut mich keinen Augenblick,

denn ich habe beiden gar große Freude gemacht mit der Nachricht. Möge doch wenigſtens die Reiſe nach Augsburg zur Ausführung kommen. Auch meinem Freund Reinbeck würde ſie gewiß wohlthätig ſein. Tauſend Dank für die Arbeit mit der Chronik. Ich bin feſt überzeugt, daß Sie gut gewählt haben, und ſehr begierig, Ihre Auszüge und eigenen Entwürfe kennen zu lernen. Sie haben mir ſchon über meine Albigenſer ſo ſcharfſinnige und feinfühlige Winke gegeben, daß ich von Ihrem vorarbeitenden Beiſtand in der That weſentlichen und höchſt dankenswerten Vorteil erwarte.

Mein Fuß iſt noch immer eine Qual und Hemmnis in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tief niſtende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung iſt auch nicht die beſte. Das Arbeiten geht bis jetzt nur ſo atomiſtiſch vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. Mein Fuß verſtimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir ſeinen Anfang gemacht. Ein ſolches Leiden, vielfach in ſeinen quälenden Erſcheinungen und unabſehbar in ſeinem Verlaufe, iſt eine ſchwere Laſt fürs Leben.

Madame Steyermark war ſehr ſchön und freundlich gegen mich und lud mich ein wieder zu kommen. Feuchtersleben wirkte abermals bedeutend auf mein Lachzeug. Eine ſo gewaltige Häßlichkeit bleibt ewig neu und kann ſich nie abnützen. Es iſt was Friſches darin, ich ſehe ſie gerne.

Von Cotta's hab' ich noch keine Korrektur erhalten. Wahrſcheinlich läßt man eine größere Anzahl von Bogen zuſammenkommen und ſchickt ſie mir dann mit einemmal.

Daß Ehrenbaum durch ſein Auftreten bei Fr. Bauer Mißfallen erregt, thut mir leid und noch mehr, daß er dem würdigen Reinbeck nicht mit gebührender Aufmerkſamkeit begegnete. Wer weiß, was er ſich Gehäſſiges von Reinbeck einbildet.

Leben Sie wohl, teuerſte Emilie!

In liebevollſter Anhänglichkeit

Ihr Niembſch.

Ischl, 29. Juli 1841.

Liebe Emilie!

Ich habe in den letzten Tagen zweimal den Ausflug nach Hallstatt und zum Waldbachstrub unternommen; das erstemal allein, das zweite mit dem Dichter Dingelstedt und dem Advokaten Ötker aus Cassel; zwei sehr interessante und liebenswürdige Bekanntschaften. Da war an kein Schreiben zu kommen. Morgen reise ich in die Fusch, unweit Gastein, von wo aus ich das berühmte Fuscher Thörl und den Heiligenbluter Tauern besteigen will, wenn das Wetter gut und mein gebesserter Fuß nicht wieder schlecht wird. Mit wahrer Herzensfreude vernahm ich die Kunde von Eurer Reise nach Augsburg. Möge sie für Sie, teuerste Emilie, und meinen verehrten, lieben Reinbeck, von der wohlthätigsten Wirkung sein!

Was Thorwaldsen über Ihre Bilder geäußert hat, bitte ich mir noch mitzuteilen. Wenn Sie es thun, so befriedigen Sie nicht eine gewöhnliche Neugierde, sondern ein höheres Interesse, das mir ein Urteil des großen Künstlers über die Leistungen meiner geliebten Künsterin notwendig einflößen muß. Reinbecks Zusammentreffen mit dem alten Heros der Plastik mußte rührend und herzerfreuend sein. Das war doch eigentlich erst die Blüte aller Belohnungen, die meinem edlen Freunde für alle Opfer geworden sind, die niemand sieht, wenn man an der Statue Schillers vorübergeht.

Es ist spät in der Nacht. Morgen des früheſten brech' ich auf mit Hofrat Enderes. Ich schließe also, liebste Emilie, indem ich Sie, meinen Reinbeck, Vater und Schwestern mit meiner besten Seele grüße.

Immer und herzlich

Ihr Niembsch.

Ischl, 27. August 1841.

Liebe Emilie!

Meine Alpenwanderungen sind nunmehr geschlossen. Der Ausflug nach dem Pinzgau und namentlich dem herrlichen Thal

von Fuſch war ein ſehr lohnender. Die gute Hälfte meiner Naturgenüſſe möchte ich von Herzen gerne meiner geliebten Freundin abtreten, die ſich ſo ſehr darnach ſehnt und dasjenige in bleibenden ſchönen Bildern feſthalten könnte, was mir doch wieder verloren geht.

Mein Gichtleiden hat ſich merklich gebeſſert; doch der böſe Funken, nur unter der Aſche ſchlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer trotz aller Gebirgsluft trag' ich die Nachübel meines Scharlachs in mir herum. Das größte davon iſt eine totale Verſtimmung, ein Unmut, vor dem Gott jeden Chriſten und Heiden bewahre. In Stuttgart, ſogar während meiner Krankheit, war meine Seelenſtimmung eine frohere.

Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag; er hat mir das vierzigſte Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklommen ſei, ſo bin ich mit meiner Kulmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reiſe nach dem Thal verdroſſen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug, und der Abend überraſcht mich mitten unter meinen Wünſchen, Entwürfen und Halbheiten. Sei es drum! Es herrſcht in der Natur wie in der Menſchengeſchichte keine rechte Wirtſchaft; wird vieles vergeudet und weggeworfen.

Ich gehe ſtark mit Reiſegedanken um. Vielleicht ſehn wir uns bald. Ich umarme Euch alle.

Ihr treuer

Alter.

Grüßen Sie mir meinen lieben Evers, dem ich morgen ſchreibe.

Iſchl, 24. September 1841.

Teuerſte Emilie!

Man kann, wenn man von den Freunden ſcheidet, nicht ſicher darauf rechnen, ſie beim Wiederkommen auch alle wiederzuſehen. Das hat die ſchmerzliche Nachricht vom Tode unſerer treuen, edlen Freundin mir tief und bitter eingeſchärft. Sie war ein lieber und lebendiger Beſtandteil unſeres Hauſes, es iſt betrübt, ſehr betrübt, daß der trauliche Kreis anbrüchig geworden iſt, und wenn ich wie-

der am Sonntagstische meines väterlichen Freundes sitze, werde ich nur mit großer Wehmut auf die Stelle hinblicken können, wo die Verewigte zu sitzen pflegte. Das Herbste am Altern ist eben dieses Auseinandersterben. Alles übrige ließe sich leichter verwinden.

Mit mir, liebe Emilie und meiner Stimmung geht es noch um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei einem angebornen Hange zum Mißmut nicht immer tiefer hineingeraten sollte. Gegenwärtig bin ich allein in Ischl, meine ganze Gesellschaft ist fortgezogen. — Mit meinem Fuß geht es wohl besser, doch ist mir, ich glaube von meiner Krankheit, eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht. Vielleicht sind es auch die Solenbäder, die ich hier gebraucht und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken sollen. Kurz, diesmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden. Leben Sie wohl, geliebte Freundin! Sie täuschen sich nicht, wenn Sie mich ganz zu den Ihrigen zählen. Die letzte Trauerkunde hat es mir selbst wieder lebhaft vor die Seele geführt, wie sehr ich Euch angehöre.

Ihr Niembsch.

Ischl, 24. September 1841.

Mein teurer, lieber Freund!

Wie gerne käme ich zu Euch noch in den Septembertagen, um nach dem schmerzlichen Verlust, den wir erlitten haben, um so näher mit Euch zusammenzurücken und namentlich meinen lieben Hartmann trösten zu helfen; doch kann ich nicht. Meine Gesundheit erlaubt mir durchaus keine Anstrengung fürs erste; gewiß aber komm ich zu Euch, sobald ich mich wieder kräftiger fühle. Die Albigenser sind zum Drucke fertig. Ich habe noch einen neuen Gesang hinzugefügt, auch hier und dort gefeilt, vermehrt und ausgefüllt. Nunmehr betrachte ich diese Arbeit als geschlossen. Unter günstigern Umständen des Leibes und der Seele hätte ich wohl gerne diesem Gedichte diejenige relative Vollendung gegeben, deren es nach der Natur des Stoffs und meiner Kräfte fähig wäre, allein

es war mir ſolches verſagt, und ſomit muß ich zufrieden ſein mit dem, was es eben geworden. — Ich hätte Dir ſchon lang geſchrieben, hätte ich nicht von Woche zu Woche den Tag meiner Abreiſe nach Stuttgart erwartet und verſchoben.

Deine Satire zu leſen bin ich begierig, für die Veröffentlichung derſelben aber ſtimme ich bis dahin noch nicht, indem ich die Heftigkeit Deines Temperaments und die Größe Deiner Reizbarkeit ebenſogut kenne, als die Größe der Unverſchämtheit gewiſſer Leute. Die Wiener Cenſur dürfte wohl auch ihre Mucken dagegen haben.

In einigen Tagen muß ich die letzte Korrektur meiner Gedichte von Cotta's erhalten. Dann will ich auf dem Dampfſchiff nach Wien fahren und dort für meine Angelegenheit in Amerika ſorgen, indem ſchon wieder Taxen zu bezahlen ſind. Sobald es dann mit meinen Kräften beſſer ausſieht, komm ich zu Euch, meine Teuren! — Dein Urteil über den Dichter Herwegh unterſchreibe ich unbedingt.

Leb wohl, mein teuerſter Freund!

Treu Dein

Niembſch.

Grüße Vater und Schweſtern herzlichſt.

Wien, 25. Oktober 1841.

Liebe Emilie!

Ich habe wieder eine Zeit mit Zahnſchmerz verlieren müſſen, in der auch ich für meine Freunde wie für meine Arbeiten verloren war. Nun iſt, da ich mir den Zahn habe reißen laſſen, wieder Ruhe, wenigſtens in meiner Mundhöhle. — Seit einem Monat hab' ich eine neue Wohnung, groß und licht, mit der Ausſicht auf den neuen Markt, deſſen Reinbeck ſich vielleicht noch erinnern wird. Meine neue Hausfrau, Frau von Pundor, läßt es an Sorgfalt und guter Bedienung nicht fehlen, doch iſt mir die Entfernung von Löwenthals ſehr leid; ich war gewohnt ſeit Jahren, hier wie in Stuttgart, bei lieben Freunden zu wohnen und phyſiſch

wie moraliſch in einer warmen Temperatur zu leben. Da ſpüre ich denn mein Alleinſtehen jetzt mehr als früher, bin aber meinen Arbeiten das Opfer ſchuldig, denn in der finſtern alten Wohnung wollte es damit nie recht ernſt werden.

Daß Sie Ihren treuen alten Roſtel verloren haben, thut mir leid, liebe Emilie, und gerne möchte ich mir, wenn ich wieder bei Ihnen bin, das nächtliche Hundegebell gefallen laſſen, wäre das Untier nur nicht fort! Der treue Kerl hat auch mich geſchätzt und bei meinem Eintritt ins Haus jedesmal wieder erkannt. Schade iſt's um jede treue Seele auf Erden.

Zu meinen Albigenſern habe ich noch einen Epilog geſchrieben für weniger gewandte Leſer zum Verſtändnis. Außerdem eine zweite Ziskaromanze, die Ihnen vielleicht noch beſſer gefallen wird als die erſte. — Eine Reiſe kann ich fürs erſte noch nicht unternehmen. Meine rheumatiſchen Leiden haben mich neuerdings zurückgeworfen. Doch hoffe ich, noch in dieſem Jahr Sie zu ſehen und mündlich zu verſichern, wie ſehr ich bin

Ihr Niembſch.

Teurer Freund!

Daß verbotene Bücher bei uns Wienern nicht rezenſiert werden dürfen, wirſt Du wiſſen, Dir aber ſchwerlich haben träumen laſſen, daß Deine Situationen hier verboten ſind. Damit läßt Witthauer ſich bei Dir entſchuldigen, mit der inſtändigen Bitte um gütige Zuſendung Deiner Novelle für die Wiener Zeitſchrift unter Adreſſe: Friedrich Witthauer, Redakteur der Wiener Zeitſchrift in Wien.

Die Gedichte eines Lebendigen machen auch hier Aufſehen. Neulich las ich in den deutſchen Jahrbüchern eine Anzeige derſelben von Ruge. Er begrüßt Herwegh als den Bedründer einer ganz neuen lyriſchen Aera, und ich bin herzlich froh, daß wenigſtens der lyriſche Meſſias endlich erſchienen iſt und wenigſtens das Geſchrei nach dieſem endlich verſtummen wird. Daß in jener Anzeige die Leiſtungen Grüns vollkommen mit Stillſchweigen übergangen werden, that mir im Intereſſe Grüns leid, obſchon er durch ſein zweideutiges

Benehmen die verringerte Teilnahme an ſeinen Schriften zum Teil verſchuldet hat. Auch ſeine Muſe hat das Hetärenlos der politiſchen Muſe überhaupt: ſchnell und ohne wahre Liebe genoſſen, bald und ohne Dank vergeſſen zu werden. Der Augenblick iſt immer treulos, der unſere zumal ein Wüſtling und nicht würdig, daß man ſich ihm in die Arme werfe, was auch die Herren über unſere Zeit für ſchöne und hochpreiſende Delierien abſingen mögen.

Leb wohl, mein geliebter Freund! So iſt denn doch Dein Podagra wieder da! mich freut's; lieber unten als im Magen, wo Du jetzt gewiß wieder frei und geſund biſt.

Tauſend Grüße an Vater, Schweſtern, Weißer.

Ich umarme Dich.

Dein

alter, getreuer

Riembſch.

Wenn Du Ehrenbaum ſiehſt, ſo empfiehl mich ihm beſtens, ich werde ihm ſchreiben auf ſeinen Brief.

Wien, den 14. Januar 1842.

Teuerſte Emilie!

Ich habe Ihnen ſo lange nicht geſchrieben, weil ich die ganze Zeit her immer auf dem Sprunge war, den Tritt des Eilwagens zu beſteigen, der mich längſt zu Ihnen getragen hätte, wäre nicht der rauhe Winter und meine Kränklichkeit geweſen. In früheren und rüſtigeren Zeiten mochte ich freilich unbekümmert um Wind und Wetter zu jeder Zeit meinem Reiſebelieben folgen; nun aber muß ich mich in acht nehmen, daß mir nicht eine Reiſe im Winter nach Stuttgart in eine Reiſe nach der andern Welt ausarte. Nichtsdeſtoweniger hoffe ich doch, da mein Befinden ſich wieder bedeutend gebeſſert hat, Euch meine geliebten Freunde recht bald zu ſehen.

Mit meiner neuen Wohnung bin ich ſehr zufrieden, eine kleine Störung abgerechnet, die mir zuweilen durch die Nachbarſchaft des Harfenvirtuoſen Pariſh Alvars verurſacht wird. Indeſſen gereicht mir ſein Spiel zu großem Vergnügen, wenn ich nicht gerade dichten will; und

namentlich heute läßt er seine schönsten Klänge hören, gleichsam als wollte er damit die Wünsche begleiten, die zu Ihrem Geburtsfeste, liebe Emilie, in meinem Herzen für Sie laut werden. Seit einer schönen Reihe von Jahren haben Sie mein Leben mit Ihrer edlen und unwandelbaren Liebe gesegnet, der Herr segne Sie auch dafür, wie für Ihr ganzes Wesen und Wirken mit seiner mächtigen Liebe! Amen.

Ich war die Zeit her nicht müßig, und besonders jetzt ist wieder eine Periode des Fleißes bei mir angebrochen. Wenn ich, wie ich hoffe, bald an Ihrem traulichen Theetische sitze, werd' ich öfters in mein Portefeuille langen können, um eine kleine Gabe für Eure Ohren daraus zu holen.

Von der Taschenausgabe meiner Gedichte bitte ich von der Cotta'schen Buchhandlung in meinem Auftrage sich ein Exemplar geben zu lassen. Die Auflage ist allerliebst und wird Ihnen im Sommer als bequeme Begleiterin in Ihrem Garten Gesellschaft leisten können. Wenn die Rosen fallen, so lesen Sie Ihrem Liebling unter den Rosensträuchen das Gedicht vor: „Frühlings Tod". Das folgende Lied werden Sie noch nicht kennen und erhalten Sie als eine kleine Festgabe.

Mein Herz.

Schlaflose Nacht; der Regen rauscht;
Sehr wach ist mir das Herz und lauscht
Zurück bald in vergangne Zeiten,
Bald horcht es, wie die künft'gen schreiten.

O Herz, dein Lauschen ist nicht gut;
Sei ewig, Herz, und hochgemut!
Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Wohlan! Was sterblich war, sei tot!
Naht Sturm, wohlan! — Wie einst das Boot
Mit Christus Stürme nicht zerschellten,
So ruht in dir der Herr der Welten.

Mit Herrn von Taubenheim, den ich schönstens grüße, will ich sein Anliegen mündlich besprechen. Ich habe vor einiger Zeit auf das Grabmal eines alten Freundes die Worte gesetzt:

Liebe und Opfer war sein Leben,
Bis der Tod sein Herz
Die reine Opferschale brach.

Einfach und doch gehaltreich, wie würden diese Worte sich für den Denkstein unserer edlen Freundin eignen! Doch soll eine Grabschrift nur einmal dastehn, wie jedes entschwundene Leben nur einmal dagewesen ist.

Therese und Schurz grüßen herzlichst. Alles ist gesund und guter Dinge.

Leben Sie wohl, Teure!

Reinbecks Novelle hat Witthauer große Freude gebracht, sie soll bald gedruckt vor des lieben Verfassers Augen erscheinen.

Innigste Grüße an ihn, an alle die Unsrigen. Ich küsse Euch alle! Meinen Mayer und Evers bitte ich auch zu grüßen.

Ihr Niembsch.

(Wien), 20. April 1842.

Teuerste Emilie!

Zu der traurigen Erwartung des Todesfalls im Hause meiner Schwester, wovon ich in meinem Briefe an Reinbeck gestern Meldung gethan, gesellte sich mir noch gestrigen Abends eine zweite, indem ich vernahm, daß mein treuer Freund und Lehrer, Carl Groß, am Nervenfieber krank, von den Ärzten aufgegeben sei. So stellt sich mir diesmal der Frühling als ein Todesengel ein und bringt mir seine Blüten zum Schmucke für Gräber. Hätte mir Schurz auch nicht Reinbecks Mahnerbrief gebracht, so würde mich gewiß diese zweifache Todeskunde getrieben haben, wieder an Euch zu schreiben, denn sie erinnert mich, daß auch Ihr sterblich seid und mir, wer weiß wie bald, verloren sein könnt. In einigen Tagen wird es entschieden sein, ob ich einen neuen Paß von der Staatskanzlei durch Verwendung bei F. Metternich erhalte; wird

er verweigert, so bin ich genötigt, einen andern, freilich weitläufigeren Weg einzuschlagen. Diesmal hoffe ich gesund und vergnügt mit Euch zusammenzuleben, und um so vergnügter, als ich mich dabei stets an das erinnern werde, was Ihr in meiner Krankheit an mir gethan habt mit unvergleichlicher Sorgfalt und wahrhaft rührender Aufopferung. Die Geschichte jener Krankheit wird mir dadurch immer einer der wertesten Abschnitte meines Lebens bleiben. Von interessanten Erlebnissen dieses Winters habe ich Ihnen kaum etwas zu schreiben. Ich finde mich nirgends recht behaglich; meine Wohnung wurde bereits dreimal gewechselt, vom Kaufmann Pundor zu Doktor Jany, von diesem zum Musikus Hirsch bin ich nun umgezogen. Die liebste Wohnung ist mir noch diejenige, wo meine Geige am besten klingt, und das ist die gegenwärtige, obschon sie beschwerlich ist, über vier Treppen. Zwar ist meine Wohnung hoch über die Bequemlichkeit und Eleganz hinaufgerückt, doch getröste ich mich dabei mit dem Bewußtsein, daß meine Gesinnung ebenfalls um einige Etagen höher steht, als die Gesinnung derjenigen, die dem Komfort und der Üppigkeit die Freiheit eines unbestechlichen Wandels zum Opfer bringen.

Auf Wiedersehen, liebe, teure Emilie! Von ganzem Herzen

Ihr Niembsch.

(Wien), 18. August 1842.

Liebste Emilie!

Den 15. bin ich hier angekommen, nicht ganz glücklich; denn ich habe meinen Regenschirm, meinen Stock, ein Sacktuch und meinen Reisepaß verloren. Ein dumpf brütendes Mißbehagen, dessen Anfänge leider bereits in Mergelstetten sichtbar geworden waren, verließ mich nicht auf der ganzen Reise und ist auch jetzt noch meine lästige Begleitung. Den Eilwagen habe ich in Günzburg, wie der Kutscher Zöppritzens, der langweilige Rotkopf, Euch schon erzählt haben wird, versäumt und mußte daher meines Freundes Wagen und Pferde bis Burgau usurpieren. Dort setzte ich mich auf den Eilwagen nach Augsburg, wo ich um 5 Uhr des

Abends eintraf und um 7 Uhr den Eilwagen nach Regensburg bestieg, und zwar allein mit einem alten Kondukteur, der mich, so oft ich ein wenig eingeschlummert war, mit seinem überlauten Schneuzen wieder auftrompetete. Wenn dieser Kerl nicht noch einen Nasenpolypen bekommt, so trügen mich alle meine medizinischen Kenntnisse. In Regensburg kam ich am 13. des Morgens an, und da hieß es im Posthofe, das Dampfschiff könne wegen seichten Wassers nicht nach Linz fahren, ich nahm und bezahlte daher sogleich einen Platz auf dem Eilwagen für den nächsten Tag nach Passau. Da hieß es aber plötzlich abends sieben Uhr, das Wasser sei gestiegen, das Dampfschiff werde abgehen. Ich eilte sogleich, um meine 8 fl. 24 Kr. zu reklamieren, ins Posthaus, fand jedoch die Beamten bereits verlaufen und niemand zur Stelle, als den Herrn Oberpostdirektor. Der wollte von Zurückgabe des Geldes nichts hören, sich aufs Gesetz berufend, das keine solche gestatte. Endlich gelang es mir doch, ihn zu überreden, indem ich ihm eindringlich vorstellte, daß ich durch die Postbeamten selbst getäuscht und zur Belegung eines Eilwagenplatzes gewissermaßen induziert worden sei. Er gab mir das Geld zurück. Den 14. fuhr ich in der langweiligsten Gesellschaft nach Linz, und am 15. von dort in der allerlangweiligsten nach Wien, wo ich im Gasthofe zum König von Ungarn sitze und an meine geliebte Emilie schreibe und sie herzlich bitte, mir nicht gram zu sein ob meines kurioſen Wesens, und ihr herzlich danke für alles Liebe und Gute, was sie mir hat angedeihen lassen in ihrem Hause. Diese Bitte und dieser Dank erstrecken sich auch auf meinen teuren Freund Reinbeck, den ich, wie alle die Unsrigen grüße.

Leben Sie wohl, liebe Emilie, und schreiben Sie recht bald an mich poste restante nach Wien.

Ihr Niembsch.

Wien, 9. September 1842.

Liebe Emilie!

Ich wünsche Euch und mir selbst Glück, daß der gute Vater wieder gesund ist. Das war die dunkelste Wolke an unserm Hori-

zonte, nun sie ist vorübergezogen; wohl uns! an den übrigen Wolken — ich meine die Rappelwolken, die in Mergelstetten mein Haupt umhüllten — ist weniger gelegen. Nur daß mich der leidige Anfall von finsterm Unmut grade bei meiner lieben Freundin Mariette heimsuchte, ist mir jetzt ein Gegenstand des Bedauerns.

Neulich hatte ich in Gesellschaft meines Schwagers eine Gebirgsreise nach Steiermark angetreten, wir waren bereits bis Gloggnitz gefahren, da kam ein heftiger Regen und eine so totale Umnebelung aller Berge und Hügel, daß wir und auch die übrigen Gebirgsreiseluſtigen zum Rückzug bliesen, denn es sah hoffnungslos aus um und um. Indessen hat sich das Wetter, wenigstens hier in der Ebene, wieder auf den alten trockenen Fuß gesetzt; im Gebirge soll es regnen.

Meine Albigenser sind unbegreiflicherweise hier noch immer nicht angekommen. Wie auch der Empfang derselben werden mag, ich bin auf alles bereit und halte Paß und Reisegeld stets zur Hand.

Dieser Tage besuchte ich meine Schwester in Weidling. Ihr Häuschen liegt auf einer freien Anhöhe mit der Aussicht in das schöne Waldthal und auf freundliche Höhen. Die Freude des Wiedersehens war lebhaft, die Bewirtung ländlich kräftig, und insbesondere schmeckte mir der aus der eigenen Kelter meines Schwagers geflossene Wein. Mit der Gesundheit der Lori bessert sich's zusehends, wenn auch nicht ohne kleine Rückfälle, die jedoch immer gelinder zu werden scheinen. Schurz hat meine Albigenser gelesen und zwar mit solchem Wohlgefallen, daß er minder die sonderbare, doch gewiß gut gemeinte Äußerung that, ich könne nunmehr ruhig und getrost mich zu Grabe legen; Besseres werde ich gewiß nicht schreiben, es sei genug geschehen, um meinem Namen eine Dauer zu verbürgen.

Meine Geige grüßt Sie schönstens, liebe Emilie! es will ihr und mir selbst vorkommen, als spielte ich am besten dann, wenn Sie mir zuhören; vielleicht weil ich es dann mit dem ermunternden Bewußtsein thue, daß ich gerne gehört werde. Mein gegenwärtiges, sehr eifriges Studium ist das alte Testament, wozu ich mich un-

aufhaltſam gedrungen fühle, und ſelbſt einen großen Teil der Nächte verwende. An den Ziskaromanzen wird fortgearbeitet.

Ich umarme Euch alle herzlichſt. Meinem vielgeliebten Reinbeck ſchreibe ich mit nächſtem, wie auch Ihnen wieder.

Leben Sie wohl, liebſte Emilie.

Ihr Niembſch.*)

Ich arbeite eben an der Fortſetzung meines Miſchka, nach einem Ihrer ſchönen Bilder. Das Gedicht iſt beinahe fertig und ziemlich lang.

Wien, 6. Oktober 1842.

Liebſte Emilie!

Die Unruhe des Ausziehens und Einziehens bei meinem Wohnungswechſel, ſowie andere läſtige Geſchäftigkeiten ließen mich nicht dazu kommen, Ihren lieben Brief früher zu beantworten. Ich wohne gegenwärtig bei einem meiner hieſigen Freunde, dem Baron Sommaruga, bei demſelben, dem ich meinen letzten Reiſepaß nach Stuttgart zu verdanken habe.

Meine Albigenſer ſind nun bereits einigermaßen in Wien verbreitet, und es hat nicht den Anſchein, als ob mich deshalb Vexationen von Seite der Cenſurbehörde treffen ſollten. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat von dieſem Buche eine zu geringe Anzahl Exemplare hierher verſendet, ſo daß bereits nach wenigen Tagen des Vertriebs kein Exemplar auf dem Platze mehr zu finden war. Demnach ſcheint das Werklein auch hier ſeine Freunde zu finden, trotz ſeiner wunderlichen Trinitätslehre. Was Sie; liebe Emilie, mir von dem Dreifaltigkeitsliedlein ſagen, als wäre ſolches komponiert und bei Straußens Hochzeit abgeſungen worden, dies muß ich für einen jener bekannten Schwänke unſers an Fiktionen ſo reichen Kerners halten.

Mit Leſung des alten Teſtaments wird fortgefahren; aber

---

*) Die folgenden drei Zeilen ſtehen auf einem beiliegenden Zettel. Anmerkung des Herausgebers.

zur Dämpfung Ihrer Freude darüber muß ich hinzufügen, daß neben der Bibel bereits das heidnische Gegengift auf meinem Tische liegt, der alte Homeros, den ich in der Ursprache lese, um mir mein Griechisch wieder aufzufrischen und nebstbei auch meine etwas stark abdunkelnde Seele. Die Geige wird fleißig gestrichen, und in glücklichen Stunden will es mir vorkommen, als stünde ich schon an der Schwelle der Meisterschaft, bis dann wieder in minder günstigen mancher falsche Griff der Finger, manches rauhe Gefitschel des Bogens mich mahnen, daß ich ein alter Stümper sei und als solcher werde begraben werden. Gelingt es mir aber einmal, den wahren Gotteston herauszukriegen, dann denk' ich auch an Sie mit dem Wunsche, daß Sie's hören möchten.

Meine Gesundheit ist gut, nur hab' ich die letzten Tage mit einem gräulichen Schnupfen mich schleppen müssen; eine Wirkung des überaus rauhen Wetters.

Schurzens sind wohl und grüßen herzlichst. Therese ist mit den Mädels noch auf dem Lande. Wann Greyerz noch da ist, so grüßen Sie ihn von mir, oder thun Sie es brieflich, wenn er schon fort ist.

Betty Paoli hat mir ihre mir gewidmeten Gedichte nebst einem Briefe zugesendet, so voll berauschenden Lobes und warmer Gesinnung der innigsten Teilnahme, daß ich fast einige Augenblicke äquilibrieren mußte, um nicht von einem selbstüberschätzenden Taumel ergriffen zu werden. Doch ich bin gerettet; nicht bloß bei meiner Geige bin ich mir der falschen Griffe und des Gefitschels bewußt. — Ich habe die Dichterin besucht und fand sie sehr liebenswürdig und vernünftig. Leider konnte ich aber meiner gewohnten Verschlossenheit nicht dasjenige Maß von Freundlichkeit zur Gegengabe abgewinnen, das die gute, edle Seele verdient hätte. O ihr vortrefflichen Frauenseelen, leset meine Lieder, aber laßt mich selbst knurrend im Winkel liegen! Und doch knurre ich lieber im Sofawinkel meiner lieben Emilie, als allein und unbeachtet. Grüßen Sie meinen Reinbeck, Vater, Schwestern und Schwäger schönstens.

Ihr alter, treuer und liebevoller

Riembsch.

Wien, 29. Oktober 1842.

Liebe Emilie!

Soeben hab' ich Eſſig in die Tinte gegoſſen, um meinen Brief etwas anzuſäuern, auf daß er ſich in etwas dem Geſchmacke nähere, den Ihr letzter (wenigſtens teilweiſe) hatte. Der brummende liegt vor mir. Gleich in den erſten Zeilen ein Klapps, daß ich in meinem letzten Schreiben der Geburtstage nicht gedachte, ich habe aber ihrer gedacht, wenngleich nicht ausdrücklich mit Brief und Siegel. Gleich darauf kommt die Klage meiner chriſtlichen Freunde, die ihnen, wenn ſie ſonſt keine Teilnahme für mich haben, geſchenkt iſt. Ich mag an meinen Freunden nicht ſehen, wie ſie über mich und meine Tendenzen ſauerliche, bedauerliche Geſichter ſchneiden. Sehe jeder wie er's treibe, und daß er mit dem Teufel fertig werde, der auch mit dem allerchriſtlichen Symbolum zu hantieren und die himmliſchen Papiere täuſchend nachzumachen weiß. Wir kennen uns.

Bald darauf führt Ihr Brief Beſchwerde über meine Tyrannin, Laune, Mißmut und dergleichen, ſodann die Hoffnung, daß noch in meinem Herzen der Erlöſer und die göttliche (unterſtrichen!) Liebe auferſtehen werden. Dann noch ein Ausfall auf mein Verhalten gegen das weibliche Geſchlecht und endlich, endlich wird es etwas licht und freundlich in Ihren Zeilen, wo Sie von der Geige ſprechen. Doch gleich ſind wieder Wolken da. Mein Ignorieren des Theobald. Dieſer iſt indeſſen bereits ein paarmal bei mir geweſen. Gottlob nun ſind wir endlich bei der Heloiſe, auf die ich mich von ganzem Herzen freue, und deren vorläufige Beſchreibung von Ihrer lieben Hand mir lieber geweſen wäre, als all das andere, grämliche. Wenn Sie an Julie Wangenheim ſchreiben, ſo bitte ich, mich dem lieben Mädchen aufs beſte zu empfehlen. Das ſoll aber nicht geſchnurrt ſein!

Evers grüße ich ſchönſtens und werde ihn gar gerne wieder hier ſehen. Sommaruga iſt mit einer Kleyle, der Jetti, verheiratet; übrigens ſteh' ich mit ſeinem Familienleben nicht in näherem Verkehre.

Schade, liebes Herz, daß ich Sie nicht ſehen konnte, eben

als Sie den letzten Brief an mich ausgeschrieben hatten. Nach einem mündlichen Gebrummel sind Sie gewöhnlich doppelt freundlich und liebenswürdig; die gewiß ähnliche Folge nach einem brieflichen kann ich leider nicht genießen und muß mich daher nur an dem Gedanken freuen und beruhigen, daß mir alles aus Ihrem edlen, liebevollen Herzen gekommen ist. Ich umarme Euch alle.

Ihr Niembsch.

(Adressieren Sie gefälligst Ihre Briefe in die Himmelpfortgasse 968 im 2. Stock rechts.)

(Wien), 21. November 1842.

Liebe Emilie!

Wir haben uns seit zehn Jahren, und länger, schon so oft geschrieben, in guten und bösen Stimmungen, wir haben uns hie und da ein bißchen mißverstanden, gezankt, stets wieder versöhnt, dann wieder ein wenig geärgert; und über allen den kleinen Wechselfällen blieb unsere Freundschaft fest und unwandelbar; und so muß ich auch diesmal herzlich lachen über unsern kleinen Hader von neulich. Alle Uneinigkeit zwischen uns ist irrig und dummes Zeug, nur die Liebe ist wahr und vernünftig in ihrem Bestande. Evers brachte mir Ihre letzten Zeilen, worin Sie unter anderm sagen, Sie hätten mir dieselben um so lieber durch ihn übersendet, als Sie mir das Porto dafür ersparen wollten; ich aber habe darauf nichts zu erwidern, als daß ich mein letztes Paar Stiefel verkaufen würde, um einen Brief von meiner lieben Emilie einzulösen.

Evers wird am 11. Dezember hier sein erstes Konzert, und später deren noch einige geben. Die Konstellation der Konzertverhältnisse ist diesmal nicht die günstigste für ihn, denn für diesen Winter scheint hier die Violine in öffentlichen Produktionen dominieren zu sollen. Es sind gegenwärtig einige Geiger des vordersten Ranges in Wien und machen Miene, die musikalische Teilnahme des Publikums für sich dahinzunehmen. Indessen erwarte ich von der Tüchtigkeit unseres jungen Freundes, besonders im Felde der

Kompoſition, daß er immer noch ein gutes Teil von den Applauſen davon tragen werde.

Mein Miſchka iſt fertig und freut ſich ſchon darauf, Ihnen vorgeſtellt zu werden. Sein Wuchs iſt zu groß ausgefallen, als das ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mitteilung ſchon warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verſe. Was mich an dieſer Dichtung freut, iſt, daß ſie, ganz im Tone meiner ältern ungariſchen Bilder gehalten, jugendlich friſche Naturmittel, ungealterte und durch meine ſpekulativen Bocksſprünge ungeſchwächte Originalität an der Stirne trägt.

Faſt noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlaſſung dazu durch eines Ihrer ſchönen Bilder geworden iſt. —

Wenn ſich die Nachrichten von dem ſchnellen Abſatze meiner Albigenſer beſtätigen, ſo ſehen wir uns bald wieder, und ich bin dann ſo glücklich, meinen Zigeuner zum Thee in der Friedrichsſtraße aufſpielen zu laſſen.

Thereſe und Schurz grüßen herzlich. Die Geſundheit ihrer Lori iſt durch die ſorgfältigſte Behandlung der Ärzte noch immer nicht über bedenkliche Schwankungen hinausgehoben; die Entſcheidung darüber ſcheint dem gegenwärtigen Winter anheimgeſtellt. Gebe Gott eine gute Wendung!

Soeben erhalte ich einen Beſuch von Dingelſtedt, der mich zu ſchließen nötigt. Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich grüße meinen hochverehrten Freund Reinbeck, den lieben Vater, alle Schweſtern und Schwäger.

Ihr Niembſch.

Wien, 14. Dezember 1842.

Liebe Emilie!

Laſſen Sie ſich den Überbringer dieſer Zeilen, Herrn Dr. Joſeph von Würth beſtens von mir empfohlen ſein. Er iſt einer unſerer geſchickteſten jungen Juriſten und unternimmt eine Reiſe nach Frankreich und England, um durch ein ſorgfältiges Studium der dortigen Inſtitutionen ſich vorzubereiten auf eine einſtige thätige

Teilnahme an den vielleicht doch nicht mehr gar so fernen Reformen des östreichischen Staatslebens.

Ich bin gesund und wenn auch nicht heiter, doch ziemlich gleichmütig.

Neulich erlebte ich eine hübsche Freude. Ich war bei meiner Schwester Therese zu Tisch und traf dort ein Fräulein Dilg, eine entfernte Verwandte und vertraute Freundin meiner Stiefschwester Marie. Bei Tisch zeigte sie mir plötzlich ein Ringlein und erzählte mir, sie habe solches von meiner Schwester auf vieles Bitten zum Geschenke erhalten, und es sei dasselbe, das meine selige Mutter bei meiner Geburt am Finger getragen.

Auf meine Äußerung, daß ich sie um diesen Besitz beneidete, gab sie mir das teure Andenken. Dafür werd' ich der Geberin die Taschenausgabe meiner Gedichte verehren. Beim Anblick des Ringes ergriff mich eine seltsame Wehmut und Freude zugleich. Solche Reliquien sind von unschätzbarem Werte. Ihr Herz, liebe Emilie, weiß wohl, was darin liegt.

Mein Mischka wird von Herrn von Würth meinem Freunde Pfizer fürs Morgenblatt übergeben werden.

Pfizers Kritik in der allgemeinen Zeitung hat mir eine große Freude bereitet. Er hat mit ebenso viel Einsicht als Liebe, mit gediegenstem Ernste und der sinnigsten Sympathie mein Wesen erfaßt. Ich habe bereits einen dankenden Brief an ihn abgesendet.

Die Cotta'sche Buchhandlung hat zwar im Börsenblatte an die Sortimentshandlungen die Erklärung ergehen lassen, daß ihr Vorrat von den Albigensern nur noch ein sehr geringer sei, doch hat sie bis jetzt an mich nichts darüber verlauten lassen. Daher kann ich auch über die Bälde meiner Reise nach Stuttgart fürs erste noch nichts Bestimmtes sagen.

Schade, liebste Emilie, daß Sie in Ihrem schönen Eifer zum Malen unterbrochen worden. Mit der Zeit ist auch vielleicht die gute Stimmung verloren; leider verfehlen sich im Leben jedes Künstlers Muße und Stimmung allzu häufig; ist die eine da, so ist oft die andre schon über alle Berge.

Therese und Schurz grüßen herzlich. Die arme Lori hustet

wieder ärger; doch ist, da das Übel schon so lange dauert, noch nicht alle Hoffnung verloren.

Gott gebe Euch allen fröhliche Feiertage! Gerne möcht' ich sie wieder einmal mit Euch zubringen. Leben Sie wohl, innigst geliebte Freundin, grüßen Sie meinen Reinbeck und das ganze Haus mit allem, was darin lebt und webt.

Ihr Niembsch.

Wien, 16. Januar 1843.

Liebe Emilie!

Tausend Glück und Segen zu Ihrem Geburtstage; Gott fülle Ihr Herz mit frohen und schönen Empfindungen und das Ihnen vom Vater geschenkte Album mit schönen Bildern! Unter die erstern zähle ich natürlich auch, daß Sie wie bisher meiner gedenken.

Sehr dankbar, teure Freundin, bin ich Ihnen dafür, daß Sie mich, den Entfernten, durch einen ausführlichen Weihnachtsbericht doch gewissermaßen auch in den herzlichen Kreis wechselseitiger Beglückungen hereingezogen haben. Nicht wenig freue ich mich auf den Albigenserbrunnen sowie auf den Anblick der alten Familienbildnisse, und namentlich des Ihres Großvaters.

Schreiben Sie mir doch, was Steinkopf über Ihre Bilder gesprochen, und halten Sie jedes seiner Worte in aufmunternder Kraft in Ihrem Gedächtnis fest, daß Sie mir nicht wieder einmal durch unberufene Urteile vermeintlicher Kunstkenner und Richter an ihrem schönen Berufe irre gemacht werden.

Ich danke Ihnen herzlich für die überaus freundliche Aufnahme meines Empfohlenen, der Ihre Güte in Briefen an seine Freunde nicht genug rühmen kann.

Mein Leben verstreicht in fleißigen historischen und philologischen Studien, deren Resultate sich gewiß auch poetisch bethätigen werden. Ein Heißhunger im Lesen läßt mich für jetzt nicht zum Schreiben kommen. — Wie befindet sich Paul Pfizer? ich habe gehört er sei krank. — Schurzens grüßen herzlichst. Mit der Lori scheint es sich zu bessern. Die Morgenblattsnummern, die

meinen Miſchka bringen, ſtehn zu Ihrem Dienſte. Leben Sie wohl, geliebte Freundin. Ich wünſche Ihnen wie auch meinem teuren Reinbeck und dem ganzen Hauſe ein rechtes Prachtexemplar von glücklichem neuen Jahre.

Ihr Niembſch.

Wien, 6. Auguſt 1843.

Liebe Emilie!

Meine Reiſe bis Iſchl ging raſch, doch nicht ohne einige Unannehmlichkeit von ſtatten. Von Ulm, wo mein Eilwagen um 7 Uhr morgens angekommen war, fuhr derſelbe ohne allen Aufenthalt bis Augsburg, wo wir um 6 Uhr abends eintrafen, ziemlich ausgehungert, denn der vortreffliche Guglupf meiner lieben Julie war bald verzehrt worden, und meine Anisbrötchen waren mir von meinem Nachbar, einem jungen, geſunden Juden, der ſehr an Hunger gelitten, aus der Seitentaſche geſchnipft worden. In Iſchl angekommen, fand ich einen Brief von meinem Freund Löwenthal, mit einer wichtigen Nachricht des Inhalts, daß in Wien an der thereſianiſchen Ritterakademie die Profeſſur der Äſthetik erledigt und demnächſt entweder proviſoriſch oder definitiv beſetzt werden ſolle, und mit der Aufforderung an mich, falls ich die Stelle zu erhalten wünſchte, deshalb ungeſäumt meine Schritte zu thun.

Ich eilte nach Wien, fand aber nach genauerer Erkundigung, daß die Erlangung jener Stelle für mich mit mancherlei Bewerbungen, Inſinuationen und Sollizitationen verbunden wäre, die, meinem Privat- und öffentlichen Charakter gleich unangemeſſen, mich von allen weitern Schritten in dieſer Sache bereits wieder zurückgeſcheucht haben.

Schurz, den ich geſprochen, läßt Euch, liebe Freunde, herzlichſt grüßen. Meine Schweſter iſt in Weidling mit Ihren Kindern. Sie ſind alle leidlich wohl und geſund. Morgen vielleicht werd' ich ſie dort beſuchen. Schreiben Sie mir bald nach Wien unter Adreſſe des

Herrn

Max Löwenthal, k. k. Rat
bei der obersten Hofpostverwaltung
für
Niembsch von Strehlenau

Wien.

Abzugeben im k. k. Postgebäude.

Leben Sie wohl, liebste Emilie, mit Reinbeck, Vater und Schwestern schönstens gegrüßt von

Ihrem Niembsch.

In zehn Tagen wieder!
Ich bitte von obiger Angelegenheit nichts verlauten zu lassen.

Wien, den 21. August 1843.

Liebste Emilie!

Herzlichen Dank für die freundliche Erinnerung an meinen Geburtstag. Ich habe diesen Tag bei meiner Schwester in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde in Stuttgart vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flasche Weidlinger Wein, eigenen Gewächses, der mir vortrefflich schmeckte. Möchte mir der Rest meines Lebens ebenso schmecken. Doch besorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle sehr vergnügt, nur als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorrätige Wachskerze des Hauses, und diese war, wie ich sogleich an der auffallenden Länge und Dünne derselben erkannte, eine Totenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängnisse empfangen und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloser Zufall, wirkte aber doch auf mich wie ein wehmütiges Omen.

Meine Schwester hatte ich ziemlich wohl gefunden, ihr sehr gebesserter Fuß erlaubt ihr wieder ein mäßiges Herumgehen und scheint bald völlig geheilt zu werden. Die Jungens haben ihre Prüfungen, besonders der jüngere, Pepi, gut gemacht, und sind von mir jeder mit einem blanken Dukaten belohnt worden, was große Freude erregte. Der ältere, Toni, hatte den Entschluß gefaßt, Geistlicher zu werden, und es sollen dafür ernstliche Schritte, besonders von meiner Seite, gethan werden. Als ich die Sache so weit gediehen und gleichsam in meine Hand gelegt fand, überfiel mich ein Grauen. Es wurde mir bei reiflicherm Überlegen des verhängnisvollen Schrittes schlechterdings unmöglich, an der Sache selbstthätigen Anteil zu nehmen; es erschien mir vielmehr als Pflicht, den unkundigen Jungen von seinem Vorsatze abzubringen. Bei näherer Erforschung seines Wesens ergab sich aus den Angaben seiner Eltern, daß bei ihm jener entschiedene religiöse Hang, jene gesinnungsvolle Frömmigkeit gar nicht vorhanden sind, welche durchaus erforderlich, um den Menschen über die Beschwerden und Entsagungen eines katholischen Priesters hinwegzuheben. An einen wahrhaften Beruf zum katholischen Priesterstande glaube ich nicht nur bei meinem Neffen sondern überhaupt nicht; Beruf ist natürliche Anlage, zur Unnatur aber, wie jener Stand eine der schreiendsten ist, kann es keine natürliche Disposition geben. Gottlob, daß es mir gelungen ist, den Jüngling von seiner Intention abzubringen und ein aufblühendes Leben vor einer unheilbaren Erkrankung zu bewahren. Vorgestern abends im Bette dichtete ich folgende Strophen verwandten Inhalts.

Die Nonne und die Rose.

Dunkle Wolken niederdrohten,
Und es zuckten Wetterscheine;
Brausend flogen schon die Boten
Des Gewitters durch die Haine.

Eine Rose dort am Aste,
Schöne Nonne, sahst du beben,

Als ein Bangen dich erfaßte
Um der Roſe zartes Leben.

Sie zu wahren vor den Wettern,
Schnitteſt du ſie ſchnell vom Strauche,
Eh' der Sturm ſie kann entblättern
Und entführen ihre Hauche.

Draußen tobt des Frühlings Eile,
Roſen flattern weithin, irre;
Eine blüht noch eine Weile
Scheinlebendig im Geſchirre.

Teilte ſie nicht, ſchnell verglühend,
Lieber ſolche Frühlingsloſe? —
Schöne Nonne, ſtill verblühend,
O wie gleichſt du dieſer Roſe! —

Den Brief bitte ich mir unfrankiert zu ſchicken; das Paket mit dem Buche zu öffnen und mir gefälligſt zu ſchreiben, was darin ſteckt. Leyſes Schrift über die Eiſenbahn befindet ſich bereits in der Hand des öſtreichiſchen Hofkammerpräſidenten. Malen Sie fleißig, liebe Emilie: Miſchka, Klara Hebert, Fauſt und Anna! Ich umarme Euch alle herzlich. Schönen Gruß an Porbeck.

Ihr Niembſch.

Viele Grüße und Dankbarkeit von Schurz und Thereſe. Letztere war beſonders von meiner Mitteilung gerührt, daß Sie, liebe Emilie, bei der Nachricht von Thereſens Krankheit den Wunſch geäußert, ſie pflegen zu können.

Wien, 6. September 1843.

Liebe Emilie!

Ich habe unſre Wette keineswegs vergeſſen, hätte Ihnen auch ſchon vor einigen Tagen gerne wieder geſchrieben; allein eine kleine Cholerine hielt mich auf dem Lande feſt, daß ich nicht nach der Stadt kommen und einen Brief an Sie abgeben konnte, den ich allemal gerne ſelbſt beſorge.

Ihres Wunſches, etwas Näheres von den Umſtänden des un-

glücklichen Enk zu erfahren, eingedenk, will ich Ihnen mitteilen, was mir unterdessen davon bekannt geworden. Enk, schon seit vielen Jahren, vielleicht seit seiner Ordination, mit seinem Stande höchst unzufrieden und deshalb mit sich selbst tief und bitter zerfallen, mußte unseligerweise durch amtlichen Verdruß noch mehr erbittert, ja, auf den Gipfel des Unmuts getrieben werden.

Schon im Jahre 1842 hatte Enk aus Anlaß der Schulprüfung, welche im Stifte Mölk allsemesterlich abgehalten wird, einen sehr heftigen Auftritt mit dem Prälaten des Konvents. Ein hiesiger Gymnasialdirektor, Namens Walch, war zu besagter Prüfung als Prüfungskommissär nach Mölk gekommen und äußerte auf spitze und feindselige Weise: Von allen Klassen der studierenden Jugend im Stifte Mölk sei gerade die des Professors Enk die schlechteste erfunden worden, Enk scheine durchaus aller Lehrfähigkeit zu ermangeln.

Diese Äußerung wurde dem Betreffenden hinterbracht, und er geriet darüber in die äußerste Aufregung, forderte die Aufstellung einer eigenen Kommission, die seinen Lehrerberuf zu untersuchen habe, schrieb Briefe an Walch, drang auf Widerruf der beleidigenden Äußerung; allein es erfolgte nichts von allen dem, und darüber verstrich ein Jahr, und die Prüfungszeit erschien wieder und mit ihr auch Walch als Prüfungskommissär. Dieser forderte die sämtliche Schuljugend auf, eine Probe im schriftlichen Komponieren abzulegen. Enk, bereits aufs höchste gereizt, verweigerte, seine Klasse komponieren zu lassen, indem dieselbe erst kürzlich komponiert habe, und bat den Prälaten, das Ansinnen des Kommissärs abzuweisen. Der Prälat dagegen bestand darauf, daß Enk's Schüler, gleich denen aller übrigen Professoren komponieren müßten. Enk erklärte dem Prälaten, er wolle seine Stelle als Professor niederlegen, und das wurde zu seiner schmerzlichen Überraschung ohne weiteres angenommen. „Gut, nun weiß ich, daß ich andere Wege einzuschlagen habe!“ sprach Enk und verließ das Zimmer. Spät abends ging er aus dem Kloster, mit einem Regenschirm versehen (!) und besuchte ein Wirtshaus an der Donau, wo er sich warmen Wein geben ließ. Als er ausgetrunken hatte, fragte er beim Weggehen die Kellnerin, welchen Weg er nehmen solle: auf- oder abwärts der Donau?

(Gleichsam als hätte er sich selbst damit ein Omen stellen wollen.) Sie beschied ihn nach Hause zu gehen, da es schon spät geworden sei. Darauf verschwand er und kam erst einige Tage darauf unterhalb Krems bei Grafenwörth am Strande wieder zum Vorschein, wohin die Donau ihn ausgeworfen.

Er hatte sein Ordenshabit am Leibe und wurde vom Grafenwörther Pfarrer erkannt und mit allen Ehren begraben. An den Prälaten hatte er noch einen Brief geschrieben, worin es unter anderm hieß: „Ihr werdet noch lange an den Pater Michel denken." — Die letzte Ursache seines Selbstmordes, eine Schulchikane, war allerdings eine kleinliche; doch war sie nur die überfüllende Zuthat zu dem längst vollen Maße seines Unglücks, seiner durch Jahre angewachsenen grollenden Schwermut. Merkwürdig ist es übrigens auch, daß, wie es verlautet, kurz nach Enk's Beerdigung der Pfarrer von Grafenwörth sich aufgehängt hat. Die Contagiosität des Selbstmords abermals bestätigt.

Sehr erfreut, liebste Emilie, hat mich Ihre Nachricht von der Rüstigkeit Ihres Vaters auf dem Heidelberger Gange. Nicht nur seine Jugenderinnerungen mögen ihn dort gestärkt haben, sondern wohl auch die liebevollen und heißen Wünsche so vieler Herzen, worunter meines nicht das letzte ist, daß er noch lange erhebend und segnend unter uns wandle, der herrliche Greis.

Tausend Grüße an meinen teuren Reinbeck, Vater, Schwestern und Weißer.

Ihr getreuer

Niembsch.

Mit dem Theresianum ist's nichts; ich habe mich nicht gemeldet, denn ich hätte es nur auf Kosten meiner Unabhängigkeit thun können.

Wien, 20. September 1843.

Liebe Emilie!

Schade, daß Ihnen der Aufenthalt in Mergelstetten durch Ihren kranken Fuß verkümmert, und durch die leidige erlauchte Einquartierung verkürzt worden. So ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in

ſeine ſchmerzhafteſten, ſonſt für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unſichtbaren Händen ein heimlicher Balſam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit ſolche Stunden im Walde zugebracht. Leider iſt es ſchon wieder Herbſt. Als ich neulich dem Rauſchen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rauſche der Wald im Herbſte ganz anders denn im Frühling; viel rauher und härter. Die Blätter ſind dann nicht mehr ſo weich und beweglich wie jene des Frühlings, die Äſte ſtarrer, die Lüfte ſchärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange geſeſſen und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald verſetzt, aus dem bloßen Rauſchen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbſt.

Ich habe ſeit meiner Zurückkunft von Stuttgart ein Gartenzimmer in Döbling, in der Nähe der Stadt bewohnt und werde nach einigen Tagen mein Winterquartier beziehen; weiß aber noch nicht in, welcher Gegend der Stadt.

Balduin iſt nicht aufgegeben. Die Studien dazu ſind begonnen und werden fleißig getrieben.

Weil wir ſchon im Wald ſind oder geweſen ſind, ſo will ich Ihnen einige Waldblumen geben. Laſſen Sie ſich durch die etwas pantheiſtiſche Färbung des einen der Lieder nicht ſtören.

Waldlieder.

1.

Die Vögel fliehn geſchwind
Zum Neſt im Wetterhauche,
Doch ſchleudert ſie der Wind
Weit ab von ihrem Strauche.

Das Wild mit banger Haſt
Iſt ins Gebüſch verkrochen,
Manch grünend friſcher Aſt
Stürzt nieder, ſturmgebrochen.

Das Heer der Wolken ſchweift
Mit roten Blitzesfahnen,
Aufſpielend wirbelt, pfeift
Die Bande von Orkanen.

Das Bächlein, ſonſt ſo mild,
Iſt außer ſich geraten,
Springt auf an Bäumen wild,
Verwüſtend in die Saaten.

Der Donner bricht herein,
Es kracht die Welt in Wettern,
Als wollt' am Felsgeſtein
Der Himmel ſich zerſchmettern.

Der Regen brauſt; nun ſchwand
Das Thal in ſeiner Dichte;
Verpfählt hat er das Land
Vor meinem Angeſichte.

Doch mir im Herzensgrund
Iſt Heiterkeit und Stille;
Mir wächſt in ſolcher Stund
Und härtet ſich der Wille.

2.

Am Kirchhof dort bin ich geſtanden,
Wo unten ſtill das Rätſel modert
Und auf in Grabesroſen lodert;
Es blüht die Welt in Todesbanden.

Dort lächelt auf die Gräber nieder
Mit himmliſch duldender Gebärde
Vom Kreuz das höchſte Bild der Erde,
Ein Vogel drauf ſang ſeine Lieder.

Doch kaum, das ſie geklungen hatten,
Flog ſcheu zum Wald zurück der Wilde;
Ich ſang, wie er, ein Lied dem Bilde
Und kehrte heim in meinen Schatten.

Natur! will dir ans Herz mich legen!
Verzeih, daß ich dich konnte meiden,
Daß Heilung ich geſucht für Leiden,
Die du mir gabſt zum herben Segen.

In deinen Waldesfinſterniſſen
Hab' ich von mancher tiefen Ritze,
Durch die mir leuchten deine Blitze,
Den trüglichen Verband geriſſen.

3.

Biſt fremd du eingedrungen,
So fürcht' Erinnerungen,
Sie ſtürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Willſt du im Walde weilen,
Um deine Bruſt zu heilen,
So muß dein Herz verſtehen
Die Stimmen, die dort wehen.

In froher Kinder Kreiſe
Verjüngen ſich die Greiſe,
Und Grambeladne werden
Noch einmal froh auf Erden.

Verjüngender doch wirken
In heimlichen Bezirken,
Im Schoß der Waldesnächte
Natur und ihre Mächte.

Hier quillt die träumeriſche,
Urjugendliche Friſche,
In ahndungsvoller Hülle
Die ganze Lebensfülle.

Es rauſchet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Im Herzen wird es helle,
Und heim zum ew'gen Quelle
Der Jugend darfſt du ſinken,
Dich friſch und ſelig trinken.

Sehnſüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als ſchöne Braut im Schleier,
Dem Geiſte, ihrem Feier.

Tautropfen auf den Spitzen
Der dunklen Halme blitzen
Wie helle Liebeszähren,
Ein ſüß nach ihm Begehren.

So ſchweigt, in Sehnſucht lauſchend,
Dann plötzlich, freudig rauſchend,
Scheint ſelig ſie zu ſpüren,
Daß er ſie heim wird führen.

All ihre Pulſe beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzuſinken,
Den Todeskuß zu trinken.

So lauſcht und rauſcht die Seele,
Daß Gott ſich ihr vermähle,
Fühlt ſchon den Odem wehen,
In dem ſie wird vergehen.

Herzliche Grüße an meinen gottlob! ſo rüſtigen Reinbeck, an Vater, Schweſtern und Schwäger.

Ich umarme Euch.

Betrübt hat es mich, liebſte Emilie, daß Sie aus den Wäldern bei Mergelſtetten nicht mehr Heiterkeit und Seelenruhe heimbrachten. Glauben Sie nicht, daß der Himmel und die Erde ſich gegen Sie und Ihr Wohlergehen verſchworen haben; der erſtere hat Sie reichlich geſegnet mit ſeltenen Gaben, und auf letzterer lebt manches Herz in treuer Liebe für Sie.

Ihr Niembſch.

Wien, 5. Oktober 1843.

Liebe Emilie!

Bei den Oktoberfeſten wäre ich auch gerne zugegen. Da es mir nicht vergönnt iſt, in Eurem lieben Kreiſe mein Glas auf das Wohl der beiden teuren Freunde zu erheben, ſo will ich's in der Ferne thun mit innigen Wünſchen für Euch alle! Ihr ſeid ja ſo eng und ſchön verbunden, daß jede Freude wie jedes Leid bei Euch durch alle Herzen geht.

Ich lebe bereits wieder in ſtrengen Studien, wobei mir recht wohl zu Mut iſt. Die Geſelligkeit, es muß wiederholt werden, iſt ein Laſter, von dem ich mich immer mehr ſäubere und herſtelle, ein Geiſt und Leib abſchwächendes Laſter. Ich habe in Ihrem letzten Brief zu meiner angenehmſten Satisfaktion eine Stelle ge-

funden, die mir zeigt, daß Sie, liebe Emilie, auch nicht mehr weit von dieſer meiner Überzeugung entfernt ſind.

Was hat denn Kerner gegen Euch? Kann er denn nicht ſtill ſein und abwarten, bis die Zeit alle die kleinen Entfremdungen und Mißhelligkeiten ausgeglichen haben würde? Er ſcheint von einer ewig juckenden Unruhe getrieben, und er muß Euch lecken oder necken. Gelaſſene Ruhe iſt ihm nicht gegeben. — — —

Was hat denn der Rabbiner in Weinsberg verbrochen?

Gf. Alexander hat auf ſeiner Durchreiſe mich in Döbling aufgeſucht und dringend eingeladen, den Winter in ſeiner Geſellſchaft zu Florenz zu verleben. Ich konnte natürlich ſeine freundliche Einladung nicht annehmen.

Dieſer Tage hat ſich hier ein ſchauderhafter Mord ereignet, Ein Bürger Wiens, Wirt ſeines Gewerbes, hatte eine Summe Geldes auf dem Lande eingetrieben und ſaß in Penzing, ein Dorf in der Nähe der Stadt, vergnügt und etwas betrunken im Wirtshauſe. Er ließ merken, daß er Geld bei ſich habe, und fuhr am Abend zwiſchen acht und neun Uhr, vermeintlich heim in die Stadt, eigentlich aber ſeinem Tod entgegen. Er hatte ſich allein in einen Omnibus geſetzt, und als er eine Strecke gefahren war, ſetzten ſich auf der Straße zwei Männer zu ihm in den Wagen, erdroſſelten ihn unterwegs, ſtiegen vor der Stadt aus, und als der Kutſcher auf der Station den Schlag öffnete, um ſeinen dritten Paſſagier zu entlaſſen, lag dieſer tot und geplündert im Wagen.

Ich kann mit dieſer ſchrecklichen Neuigkeit meinen Brief nicht ſchließen und laſſe ihr noch die angenehme Nachricht folgen, daß meine Schweſter Thereſe ſamt allen Ihrigen im beſten Wohlſein noch in Weidling wohnt, um die Abſchlachtung eines hoffnungsvollen Schweins abzuwarten, das ſich die tüchtige Hausfrau zu einem ſtattlichen und gewichtigen Umfange ſorgfältig herangebildet hat. Die Viehmagd, oder näher: Saumagd meiner Schweſter führt den Namen Kathe, und ich mußte neulich herzlich lachen, als Thereſe rief: „Kadl futtre 's Fadl“ und wie das Leben hier zwei Weſen ſo paſſend zuſammengereimt hat.

Leben Sie wohl, geliebte Emilie! möge das Mooskiſſen ſeinen

ſtärkenden Waldſegen in Ihre leidenden Füße ausſtrömen laſſen.

Ich umarme Euch und begrüße von ganzem Herzen die lieben Geburtstage.

Ihr Niembſch.

Wien, 18. Oktober 1843.

Liebe Emilie!

Endlich hab' ich meine Winterwohnung gefunden; zwei hübſche Zimmer mit tüchtigen Öfen und Vorfenſtern, anſtändig eingerichtet, äußerſt ſtill, heimlich und zur Arbeit einladend. Ich wohne bei einem Herrn von der Polizeidirektion, Regierungsrat von Nordberg; muß freilich viel Miete bezahlen, nämlich 25 Gulden Conv.-Münze monatlich. Unter dieſem Preiſe iſt hier im Innern der Stadt wohl nichts Anſtändiges von Wohnung zu bekommen. Meinen vortrefflichen Stubendiener Reidl werde ich wahrſcheinlich (nachdem er mir eidlich verſprochen haben wird, weder zu ſchnarchen, noch meinen Geruchſinn zu beleidigen) zu mir nehmen und ihm eine Lagerſtätte im erſten Zimmer hinter einer ſpaniſchen Wand bereiten laſſen. Dadurch wird mir mein lang gehegter Wunſch nach einem eigentlichen Bedienten endlich erfüllt werden.

Die erfreulichſte Nachricht in Ihrem Briefe iſt mir diejenige, daß Ihre Luſt zu malen durch die lange Pauſe nicht gelitten, ſondern vielmehr zugenommen hat. Seien Sie nur recht fleißig, liebe Emilie! Ich will es auch ſein.

Meine Behauptung über die Geſelligkeit als ein Laſter nehme ich, wenn ſie anders in dem von mir ausdrücklich beſchränkten Sinne genommen wird, keineswegs zurück. Leute, die zu geiſtigem Produzieren da ſind, müſſen das Konſumieren andern überlaſſen; wer die Welt geſtalten helfen will, muß darauf verzichten, ſie zu genießen. Ein förderndes Geſpräch mit einem geiſtigen Freunde rechne ich nicht zur Geſelligkeit, denn dieſe iſt bloß: ein Zuſammenſein mehrerer *um zuſammenzuſein*, wie Spazieren, ein Gehen bloß um zu gehen. Doch iſt letzteres noch vernünftig, denn der Körper macht dabei Bewegung; in Geſellſchaften aber macht der Geiſt wenig oder keine Motion, er ſchläft vielmehr ein, wie ein

Fuß bei langem Sitzen in unbequemer Lage, und er fängt an zu singeln, statt zu singen. Singeln sagt man von dem unangenehmen Nervengeprickel und Gezitter in entschlafenen Gliedern. In der Bekämpfung dieses Lasters also hab' ich bereits einige Fortschritte gemacht. Vormittags bin ich für niemand zu sprechen; mein Reidl wird nicht ermangeln, die müßigen Störer zurückzuschnauzen. Bloß nachmittags von 5—7 Uhr nehme ich Besuche an, d. h. wenn ich dann zu Hause bin. Nach dem, was Sie mir von Kerner geschrieben, erscheint mir seine Gestalt in einer sehr bunt abenteuerlichen moralischen Jacke, an welcher werkthätige Engel von der geschicktesten und liebenswürdigsten Gattung, aber auch gewiß einige Teufelchen vom widerlichsten Schlage zusammen geschneidert haben. Die Allerweltskerlerei an ihm ist mir schon längst ein Greuel. Es steht dem Geisterseher gar zu übel an, so eitel zu sein. Über seinem Hunger nach Notabilitäten wird er noch seine eigene verlieren. Meine Geige wird jetzt zwar weniger gestrichen, aber doch nicht ganz vernachläßigt.

Die Geschichte jener Ermordung im Omnibus scheint bloß eine erfundene zu sein.

Meine liebe Schwester sitzt noch immer in Weidling, weil das Fadl noch immer nicht den ersehnten Umfang erreicht hat. Giebt es denn keinen Schweinsdicke-Messer? Etwa einen Gürtel mit Graden bezeichnet? damit man die gewissenhafte Mästerin durch den Augenschein beruhigen könnte!

Leben Sie wohl, teuerste, vielgeliebte Emilie und behalten Sie lieb

Ihren Niembsch.

An den verehrten Vater und alle, die ihn lieben, meinen herzlichsten Gruß. Meine Adresse ist gegenwärtig diese:

Im Bürgerspital, 7. Hof, 14. Stiege, 1. Stock rechts; viel Schreiberei, liebe Emilie! Ich meine nämlich für Sie.

Wien, 1. November 1843.

Liebe Emilie!

Daß meine Waldlieder bei Ihnen und bei den Unsrigen allen so viel Glück gemacht haben, freut mich außerordentlich; eine Ver-

öffentlichung derselben wünsche ich jedoch vorderhand noch nicht, weil ich deren noch mehrere machen will und dann die ganze Gruppe auf einmal erscheinen lassen.

Neulich geriet ich ganz zufällig zu einer katholischen Feierlichkeit, nämlich als Taufzeuge. Ich ging in der Stadt eben mit einem Briefe an Sie nach der Post, da sah ich einen Mann, der eine große Ähnlichkeit mit Fürst Fritz Schwarzenberg hat, den ich kenne. Zweifelnd fixierte ich den Fremden, und er bemerkte es, grüßte mich aufs freundlichste und redete mich mit den Worten an: „Sie halten mich für den Fürsten Schwarzenberg? eine Verwechslung, die mir schon oft begegnet.“ Ich entschuldigte mich und wollte ihn verlassen, doch er hielt mich mit unabweisbarer Herzlichkeit fest, pries den Zufall, der ihn mit mir, den er längst aus der Ferne gekannt, zusammenführe, nannte mir seinen Namen, Baron Paier, ein preußischer Gutsbesitzer, erzählte mir die eben vor einigen Stunden erfolgte Entbindung seiner Frau von einem allerliebsten Knäblein und lud mich sofort zum Taufzeugen ein, indem er den Strom seiner Erzählungen, Huldigungen und Einladungen wiederholt mit der Bitte unterbrach, ich möchte ihn doch um Gottes willen nicht für einen Narren ansehen. Der Mann war mir zu original erschienen, als daß ich ihn abweisen mochte, ich nahm seine Einladung an und machte die Ceremonie mit. Diese erfolgte erst am letzten Montag wegen der abzuwartenden Zurückkunft des Hauptpaten, des Fürsten Schwarzenberg, des Doppelgängers meiner neuen Bekanntschaft. Die Feierlichkeit ging in aller Form, doch nicht ohne heitere Laune der Anwesenden von statten. Ich neckte den Vater des Täuflings mit Vorwürfen, wie er als guter Christ das Kind so lange, über 14 Tage ungetauft, in der heidnischen Beize habe liegen lassen können, doch er rechtfertigte sich mit seiner protestantischen Konfession, welche mit der Taufe weniger herbeieile als die katholische. Die Mutter gehört der letztern an, daher die Sache katholisch gehalten wurde. Nach der Taufe setzte man sich zu Tisch, und eine reiche Mahlzeit wurde gleichsam symbolisch gehalten, zum Zeichen, daß der Neugetaufte als ein Bürger zweier Welten, die Freuden auch des irdischen wie des himmlischen Lebens in reichem

Maße genießen möge. Unter andern schlechten Witzen, welche über Tisch gerissen wurden, war auch einer von mir, an meine Nachbarn gerichtet. Der Priester reichte dem Kinde Salz mit den Worten: „accipe salem sapientiae, ut habeas vitam aeternam! pax tecum!“ Ich aber meinte, das Salz habe zu bedeuten: Glaube dieses alles, liebes Kind, aber cum grano salis.

Die Krankheit des armen Louis Mayer bedaure ich von Herzen. Gram und Mißmut über sein unbefriedigtes, fragmentarisches Dasein scheinen an seinem Leben zu nagen. Er ist zu beklagen. Schade, wenn wir den edlen und talentvollen Freund verlieren müßten. Er ist in hohem Grade achtungswürdig.

Wenn vielleicht jemand von Stuttgart nach Wien reisen sollte, so ist er höflichst gebeten, mir drei Exemplare meiner Albigenser mitzubringen, welche die Cotta'sche Buchhandlung gefälligst abfolgen lassen möge.

Ich freue mich schon auf Ihre neuen Bilder. Thereſe ist noch immer in Weidling. — Das fette Opfertier ist endlich gefallen, und Schurz wollte mir durchaus Würste davon ins Haus schicken, die ich aber an meiner Kaffeemaschine nicht braten könnte.

Lebet wohl, geliebte Freunde! Schreiben Sie mir und malen Sie (auch mir) fleißig. Leben Sie wohl, liebes Herz!

Ihr Niembsch.

Wien, 18. November 1843.

Liebe Emilie!

Meinen lateinischen Witz konnte Ihnen Reinbeck verdeutschen, der dazu Lateiner genug ist, doch Ihren chinesischen kann mir niemand erklären, und er bleibt als ungelöstes Rätsel in Ihrem Briefe stehen.

Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüts betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: ἀμφιμέλας, das heißt (um nicht wieder Ihre chinesische Revanche zu provozieren!), ringsum schwarz. Ja, liebe Emilie! um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt

mich dieſen Winter öfter und feſter als je. Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich ſein, denn die Zeit will nichts von ihm, wie ſie überhaupt keinen Diskurs mehr hören ſondern überall praktiſche, thatſächliche Hilfe haben will. Die Zeit hat gegen alle Dichter ihr ſchnödes Refüs durch Gervinus laut genug ausgeſprochen. Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja nicht einmal eine geſicherte Exiſtenz hat und körperlich zur Melancholie in hohem Grade disponiert iſt, wie ich — ein ſolcher hat Stunden, wo jenes homeriſche Beiwort auf ſeine Seele paßt.

Was Sie mir von Porbeck ſchreiben, hat mich unangenehm überraſcht.

Die Albigenſerexemplare mögen, wenn niemand nach Wien reiſt, in Stuttgart bleiben. Durch Buchhändlergelegenheit fallen zugeſandte Bücher in die Hände der Cenſur, aus denen ich mir die meinigen nicht holen mag.

Der Erzherzog Karl hat mich nicht eingeladen, wie Sie zu wünſchen ſcheinen. Mir iſt es ſo lieber. Beſſer, wenn meine Berührung mit einem Fürſten bloß eine poetiſche bleibt.

Den Louis Mayer beneide ich nicht weniger, als ich ihn beklage. Selig ſind die Betäubten! noch ſeliger ſind die Toten! Ich möchte lieber unter den Miſthaufen liegen, als darauf herumkrabbeln.

Lebt wohl!

Ihr Niembſch.

Wien, 24. Dezember 1843.

Liebe Emilie!

Der Gang unſers Briefwechſels iſt durch einige Störungen unterbrochen worden, er ſoll aber, da dieſe vorüber ſind, wieder in die gewohnte Ordnung zurückgebracht werden.

Mit meiner Geſundheit geht es beſſer, ja ich kann ſagen: gut. Eine Reiſe nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinſicht ſehr wünſchenswert, doch beſorge ich, ſie würde, in dieſer rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternden Körper ſolche Anſtrengungen kaum mehr zumuten. Weniger gut als mit meiner Geſundheit geht es mit meiner Ge-

mütsstimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe. Und doch braucht man gerade dieses am nötigsten, damit die übrigen ihre Dienste nicht umsonst oder vielmehr nur zum Verdruß leisten. Wäre doch der leidige Winter schon vorüber! Die Natur kann und wird dann trösten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir sehr nahe und vermehrt die Übelstände in meiner Seele.

Ich wünsche Euch, meine Teuren! recht vergnügte Feiertage und ein gesegnetes neues Jahr! Bleibet nur alle schön beisammen! Dies ist einer der der wärmsten Wünsche meines Herzens.

Leben Sie wohl, liebe Emilie, mit Reinbeck und den Unsrigen allen herzlich gegrüßt.

Ihr Niembsch.

Wien 9. Januar 1844.

Liebe Emilie!

Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.

Daß Dr. Schelling sich Ihrer angenommen hat, macht ihm Ehre und mir große Freude. Von stethoskopischen Untersuchungen halte ich übrigens nicht sehr viel; auch hier hört der Horcher an der Wand oft seine eigne Schand. Die erfahrensten Ärzte haben mit ihren aus der Brust herausgelauschten Diagnosen sich oft tüchtig blamiert. Schelling freilich ist zu vernünftig, als daß er übereilte Befürchtungen erregen sollte. Ich will mich beruhigen, und von der Hilfe dieses auch von mir hochverehrten Arztes das beste hoffen. Wie gerne wäre ich zur Christbescherung unter Euch gewesen! Namentlich hätte mich der natürliche Park von Ihrer und unserer lieben Julie Hand sehr interessiert. Bei so etwas kann man sich in Gedanken verkleinern und in elfenhafter Winzigkeit in der fingierten Landschaft herumschwärmen, deren verjüngter Maßstab wirklich etwas Verjüngendes hat. Doch Ihr Album soll mich im Frühjahr für alles entschädigen, was ich im Winter versäumt.

Der Maler, von dem ich Ihnen erzählte, daß er auch mein Porträt auf ein Bild gebracht nebst vielen andern, ist nicht jener Belgier, sondern mein Landsmann Schwind, gegenwärtig in Karlsruhe verheiratet und angestellt. Neulich hatte ich einen Besuch vom Maler van Haanen, dem beliebten Winterlandschaftler. Er sah Ihre beiden mein Zimmer schmückenden Bilder und lobte beide. Die Waldbachstruberlandschaft bezeichnete er als trefflich ausgeführt, und in der Lilla gefiel ihm besonders die schöne Buche. So etwas hör' ich sehr gern. Haanen, der trockene Holländer, ist sonst nicht verschwenderisch mit Äußerungen des Lobes, besonders was Landschaften betrifft.

In der Halleschen Litteraturzeitung ist kürzlich eine ausführliche und günstige (daher gut geschriebene) Rezension meiner Albigenser erschienen. Diesen Winter lebe ich einsamer als je. Sogar die Sonntagssessen bei Kleyle hab' ich aufgegeben.

Meine Schwester und Schurz, die Sie herzlich grüßen, sind samt sämtlichen Kindern gesund und wohl. Zu Weihnacht kam ich mit Geschenken angefahren, und meine Schwester erzählte mir, wie die eine ihrer Töchter, die Resi, schon am Tag zuvor in ungeduldiger Erwartung gesagt hätte: „Der Augenblick, wo der Herr Onkel am heiligen Abend an die Thür klopft, ist der glücklichste im ganzen Jahr." — Geht es auch schief und schlecht, man lebt doch nicht umsonst, so lange man jemandem noch eine Freude machen kann. Nun leben Sie wohl, herzliebste Emilie! Ich danke Ihnen für die treue Liebe, die Sie mir fürs Leben bewahren.

Tausend Grüße an meinen teuern, guten, lieben Reinbeck, an Vater und Schwestern, die ich umarme.

Gott segne Sie

Ihr Riembsch.

Wien, 16. Januar 1844.

Liebe Emilie!

Ich kann diesmal die Beantwortung meines letzten Briefes nicht abwarten und schreibe Ihnen somit außer der gewohnten Ordnung, denn es naht der Tag heran, den ich, seit ich Sie kenne,

als einen mir gar teuern und lieben Tag in Ehren halte und, so lang ich lebe, mit den innigsten Wünschen für Ihr Wohl feiern werde. Gesegnet seien die ärztlichen Bemühungen des vortrefflichen Schelling und gesegnet vermehrt und gesteigert sei alles, woran Ihr Herz Freude findet!

In den letzten Tagen hatte ich einige kleine Störungen meines Wohlseins zu tragen, doch ist es nun wieder gut, und ich hoffe diesen Winter ohne Schlappe durchzukommen und ein recht frohes Wiedersehen im Frühling. Diesmal denke ich meine Reise zu Euch, geliebte Freunde, früher anzutreten als im vorigen Jahr. Mein Leben ist hier Einsamkeit und etwas Lyrik. Als kleines Angebinde zu Ihrem Geburtstag erhalten Sie von letzterer folgendes:

Waldlied.

1.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt;
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne schmächtige Quelle,
Weil alles andere ruht,
Läßt hörbar Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorüber sterbe,
Ist alt und allbekannt,
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

2.

Rings ein Verstummen, ein Entfärben:
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

Von hinnen geht die ſtille Reiſe,
Die Zeit der Liebe iſt verklungen,
Die Vögel haben ausgeſungen,
Und dürre Blätter fallen leiſe.

Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Neſter, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen ſtets, die müden.

In dieſes Waldes leiſem Rauſchen
Iſt mir, als hör' ich Kunde wehen,
Daß alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichſtill vergnügtes Tauſchen.

Ich würde Ihnen noch ein drittes abſchreiben, doch eben erhalte ich einen Beſuch, der mich nötigt, meinen Brief zu ſchließen.

Leben Sie wohl, teure Emilie, mit Reinbeck und den Unſrigen allen herzlichſt gegrüßt.

Ihr getreuer

Riembſch.

Wien, 16. Februar 1844.

Liebe Emilie!

Das geſtrige Schneewetter, das nun wieder über Deutſchland hereingebrochen, iſt mir aus vielen Gründen ſehr zuwider. Dem lieben Vater wird dadurch wahrſcheinlich wieder ſeine leidige Gicht aufgeregt, Ihnen wird die Geneſung verzögert, Mariette wird ihre Reiſe nach Stuttgart vertagen müſſen und mir werden die Wege dahin verdorben. Auf unſere Anna und Clara Hebert, die nun wohl ſchon vollendet ſein werden, freue ich mich ſehr und bin beſonders begierig, in welchem Lichte Sie die Anna gehalten haben. Auch ich war in letzter Zeit ziemlich fleißig. Meine Geſundheit hat ſich auffallend gebeſſert, was beſonders in meinem Abendappetit zuweilen faſt bis auf einen beunruhigenden Grad hervortritt. Vorgeſtern habe ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemäſtete Poularde nebſt einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt und darauf herrlich geſchlafen, bis 9 Uhr morgens.

Um die schöne Kastanienallee hinter Eurem Hause ist mir sehr leid. Das Lärmen der Bubengymnastik und selbst das laute Soldatengebrülle war doch noch erträglicher, als das Getöse der Eisenbahn sein wird.

Korybanten.

Betäubendes Erzgerassel
Und sprühendes Feuergeprassel,
Hoch kommen die Dämpfe geschnoben
Vom rollenden Opferherde
Der alten Göttin Erde,
Und ihre Priester — sie toben.

Wie einst sich selber entmannten
Berauschte Korybanten
In rasenden Lustgetümmeln,
So toben, mit Wut geschlagen,
Erdpriester in unsern Tagen,
Bis sie sich geistig verstümmeln.

Als Rhea gehar den Kroniden
Für Hellas zum Heil und Frieden,
Erhoben ein Rauschen und Klingen
Des Kronos kecke Betäuber,
Daß der Götter Vater und Räuber
Das Zeuskind nicht möge verschlingen.

Drum geht im greulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Lenau.

Damit wollen wir uns trösten über das rauhe und rohe Zerstören manches grünenden Baumes der alten Tage.

Wahrscheinlich sehen wir uns noch im März. Ich umarme die Unsrigen

in alter und immer neuer Liebe.

Ihr Niembsch.

München, 30. März 1844.

Liebe Emilie!

Gestern abend bin ich hier angekommen und werde spätestens am nächsten Dienstag, vielleicht schon Montag in Stuttgart bei Euch sein.

Es ist nun schon einmal mein Schicksal oder meine Unart, daß ich beim Wiederkommen Vorwürfe über letztheriges Stillschweigen empfange und verdiene. Macht es nur kurz, teuerste Freunde, ich war in letzter Zeit meist unwohl und immer bei schlechter Laune. Hier blieb ich bloß, um meinem Körper etwas Ruhe zu gönnen.

Meinem Wirt Gmähle hab' ich aufs nachdrücklichste eingeschärft, mich weder ins Fremdenbuch zu schreiben noch als anwesend irgend jemand anzukündigen, indem ich hier nur rastendes und ungestörtes Inkognito nebst einigen seiner Weine zu genießen beabsichtige.

Also auf frohes Wiedersehen, liebstes Milerl. Seid herzlich gegrüßt, Reinbeck, Vater und Schwester und alle.

Ihr Niembsch.

Heidelberg, 29. April 1844.

Liebe Emilie!

Meine Reise hierher war eine sehr angenehme. Zu meinem großen Vergnügen hatte ich den geräumigen Eilwagen allein inne und konnte daher ungestört meinen Körper jeder beliebigen Bequemlichkeit der Lage und meiner Seele dem ungetrübten Genusse der aufblühenden Natur überlassen. Viele der Obstbäume an der Straße fand ich in vollem Festschmuck des Frühlings. Die Luft war völlig ruhig und still, um ja keiner Blüte weh zu thun. O Frühling! —

Die Reise ist mir erstaunlich wohlbekommen. Gleich am ersten Tage meines Hierseins schmeckte mir das Essen dermaßen, daß ich an der Wirtstafel der ganzen langen Folge von Speisen mit bestem Appetit folgen konnte. Nachmittags machte ich einen vierstündigen Spaziergang auf den Bergen und sah einen Sonnenuntergang erster Schönheit.

Gestern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß war dort an-

genehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerungen meiner Fahrt nach Amerika, die ich einst von diesen Ufern aus begonnen. Viel Wasser rauschte indessen im Fluß hinunter, und vieles ging den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer schmerzlich die Empfindung, die sie begleitet.

Zöpfl, mein alter Tischgenosse, ist ganz mit mir einverstanden, daß ich hier völlig zurückgezogen lebe. Außer ihm hab' ich Zimmerns gesehen, bei denen ich aus Pietät für meine Vergangenheit und für den lieben alten Mann heute zu Mittag esse.

Senden Sie mir gefälligst die Dorfgeschichten von Auerbach durch den Postwagen hierher. Adresse im Gasthof zum Prinzen Carl Nr. 16. Heute abend geh' ich, wenn das Wetter nicht schlecht wird, wozu es Miene macht, nach Karlsruhe zu Schwind und seinen Gemälden, kehre aber bald wieder hierher zurück.

Leben Sie wohl, liebe Emilie, mit Reinbeck und dem ganzen lieben Hause herzlich gegrüßt von

Ihrem Riembsch.

Frankfurt, 5. August 1844.

Liebe Emilie!

Heute wurde meine Verlobung mit Fräulein Marie Behrends hier bekannt gemacht. Morgen reise ich nach Stuttgart und Wien, um desto bälder wieder zurückzukehren zu meiner Auserwählten. Sie wird mir mit jedem Tage teurer. Über mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte. Ich fühle mich von Gott geführt und gesegnet in dieser großen und schönen Wendung meines Lebens. Segnen auch Sie mich, liebe Emilie! mehr als jemals fühle ich jetzt, wie nahe Sie meinem Herzen stehen. Tausend Grüße meinem vielgetreuen teueren Reinbeck, Vater und Schwestern. Ich kann diesmal nicht weiter schreiben. Die Verwandtschaft ist groß; sie rankt von allen Seiten um mich herum; doch ist sie mir wert und willkommen, denn in allen Zweigen der Familie blüht mir Freundlichkeit und Liebe entgegen.

Schicken Sie, liebe Emilie, in den Gasthof zum König von Würtemberg die Nachricht, daß ich übermorgen dort eintreffen werde, d. h. den 7. August. Der Wirt möchte mein Zimmer Nr. 12 bis dahin für mich geschlossen halten, niemand anders hineinlassen.

Auf Wiedersehen

Ihr Niembsch.

Wien, 5. September 1844.

Liebste Emilie!

Seit dem 14. August bin ich hier und, obgleich in beständiger Bemühung um die nötigen Dokumente, noch zur Stunde nicht fertig damit. Dieser Kampf mit allerlei Formalitäten wäre mir lästig, wenn nicht der Preis ein so schöner wäre, und wie ich hoffe und fest glaube, ein für den Rest meines Lebens sehr beglückender. Marie, meine liebe Braut, ist eine tiefsinnige und bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Gott erhalte sie mir lange.

Ich habe noch manches hier zu besorgen, doch in der nächsten Woche, um den 12. September herum, reise ich ab, um etwa acht Tage bei Euch geliebten Freunden in Stuttgart zu bleiben und dort mit Cotta einiges über Geschäfte ins reine zu bringen. Dann eile ich nach Frankfurt und binde mich fürs Leben — an das Glück.

Übermorgen erhalte ich wahrscheinlich ein Zeugnis von der ungarischen Hofkanzlei, daß meiner Verheiratung in Frankfurt nichts im Wege stehe. Dies ist das wichtigste der erforderlichen Papiere. Lieb ist mir's, daß bei dieser Gelegenheit meine ungarische Vaterlandschaft wieder geltend gemacht und urkundlich ausgesprochen wird. Nach Angabe meines Rechtsanwalts, eines tüchtigen jungen Juristen, wäre die Erlangung des Frankfurter Bürgerrechts für mich nur mit Verlust meines heimatlichen Staatsbürgerrechts möglich. Ein Verzicht, zu dem ich ohne ganz erhebliche Gründe mich nicht entschließen würde. Ich habe darum an meinen künftigen Schwager Dr. Behrends geschrieben, er möge nach dieser Richtung hin nichts Definitives veranlassen. Mitten in meinen Heiratsbetreibungen hat mich die poetische Stimmung überrascht. Eine

neue und wohl gelungene Don Juan-Scene ist in diesen Tagen entstanden. Seltsam, daß ich in meiner gegenwärtigen Stimmung, die ganz auf treue Begründung eines in sich selbst zufriedenen Bundes gerichtet ist, an Don Juan arbeiten konnte. Gewiß wirkte der Kontrast.

Die Frankfurter Behörden haben außerdem den Todesschein meines Vaters und meiner Mutter verlangt. Der erstere ist vor etwa 36 Jahren in Ungarn gestorben; die Eintreibung des Certifikats darüber wäre so weitläuftig, wie die Wege über die ungarischen Haiden nach dem Todesorte meines seligen Vaters. Zum Glück fand sich unter meinen alten Papieren ein Schulzeugnis aus meiner Gymnasialzeit, worin mein Stiefvater mit Namen angeführt ist. Daraus ergiebt sich wohl mit Evidenz, daß meine Mutter zum zweitenmal vermählt, mithin früher Witwe gewesen war. Den Todesschein der letzteren hab' ich in der Pfarrkanzlei einer hiesigen Vorstadt aufgetrieben. Mein eigener Taufschein fand sich glücklicherweise ebenfalls unter den vergilbten Blättern, ebenso mein Adelsdiplom, welches alles der hohen Hofkanzlei des Königreichs Ungarn unterbreitet werde mußte. Meine Schwester samt Mann und Kindern ist wohl. Sie grüßen herzlich. Ich freue mich auf unser Wiedersehen, liebe Emilie. Mit schönsten Grüßen ans ganze liebe Haus.

Ihr Niembsch.

Lenaus Erkranken

1844.

Aufzeichnungen von Emilie von Reinbeck.

Den ersten April 1844 kam unser alljähriger lieber Frühlingsgast bei uns an, in guter Gesundheit und heitrer Stimmung.

Seine Besuche brachten seit einer Reihe von Jahren ein erfrischendes geistiges Element ins Haus und gehörten zu unsern besten Lebensfreuden.

Er erzählte uns, daß er diesmal Urlaub auf drei Jahre genommen und große Reisepläne habe, fürs erste aber eine Zeitlang ruhig hier bleiben und die neue Ausgabe seiner Gedichte und des „Savonarola" leiten wollte.

Später sprach er von seiner Absicht, ein Seebad zu gebrauchen, als aber der Arzt eine Luftveränderung für meine Gesundheit für nötig erachtete und dazu Lichtenthal bei Baden vorschlug, kündigte er mir auf die freundlichste Weise seinen Entschluß an, uns dahin zu begleiten und mit allen Kräften zu meiner Genesung und Erheiterung beizutragen.

Meine liebe Schwester Charlotte beschloß darauf, ebenfalls mit ihrer kleinen Tochter sich uns anzuschließen, und wir versprachen uns frohe, genußreiche Tage. Indessen blieb Niembsch bis Ende Juni, mit Ausnahme von acht Tagen, die er im Mai in Heidelberg zubrachte, bei uns, malte mit lebendigen Farben unser ländliches Zusammenleben und Lichtenthal aus, wo er viel arbeiten, uns mit Vorlesen und Violinspielen erfreuen, auf allen Spaziergängen mir Führer und Stütze sein, sich von der Gesellschaft aber durchaus zurückhalten wollte. Er sehne sich ungemein nach völliger Stille und Ruhe. Daneben beschäftigte er sich aber doch auch wieder mit weiteren Reiseplänen von Baden aus und äußerte besonders großes Verlangen, das Meer wiederzusehen.

Gegen Ende Juni reiste er vier Tage vor uns hier ab, um,

wie er ſagte, das vorausbeſtellte Quartier für uns und ihn ſelbſt einrichten zu helfen und uns dann zu empfangen.

Als wir zur beſtimmten Zeit in Lichtenthal ankamen, überraſchte es uns, ihn nicht zu treffen und zu hören, daß er noch gar nicht da geweſen ſei. Den andern Tag, nachdem wir vollkommen eingerichtet waren und uns ſein Zimmer hatten zeigen laſſen, welches parterre, zwar ganz komfortabel eingerichtet, aber neben dem Hauseingang unruhig gelegen, neutapeziert und angeſtrichen war und noch etwas nach der Ölfarbe roch, machten wir abends einen Spaziergang nach Baden zu, wo wir bald unſern verlornen Freund begegneten.

Er kam im Fiaker von Baden her gefahren. Wir hatten große Freude, kehrten ſogleich mit ihm um, und er ließ ſein Gepäck in ſein Zimmer bringen.

Er war verſtimmt, einſilbig und geſtand bald, daß es ihm in Baden beſſer gefalle und er dort ein viel angenehmeres Zimmer bewohnt habe; meinte auch, daß er jetzt lang genug in unſerem Haus in asketiſcher Ruhe gelebt, ſich nun wieder der Welt erfreuen wolle. Wir erwiderten darauf, daß er ſich durchaus nicht für an uns gebunden halten dürfe, ſich ganz nach Neigung und Laune einrichten möge, wie und wo er wolle, wir würden ihn zwar ſchwer entbehren, aber doch lieber auf die gehoffte Freude verzichten, als ein Opfer annehmen, das ihm ſauer würde, wodurch wir ja doch keinen Gewinn hätten.

Er machte zuerſt den Vorſchlag, in Lichtenthal eine beſſere Wohnung zu ſuchen, ging in einige ſchön gelegene Häuſer, ſich ein Quartier anzuſehen, da er es aber ſogleich haben und keinen Tag länger warten wollte, war natürlich nichts zu machen, und er zog den andern Morgen ſchon wieder nach Baden mit dem Verſprechen, uns recht oft zu beſuchen.

Dort hatte er an Auerbach, Lewald, Panowka und einem renommierten Charlatan Dr. F. enthuſiaſtiſche Bewunderer gefunden, die ſich ſeiner ganz bemächtigten, ihn oft noch lang nach Mitternacht belagert hielten; vor allem aber fand er ſich mächtig angezogen von einem Fräulein Marie Behrends, die mit einer Tante und Couſine an der Mittagstafel ihm gegenüber ſaß. Zu uns kam er alle

paar Tage einmal, meist im Fiaker, den er auf sich warten ließ und deshalb nie länger als eine viertel, höchstens eine halbe Stunde blieb, seine Cigarre rauchte, übrigens immer zerstreut und verstimmt war; ja sein Benehmen gegen uns war so auffallend unfreundlich, mürrisch und verschlossen, daß es fremden Menschen auffiel und uns besonders nach seiner so kurz vorher geäußerten besorgten Teilnahme, und da er gerade über zehn Wochen lang die herzlichste Gastfreundschaft in unserem Haus erfahren hatte, schmerzlich verletzen mußte.

Wir erfuhren von seiner Liebe, von der bereits festgesetzten Reise nach Frankfurt, wo er bei der Mutter um das Mädchen anhalten wollte, durch Fremde, die es als allgemeines Badgespräch gehört hatten, bekamen das Mädchen auch nie zu sehen. Reinbeck fand endlich nötig, ihn über sein höchst unartiges Benehmen gegen uns zur Rede zu stellen, wo er zuerst die Schuld auf uns schieben wollte, dann aber sich damit entschuldigte, daß er als ein Verliebter nicht zurechnungsfähig sei, und auf die freundliche Warnung: er möchte sich doch nicht von einer Leidenschaft überrumpeln lassen, erwiderte, er sei ja kein Kind mehr und habe schon öfter dergleichen Dinge erlebt.

Er hatte uns in dieser Zeit einigemal geklagt, daß er fast beständig Kopfschmerz habe, was ihm ein ganz neues unleidliches Gefühl sei, und bemerkte dabei, der Dr. F. habe ihn, um es zu vertreiben, magnetisiert, worauf es aber durchaus nicht besser geworden sei. Ich bat ihn dringend, dies doch ja nicht wieder zu thun, und war sehr besorgt darüber, denn wir wurden öfters von unbefangenen teilnehmenden Menschen aufgefordert, unsern Freund vor diesem Abenteurer zu warnen, der durch seinen öftern Mißbrauch des Magnetisierens schon an zwei verschiedenen Orten längere Zeit unter polizeilicher Aufsicht gestanden hatte. Wir sagten ihm dies alles, — umsonst!— Er war so eingenommen für diesen Menschen, daß er eine kleine Reise durch den Schwarzwald allein mit ihm machte, von welcher er sehr befriedigt zurückkehrte.

Er hatte in Rippoldsau die Verwandte der Frl. Behrends besucht, die mit ihr in Baden war, seine Neigung sehr begünstigte und ihn in seinem Vorsatz, gleich nach Frankfurt zu reisen, bestärkte.

Zurückgekehrt nach Baden, kam er eines Abends nach Lichtenthal und verkündigte uns seine auf den andern Tag festgesetzte Abreise nach Frankfurt, die uns als eine offenbare Übereilung sehr besorgt für ihn machte.

Noch wenige Wochen vorher und öfters hatte er uns erklärt, daß er aus verschiedenen Gründen nie heiraten würde, auch keine Frau brauchen könne, die ihm nicht wenigstens eine jährliche Einnahme von 4000 fl. mitbrächte. Und nun — stand er vor der ganzen großen Badewelt als glücklicher Freiwerber und quasi Bräutigam, ehe er den nächsten Freunden ein Wort davon gesagt!!

Indes war sein Entschluß so fest, seine Stimmung so gereizt, daß wir uns keine Einwendung, nur einige bescheidene Fragen über Vermögensverhältnisse, Zukunftspläne u. s. w. erlaubten. Er antwortete darauf: daß er aus guter Quelle erfahren, Frl. Behrends habe Vermögen, sich übrigens in dieser Sache so sichtbar von Gott geführt und zu seinem Glück geleitet sehe, daß er auch die Kraft in sich fühle, selbst ohne diese materielle Hilfe seinen eigenen Herd zu gründen und durch geistige Thätigkeit seine Zukunft zu sichern. Er verspüre schon jetzt eine besondere Lust und Freudigkeit zur Arbeit anrücken, wie sie nie dagewesen sei, und in dem Glück der Ruhe und Häuslichkeit sich erst noch recht entwickeln werde. Er sei seines bisherigen unstäten zwecklosen Lebens längst überdrüssig, und seine Sehnsucht nach Weib und Kind sei oft über alle Beschreibung groß und dringend. Ich konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es jedenfalls gut für ihn sein möchte, wenn sein Herz, das der Egoismus in neuester Zeit etwas erkältet habe, sich für ein anderes erwärme, und er auch im Glücklichmachen sein eignes Glück finden lerne. Er gab mir darin vollkommen recht, behauptete sogar, denselben Gedanken gehabt zu haben, und trennte sich von uns mit erleichtertem Gemüt und der erneuten Überzeugung, daß wir als wahrhafte Freunde für sein wahres Wohl besorgt in treuer Teilnahme an ihm festhielten trotz seiner wunderlichen Sprünge.

Nach acht Tagen kam er zurück von Frankfurt, und wir begegneten ihm zufällig in Baden. Er war trüb und schweigsam,

ſo daß mir ſcheinen wollte, er ſei mit dem Reſultat ſeiner Reiſe nicht ſehr zufrieden. Indes erzählte er uns tags darauf, daß er mit ſeiner Bewerbung die beſte Aufnahme gefunden und ziemlich im reinen ſei, bei dieſer Gelegenheit aber erfahren habe, das Vermögen der Frl. Behrends beſtehe nur aus etwa 6000 fl., weshalb ihm vor allem obliege, für ein ſicheres Einkommen zu ſorgen, das beſcheidnen Anſprüchen genüge. Er wolle zu dieſem Zweck ſogleich nach Stuttgart abreiſen, um mit Cotta ein Übereinkommen zu treffen, wonach ihm dieſer ein Kapital von 20,000 fl. für ſeine bis jetzt gedruckten Werke zahlen ſolle, von welchem dann die Zinſen nebſt denen vom Kapital der Braut doch eine feſte jährliche Einnahme bilden würden, die ſein Fleiß gewiß bedeutend vermehren werde. Übrigens ſei die Familie Behrends ſehr reich und ſei wohl mit der Zeit auch Zuwachs des Vermögens zu erwarten.

Als wir dann einige Tage nach ihm in Stuttgart anlangten, empfing er uns mit dem herzlichſten Jubel über die vorteilhafte Feſtſtellung ſeines Kontraktes mit Cotta, der an ſeiner Verbindung den aufrichtigſten Anteil genommen und ſich zu jeder Erleichterung ſeiner Lage für die Zukunft bereit gezeigt habe. —

Er hatte Cotta nicht hier gefunden und war ihm auf ſein Gut 15 Stunden weit nachgereiſt, und nun eilte er wieder nach Frankfurt, feierte dort ſeine Verlobung, die er mir in einem äußerſt heitern, glücklichen Brief meldete, kam nach acht Tagen hierher zurück, um nun nach Wien zu eilen und die Anſtalten zur Heirat zu treffen, die er ſpäteſtens in fünf Wochen zu feiern gedachte.

Voll frohen Mutes, voll Lob und Liebe für die Braut und ihre Familie, feſt entſchloſſen die erſten Wochen ſeiner Ehe in Baden mit ihr allein zu ſein, dann fürs erſte nach Frankfurt zu ziehen, ſpäter aber wahrſcheinlich Stuttgart zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, da er vor einigen Jahren auf keinen Fall *nach Wien könne und wolle*, ſo verließ er uns Anfang Auguſt mit der freudigſten Zuverſicht auf ſeine Zukunft. Als er von Frankfurt hierher kam, frug er alle Tage: ob noch keine Anzeige von ſeiner Verlobung in der Zeitung ſtünde, und als ich ihn einigemal er-

innerte, ob er auch dies wichtige Ereignis nach Wien berichtet habe? und bat, er möchte doch nicht damit zögern, daß die Seinigen nicht durch die Zeitung die erste Nachricht davon erhielten, gab er mir keine Antwort, murmelte nur vor sich hin: „Sie müssen's sich schon gefallen lassen.“ — Aber er zeigte deutlich in seiner großen Hast und Eile, die Verbindung mit Marie abzuschließen, daß er jeder Einwendung und Störung seines Planes damit begegnen wolle. Was wir indessen von der Braut hörten, war insofern beruhigend, als ihr Charakter und Gemüt allgemein sehr gelobt wurden, und ihre Vermögensumstände durch die nahe Aussicht auf eine reiche Erbschaft sich wenigstens für die Zukunft vorteilhaft herausstellten.

Es kam also vorzüglich darauf an, daß seine Neigung tief genug war, um bei etwaigen Schwierigkeiten unerschütterlich zu bleiben, und eine tüchtige Probe bestehen konnte; denn zurücktreten konnte er nicht mehr.

Den 20. September kam Niembsch aus Wien zu uns zurück, beabsichtigte 8—14 Tage hier zu bleiben und dann in Frankfurt seine Hochzeit zu halten.

Seine Reise war ihm von düstrer Vorbedeutung gewesen. Lebensgefahr, Aufenthalt und Anstrengung auf der Donau, dann schlechte Gesellschaft auf dem Eilwagen.

Er kam sehr angegriffen, mit starkem Schnupfen, klagte, daß er viel an Schlaflosigkeit und Nachtschweiß gelitten, und gestand uns bald, daß seine Wiener Freunde, Schwager und Schwester, keine Freude an seiner Heirat hätten und seinen Entschluß für eine Übereilung hielten.

Ihre Einwendungen hätten ihm Mut und Stimmung getrübt, Sorgen in ihm erweckt. Sein Schwager habe ein ganzes Heft voll geschrieben und gerechnet, um ihm zu beweisen, wie nachteilig sein Kontrakt mit Cotta für ihn sei, und daß seine Einnahme nicht ausreichen werde zu einem anständigen häuslichen Leben.

Er suchte nun fürs erste, seinen Kontrakt mit Cotta so zu stellen, daß dieser ihm das Kapital von 20,000 fl. zu 5 Prozent verzinse, um eine feste jährliche Einnahme zu haben. Cotta

konnte sich nicht sogleich entschließen, den Vorschlag anzunehmen, und bat Niembsch, die Rückkehr seines ersten Geschäftsführers abzuwarten.

Das machte ihn ungeduldig, verstimmt.

Die Erwartung eines Briefes von der Braut, der länger ausblieb, als er nach seiner Berechnung hätte eintreffen sollen, trug auch zu dieser Aufregung bei, die jedoch auf den Empfang dieses Briefes in eine heitre Stimmung überging.

Den andern Tag kam ein Brief aus Wien, der gewaltigen Sturm erregte. Er rannte stumm, weinend und händeringend in meinem Zimmer auf und nieder und brach endlich in die Worte aus: „Ich kann nicht, kann nicht heiraten!“ — Die Sophie schreibt, daß die Gräfin Charlotte die Hände über dem Kopf zusammen geschlagen habe und ihn beschwören lasse, die Verbindung nicht zu schließen ohne die Sicherheit eines jährlichen Einkommens von allerwenigstens 2500 Gulden, sie hätten zusammen alles aufs genaueste berechnet, und die Verwandten der Braut müßten durchaus das Fehlende zu dieser Summe zuschießen. Er war untröstlich. Ich suchte ihn zu beruhigen, ihm Mut und Vertrauen einzuflößen durch Beispiele seiner hiesigen litterarischen Freunde, die mit weit weniger oder zum Teil ganz ohne Kapitalvermögen und Besoldung ein glückliches, häusliches Leben führen, und erinnerte ihn an seine kurz zuvor mit so freudiger Zuversicht ausgesprochenen Worte: wie die Arbeit ihm jetzt erst ein Genuß und eine Lust sein werde, wie ihm diese Aussichten vollkommen genügen und er in die Verbindung mit seiner Marie die letzte Hoffnung auf irgend ein Lebensglück und eine Befriedigung seiner Sehnsucht nach Ruhe setze. Darauf wurde er auch bald wieder heitrer und beschäftigte sich mit freundlichen Bildern und Plänen für die Zukunft.

Am Sonntag den 29. September, wie er eine Weile, stumm, finster brütend am Frühstück gesessen hatte, brach er in einen heftigen Affekt aus mit Klagen und Thränen. Als er sich auf unsern herzlichen Zuspruch wieder gefaßt hatte, bemerkte er eine Spannung auf der rechten Seite des Gesichts. Es äußerte die Besorgnis, es werde ihn doch nicht gar der Schlag gerührt haben, und schalt

seine all zu große Reizbarkeit. Wir wollten den Arzt rufen lassen, wogegen er sich aber aufs bestimmteste wehrte.

Am Mittagessen beim Vater unten scherzte er darüber, aß mit Appetit, und abends, wo es heftig stürmte, ging er aus ohne unser Wissen. Als er nach Haus kam, zeigten wir ihm unsere Besorgnis darüber und ermahnten ihn zu größerer Schonung seiner Gesundheit. Da er in der Nacht auch wieder durch starken Schweiß inkomodiert war, überhaupt immer über Mangel an Schlaf klagte, schickte ihm der liebe Vater seinen trefflichen Arzt Schelling, der ihm Zugpflästerchen hinters Ohr und eine nervenberuhigende Arznei verordnete. Abends las er uns etwas Komisches vor, wobei er viel und recht von Herzen lachte. Dann beschrieb er uns auch ein Landhaus in Mödling bei Wien (die Klause genannt) mit vieler Vorliebe und Ausführlichkeit und bezeigte große Lust, es anzukaufen, da er es um billigen Preis bekommen könne.

Am folgenden Tag fing ihn der Gedanke, es habe ihn der Schlag getroffen, an zu quälen, obgleich Schelling ihn versicherte, daß dergleichen momentane Nervenaffektionen und Lähmungen häufig vorkommen und ohne alle Folgen vorüber gehen, wie er auch durchaus nicht davon entstellt war; da er aber, wenn er lachte oder gewisse schwere Worte aussprach, sich geniert fühlte und seine Züge dann auf der einen Seite starr, auf der andern bewegt, also ungleich anzusehen waren, wuchs die Vorstellung davon immer mehr zu einem grausigen Gespenst an.

Diese zwei Dämone, Sorge fürs Auskommen und Mißtrauen in seine Gesundheit und Heiratsfähigkeit verdüsterten all seine Gedanken. Er rechnete den ganzen Tag, was er brauchte, und was er etwa einzunehmen habe, ich mußte ihm auch wiederholt vorrechnen, was unsere Ausgaben jährlich betragen, alle einzelnen Lebensbedürfnisse anschlagen.

Er sprach davon, seine Verbindung mit der Braut aufgeben zu müssen, gab vor, seinen Freunden in Wien diese Rücksicht schuldig zu sein u. s. w. Wir bemerkten ihm, daß dies nicht so eilig geschehen könne, die Heirat seines krankhaften Zustandes wegen jedenfalls verschoben werden müsse, weitere Beschlüsse jetzt aber

nicht zu faſſen ſeien; er möchte auch an die Verantwortlichkeit gegen die Braut und die Folgen ſeines Wortbruchs denken. Das leuchtete ihm ein, denn Frau Behrends hatte ihm aufs gewiſſenhafteſte die Vermögensumſtände ihrer Tochter angegeben und ihn gebeten, ſeinen Entſchluß reiflicher zu erwägen, lieber noch etwas zu warten, ſich zu prüfen und, wenn ſeine Liebe ſich bewähre, ſeine Angelegenheit erſt zu ordnen; er aber drang mit Ungeſtüm auf das entſcheidende Wort und glaubte, als er es hatte und der innigſten Gegenliebe des Mädchens gewiß war, ſein Glück für alle Zeit geſichert.

Wie hatte ſich dies alles nun in wenig Wochen verändert!

Er ſchrieb nicht mehr an die Braut, ſondern übertrug mir dies Geſchäft, behauptend, es greife ihn zu ſehr an, dagegen ſchrieb er faſt täglich nach Wien, und die Briefe, die er von dort erhielt, wurden mit der höchſten Ungeduld erwartet, den Poſtboten, der ſie brachte, ein Geldgeſchenk dafür gegeben, und ſie hatten immer den nachteiligſten Einfluß auf ſeine Stimmung.

Er weinte oft ſo heiße bittre Thränen, daß mir ob ſeinem Jammer das Herz ganz ſchwer wurde. Mitunter beſchäftigten ihn auch wieder verſchiedentliche Zukunftspläne und ſchöne heitre Bilder ſeines häuslichen Lebens.

Den 4. Oktober abends kam unſere liebe Mariette mit ihren Kindern. Niembſch hatte ſich auf ihre Ankunft gefreut, und ſie war wehmütig überraſcht von ſeiner Weichheit und ungewöhnlich tiefen Rührung bei ihrem Wiederſehen.

Den 5. Oktober. Unſeres teuern Vaters 80. Geburtstag, den wir dankbar froh zu feiern gehofft, durch die tiefſte Verſtimmung des Freundes ſehr getrübt. Darauf kamen einige etwas ruhigere Tage, eine Spazierfahrt, mit Herrn von Porbeck ſogar ein Ausgang.

Dazwiſchen düſtere Stunden. Ein Verlangen fortzureiſen nach Iſchl, Frankfurt, Baden, in den Schwarzwald, dann wollte er wieder ganz und für *immer* hier bleiben.

Den 11. Reinbecks 78. Geburtstag, noch melancholiſcher verlebt als der vom Vater. Nachmittags kam eine große Kiſte mit Büchern für Niembſch aus Wien, die er mit Ungeduld erwartet hatte und gleich in ſein Zimmer bringen ließ.

Abends kamen Briefe von der Braut an ihn und mich. Wie ich mit dem meinen in sein Zimmer trat, fand ich ihn weinend, düster, in sich gekehrt. Bald konnte ich den Grund dieser erhöhten Verstimmung erraten und bemerkte ihm: „Wenn die Marie ihre Teilnahme und Besorgnisse nicht lebhaft genug gegen Sie ausgesprochen hat, so lesen Sie hier den Brief an mich, wo sie ihren Schmerz unverhüllt zeigt. Es ist ja nur Schonung, wenn das arme Mädchen dem geliebten Bräutigam dies Gefühl zu verbergen sucht.“ Das war ihm sehr wohlthuend und erheiterte ihn sichtbar. Er sagte beim Abendessen zu Reinbeck: „Alter, dieser Brief an die Emilie war Balsam für mich und warf doch noch einen Lichtstrahl auf deinen Geburtstag. Ja, meine Marie ist ein edles vortreffliches Wesen, und daß ihr so freundlich gegen sie gesinnt seid, thut mir gar wohl, ich werde eine gute Nacht darauf haben.“ Sie war auch ziemlich ruhig, nur daß er lang mit der Bücherkiste rumorte.

Morgens den 12. Brief aus Wien, den er am Nachmittag beantwortete, worauf er sehr matt und angegriffen war, auch wieder viel weinte, meinen Zuspruch aber freundlich annahm und mich überhaupt gern um sich hatte, weil meine Nähe wohlthätig beruhigend auf ihn wirke, wogegen Reinbecks Gegenwart seinen Nervengeist störend aufrege.

In der Nacht auf den 13. Oktober erstes Delirium.

Die Leute des Vaters, die gerade unter Lenaus Zimmer schliefen, machten eine schreckliche Beschreibung von dem unausgesetzten Rumor, den er gemacht mit Laufen und Herumwerfen der Möbel, Bücher u. s. w. Er erzählte mir am Morgen, daß er in einem furchtbaren Zustand der Verzweiflung gewesen, mit Selbstmordsgedanken umgegangen sei, und endlich eine Menge Papiere zerrissen und verbrannt habe. Er hatte diese, wie es schien, meist aus der Kiste genommen, aus versiegelten und überschriebenen Umschlägen, die halb zerrissen im Zimmer umher lagen, das in größter Unordnung war, die Waschschüssel zersprengt, unzählige abgebrannte Zündhölzer u. s. w. Er schauderte oft zusammen bei der Erinnerung an diese Nacht, fing aber an, eine Schilderung davon niederzuschreiben, wobei er sehr aufgeregt war, mich versicherte, es würde

mir ohnmächtig, wenn er mir's erzählte, erst in einigen Jahren könne er mir vielleicht die Geschichte dieser Nacht ganz mitteilen. Eine Probe davon müsse er mir indes doch geben. Und er las mir einige Seiten vor. Das war furchtbar! Ich fing an zu zittern, bat ihn einzuhalten, die Papiere zu vernichten. Später teilte er auch dem Arzt einiges davon mit, und dieser bestand auf der Vernichtung des schauerlichen Dokuments, was auch geschah. Er äußerte große Angst vor der Wiederholung dieses Zustandes, worauf ihn Schelling mit der Bemerkung tröstete, es könne dies eine Krisis gewesen sein, nach der sich die Krankheit breche, und vielleicht in wenigen Tagen Genesung eintreten. Er müsse sich nur recht ruhig verhalten und jede Aufregung vermeiden. Das gab ihm wieder Mut und Hoffnung, und er war bei Tisch beim Vater unten in ziemlich heitrer Stimmung. Nach Tisch verlangte er einen Wagen zum Spazierenfahren, wobei ich ihn begleiten mußte. Da war ihm aber alles ärgerlich, der Weg, den wir fuhren, der Kutscher, ich, er sprach seinen Unmut in heftigen Worten aus, drohte den Kutscher zu prügeln, und ich dankte Gott, als ich ihn nur wieder zu Haus hatte. Den Abend war er sehr liebenswürdig für unsere Unterhaltung besorgt und las uns aus Heines neu erschienenen und seinen eigenen Gedichten gar schön vor. Die Nacht auf den 14. ziemlich ruhig. Vormittags aber brachte ein Brief aus Wien wieder neue Aufregung.

Er zeigte mir den Aufriß einer Wohnung, die ihm zur Miete angetragen werde, und sagte, daß er entschlossen sei, diese sogleich zu mieten.

Da er vorher öfter an der Möglichkeit seiner Heirat zweifelte, dann wieder beschloß, in Frankfurt oder Baden zu wohnen, das Landhaus in Mödling zu kaufen, hier sich nach Wohnungen in unserer Nähe angelegentlich erkundigte, bemerkte ich, er möchte doch mit dem Quartiermieten nicht so eilen, erst seine Gesundheit herstellen, und sich dann vor allen Dingen auch mit der Braut darüber besprechen, die noch immer der Meinung war, daß sie in Frankfurt blieben. Darauf gab er mir eine ärgerliche Antwort und ging in sein Zimmer, kam aber bald wieder zu mir herüber und sprach gar liebe herzliche Worte der Entschuldigung.

Beim Thee war er ganz liebenswürdig, erzählte von seinen Gebirgsreisen, von Steiermark und las mehrere seiner Gedichte vor, auch einen Brief von der Braut, der den Abend angekommen war und ihm große Freude machte. Er ergoß sich mit Begeisterung in ihrem Lob und sprach mit Zuversicht von dem Glück, das er in dieser Verbindung finden werde.

Zuletzt erwähnte er noch flüchtig, daß er in einem Briefe nach Wien Auftrag gegeben habe, das Quartier sogleich zu mieten. Ich antwortete ihm darauf nur mit einem stummen, leisen Kopfschütteln, worüber er mich aber sogleich zur Rede stellte; da ich meine frühere Äußerung mit schonenden, liebevollen Worten wiederholte, ging er dem Anschein nach ruhig zu Bette.

In der Nacht auf den 16. wurden wir gegen zwei Uhr durch einen furchtbaren Lärm an unserer von außen verschlossenen Thüre geweckt. Er drang mit Gewalt herein; ließ mir keine Zeit, nur Strümpfe anzuziehen, packte mich fest am Arm und nötigte mich, zu ihm aufs Sofa zu sitzen, wo er dann anfing mit ganz verstörten Zügen und entstellter Stimme: „Ich weiß, Ihr habt mich verklagt beim Kriminalamt als Mörder, daß ich festgenommen und gerichtet werde. Ihr habt mein Geheimnis durchschaut, kennt jetzt mein Verhältnis zu dieser Frau, so mögt Ihr auch alles wissen und meine Rechtfertigung anhören. Sie schrieb nämlich in einem ihrer Briefe, wenn ich einmal einen ganz heitern Brief von ihr erhielte, sei dies ein ganz sicheres Zeichen, daß ihr Tod ganz nahe. Dann kam ein solcher heitrer Brief, und dann kam nach dem gewohnten Zeitraum keiner. Ich mußte glauben, sie sei tot, man werde mich für ihren Mörder halten. Sie schrieb auch, wenn ich sterbe, würde sie sogleich Gift nehmen, welches sie schon bereit hätte, und nun erhielt ich wieder einen Brief von ihr, einen ganz gleichgiltigen.“ Reinbeck kam indessen auch herein und Niembsch rief ihm gleich entgegen: „Ich bin verurteilt worden, Ihr habt mich beim Kriminalamt als Mörder verklagt“, u. s. w. — Wir entgegneten ihm mit der innigsten Teilnahme: wie er doch so etwas von uns denken könne! Er möchte sich doch nur beruhigen und besinnen, es sei ja dies alles nur ein böser Traum

gewesen. Da sah er uns ganz bestürzt an, kam ganz zu sich, fiel uns um den Hals, weinte, sprach mit Schauder das Wort „Wahnsinn“ aus und ließ sich dann in sein Zimmer führen, wo er sich nach und nach beruhigte, eine Tasse Baldrian-Thee trank und sich ebenso bereitwillig Senfteig von mir auf die Waden legen ließ. Er hatte sich zwar ins Bett gelegt, konnte aber nicht mehr schlafen, und ich mußte bei ihm bleiben.

Er hatte mir vieles zu sagen über sein Verhältnis zu jener Frau, und so verschlossen er bisher über diesen Gegenstand gewesen, so sehr schien es ihm nun Bedürfnis zu sein, sich darüber auszusprechen, und mit dem Vertrauen bewährter Freundschaft schüttete er da sein Herz vor mir aus. Er sprach durchaus zusammenhängend und mit der gewohnten Klarheit, so daß ich unmöglich an seinem vollkommen hellen Bewußtsein zweifeln konnte, und diese Mitteilungen erleichterten ihn sichtbar, wenigstens war die Angst und Schwermut von ihm gewichen. Zum Frühstück kam er zu uns herüber, war aber etwas aufgeregt, hastig und sagte, nachdem er mit Appetit gefrühstückt, „er müsse nun auch einmal wieder seine Violine vornehmen,“ die in der letzten Zeit ganz geruht hatte, ging in sein Zimmer und fing an zu spielen. Erst ein Adagio, voll Ausdruck, vortrefflich wie immer, dann kam es an die Ländler und Ungarischen, da wurde er immer aufgeregter, fing an zu tanzen, kam tanzend und springend zu mir herüber und versicherte mich, die Geige habe ihn vollkommen gesund gemacht, er fühle sich durchaus frisch, kräftig heiter und genesen. Darauf ging er wieder hinüber, mehrere Briefe zu schreiben, und eh wir's uns versahen, war er die Treppe hinunter zum Haus hinaus. Der Bediente des Vaters eilte ihm nach, und ich ließ seinen Freund Gustav Pfizer (der uns ganz nahe wohnt) bitten, ihm zu folgen. Dieser traf ihn von der Post kommend, wo er ihm gleich erzählte, er habe das Wunder seiner Genesung durch die Geige an Kolb in Augsburg berichtet, daß er es durch die Allgemeine Zeitung bekannt mache. Dann fühlte er sich sehr müde, setzte sich auf der Straße nieder und kam ganz erschöpft nach Haus, so daß er nicht gleich beide Treppen zu steigen vermochte,

bei meinem lieben Vater unten eintrat und ſich da eine Weile auf dem Sofa ausruhte.

Schelling hoffte von ſeiner Ermattung einen ſtärkenden Schlaf, und ich bat ihn, ſich gleich zu Bette zu legen. Er machte mir Vorwürfe, daß ich ihn habe gehen laſſen oder nicht wenigſtens ſelbſt eingeholt hätte, ließ ſich die Fenſterladen zumachen und verlangte dann allein zu ſein. Ich bat ihn, wenn er ausgeſchlafen habe, mir durch die Klingel ein Zeichen zu geben, daß ich nach ihm ſehen könne, und ſeine Zimmerthür wurde indeſſen nicht aus dem Auge gelaſſen.

Er gab kein Zeichen, aber gegen ein Uhr hörte ich ihn ſtöhnen und ſeufzen, öffnete ſeine Thüre, um zu fragen, ob er mit uns oder in ſeinem Zimmer eſſen wolle. Ich fand ihn zerſtört ausſehend, und er ſagte zu mir: „Ich bin noch nicht tot!“ — Worauf ich ihm freundlich zuſprach, alle düſtern Gedanken abzuſchütteln, ſich zu ſammeln, der Freundespflege geduldig hinzugeben, daß er geſunde und wir uns ſeines Glückes freuen können. Er war auf, aber nur halb angezogen, ich leitete ihn zu Bette und brachte ihm ſeine Suppe, die er mit Appetit aß, dann bat er mich, ganz bei ihm zu bleiben und geſtand mir, daß er am Vormittag, kaum ehe ich zu ihm eingetreten ſei, einen Verſuch angeſtellt habe, ſich zu erwürgen! Ich zitterte an allen Gliedern und raffte alles zuſammen, was in ſeinem Zimmer an Raſier-, Federmeſſer u. ſ. w. zu finden war. Den ganzen Nachmittag war er vollkommen klar, ſprach mit Abſcheu von den Delirien, vom Selbſtmord und verſprach mir, um dieſen traurigen Zuſtand los zu werden, jede Anordnung des Arztes pünktlich zu befolgen. Auch war alles, was er mir über Vergangenheit und Zukunft ſagte, im hellſten Zuſammenhang.

Er trug mir auf, jener Frau zu ſchreiben, daß ſie ihn mit ihren Zuſchriften verſchonen möge, ſo lang er noch krank ſei, er habe eine wunderbare Angſt vor all ihren Briefen und ſo ſtarken Widerwillen vor ihren leidenſchaftlichen Äußerungen, daß er mich bitte und beſchwöre, alle, die von nun an für ihn einlaufen, in Empfang zu nehmen und ihm aufzubewahren; ſie ſei durch das viele Leſen franzöſiſcher Romane, die ihre Phantaſie

verdorben, auf Abwege geraten, wolle ihn ganz allein besitzen, niemand andern einen Anteil an seinem Herzen gönnen und habe auch an all seinen Freunden zu mäkeln und zu tadeln; ich möchte ihr doch zureden, daß sie sich fassen und ihre Liebe ihren Kindern zuwenden solle.

Abends kam Herr v. Porbeck und blieb über eine Stunde, mich ablösend, da er außer Pfizer sonst niemand um sich leiden mochte.

Die Unterhaltung mit Porbeck, der ihm angenehm war, hatte ihn ziemlich aufgeregt, und als ich wieder zu ihm kam, fand ich ihn verstimmt unruhig. Er müsse dem Porbeck noch etwas über ihr Gespräch bemerken, ich solle ihn rufen lassen, oder er gehe selbst zu ihm. Ich hatte viel Mühe ihn zu beschwichtigen.

Für die Nacht hatte Schelling Arznei verordnet. Ferdinand (der Diener) und meine Leute wachten, und ich bat Niembsch, zu erlauben, daß immer eines von ihnen in einer Ecke seines Zimmers sich aufhalte, um alle Vorschriften und Winke auf genaueste beachten zu können, weil das Zimmer ohne Verbindung mit einem andern war. Er verbat sich aber aufs nachdrücklichste ihre Gegenwart, und sie lagerten sich nun im Hausflur dicht vor seiner Thüre, um, wenn er etwas begehrte, gleich zur Hand zu sein. Er schlief nicht, sprach die ganze Nacht, war aber doch soweit ruhig, daß er im Bette blieb, Arznei und Thee bereitwillig einnahm und mir am Morgen erzählte, daß er mir zu lieb sich so beherrscht habe.

Nachdem der Arzt nun erklärt hatte, daß er nicht mehr ohne Wächter oder Wärter sein dürfe, war mein lieber Vater so gütig, uns seine Gastzimmer im Parterre für unsern lieben Kranken anzubieten, und meine gute Mariette, die sie gerade mit ihren Kindern besetzt hielt, wurde sofort ausquartiert.

Den 17. früh schickte er den Ferdinand auf die Post, um 2 Plätze, für sich und den als Bedienten engagierten Johann auf dem Eilwagen nach Ulm zu bestellen. Dann wurde ihm das Warten zu lang und sollte augenblicklich ein Fiaker da sein, um der Post voraus nach Eßlingen zu fahren. Der Reisesack wurde gepackt. Wir führten ihn in das untere Zimmer, das ihm sehr wohl gefiel, und meinten, ob er sich nicht lieber darin einrichten und bis zur

völligen Herstellung seiner Gesundheit die Reisegedanken aufgeben wolle. Er aber verlangte fort, lud dem Bedienten Sack und Mantel auf und eilte zur Hausthür hinaus bis zur Kronenstraße. Pfizer, der treue Freund begleitete ihn, und es gelang ihm bald, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er that es gutwillig. Als er seinen Reisesack wieder auspackte, wozu er mit der Schere ein großes Stück heraus schnitt, gab er mir 2 weibliche Daguerrotypbilder mit der Weisung, sie sogleich in den Abtritt zu werfen.

Indes war auch Schelling gekommen, mit dem er ganz vernünftig, aber kurz angebunden sprach. Als ich allein mit ihm war, sagte er mir: er hätte bloß darum fort wollen, weil er uns so viel Mühe mache, das ganze Haus beunruhige. Ich erwiderte ihm darauf alles, was die herzlichste Liebe mir Teilnehmendes und Beruhigendes eingab, und er nahm es freundlich dankend an, blieb den Tag über meist im Bett, zwar immer ohne Schlaf und Ruhe, aber doch auch ohne besondere Aufregung.

In der Nacht auf den 18. wachte mit dem Diener Ferdinand der Chirurg Ullrich, sein Barbier, den er sehr gern leiden mochte, bei ihm unten. Er wollte ihn als Bedienten engagieren, worauf dieser einwarf, daß er militärpflichtig sei, deshalb nicht los könne. Da sagte Niembsch, er wolle mit mir darüber reden, ich thäte ihm alles zu Gefallen, was ich könnte, und ich könne alles, auch vom Militär frei machen. Das war aber eine sehr unruhige Nacht. Vor Tagesanbruch verbrannte er wieder eine Menge Papiere im Nachtstuhl und riß dann bei kalter Morgenluft alle Fenster auf, um den dadurch entstandenen Dampf und übeln Geruch hinaus zu lassen.

Freitag den 18. Oktober Ludwig berufen, der mit Schelling abführende, niederschlagende Pulver verordnete.

Niembsch verlangte wieder herauf in sein altes Zimmer, behauptend, die neuen Umgebungen machten ihn ganz verwirrt und hätten ihm auch die unruhige Nacht bereitet. Oben stöberte er wieder in seinen Papieren und zerriß sehr viele. Darauf legte er sich nieder und sagte: er fühle jetzt seinen Tod herannahen, faltete die Hände und schloß die Augen, dann fiel ihm ein, er wolle noch ein

Teſtament machen, und er ſchrieb ſeinen letzten Willen auf, änderte faſt nach jeder Linie daran, hieß mich unterſchreiben, ſiegeln, zerriß wohl zehnmal, was er geſchrieben hatte und wartete dazwiſchen immer auf den Tod. Endlich wurde ihm die Zeit lang, und er bat mich aufs dringendſte, ihm Gift zu geben, ſeine Qualen abzukürzen. Ich hatte ihm vergebens ſeine Todesgedanken auszureden geſucht, Arznei und Erfriſchungen geboten, er hatte nichts genommen, nur weil er Gift von mir verlangte, und ich ſah, wie ihm eine kleine Stärkung Not that, brachte ich ihm erſt Arznei, dann einen Teller voll kräftiger Suppe, die er mit Begierde aß. Er fragte mich dann: „Wird es bald wirken?“ und ich antwortete: „Es wird wohlthun und auf Ihre Geneſung wirken.“ „Nein, nein, ich m u ß ſterben,“ ſagte er. „Es iſt eine beſonders gütige Fügung Gottes, daß ich durch die Natur gezüchtigt werde und nicht durch das Geſetz, Strafe mußte kommen, ich habe ſie verdient. Ich habe das Sittengeſetz nicht heilig geachtet, das Talent ſtand mir viel höher, und das Sittengeſetz iſt doch das h ö ch ſt e.“ So ging der Nachmittag hin, mit Todeserwartungen, Schmerz und Anklage, oft lehnte er ſein geängſtigt Haupt an meine Schulter und weinte wie ein Kind. Dann brach er wieder aus: „Wie wird die Welt nun mich verurteilen, daß ich ſo ſchwach war; niemand wird mich achten und mein Andenken ehren, in ganz kurzer Zeit bin ich mit allem, was ich geſchrieben habe, vergeſſen!“ Mit blutendem Herzen und der bittern Angſt beſorgter Liebe ſuchte ich ihn zu widerlegen, zu beruhigen, meinte endlich auch, daß es mir gelungen ſei, und da er ſtiller wurde, ſich gegen die Wand kehrte, hoffte ich, der Schlaf werde ſich nun endlich einſtellen.

Ich mußte ihn eine halbe Stunde verlaſſen, die liebevolle Sorge der Meinigen verlangte, daß ich in ihrer teilnehmenden Mitte etwas Ruhe und eine Taſſe Thee genieße, da ich mir in der That jetzt kaum Zeit nahm, hie und da in Eile etwas zu mir zu nehmen, und der Kräfte doch ſehr bedurfte; aber der liebe Gott, der ewig dafür geprieſen ſei! gab mir wunderbare Stärke.

Ich bat ihn nun, da er ſo ruhig war, daß er einem von den Dienſtmädchen erlauben möchte, die Zeit, bis ich wieder komme, in

einem Winkel seines Zimmers bleiben zu dürfen, und wenn er nach mir verlange, mich sogleich rufen zu lassen, da ich nur eine Treppe hinunter zum Vater gehe. Er wies die Gegenwart jedes andern aufs bestimmteste ab und verlangte allein zu sein, um zu schlafen.

Ich beorderte nun die Leute, vor seiner Thüre Wache zu halten und mir gleich anzuzeigen, wenn er unruhig würde. Es dauerte auch keine halbe Stunde, so wurde ich geholt. Er hatte nach mir gerufen, und wie ich zu seinem Bett trat, schauderte ich zusammen vor seinem Anblick, die Augen waren ganz stier vorgequollen, das Weiße mit Blut unterlaufen, sein Sacktuch und Kissen voll Blut! Entsetzt und mit der bittersten Selbstanklage, daß ich ihn einen Augenblick verlassen, frug ich, was geschehen? und er sagte, da ich ihm kein Gift geben wolle, habe er versucht, sich mit seinem Halstuch zu erwürgen!! — Ich ließ sogleich Ludwig berufen, der uns am nächsten wohnt. Niembsch begrüßte ihn mit der flehentlichen Bitte, ihm Gift zu geben. Ludwig beschwichtigte ihn sehr gut, er fragte: „Warum denn?“ Niembsch antwortete, „Um die Todesqualen abzukürzen, weil ich ja doch sterben muß.“ Worauf Ludwig erwiderte: „Wer hat denn gesagt, daß sie sterben müssen? — Sie sind gar nicht so krank und können bald wieder gesund werden, wenn sie sich recht zusammennehmen und gut halten.“ — Nun fiel es dem armen Kranken wie Schuppen von den Augen. „Wie war mir denn? ich dachte, es hätte mir jemand gesagt, ich müsse sterben! war's nicht so?“ — „Nein, gewiß nicht.“ — „Also Maniacus? Herr Staatsrat!“ — Dieser: „Nicht Maniacus, sondern Hypochondriacus!“ das beruhigte ihn, — darauf ein ganz helles Gespräch, und als Ludwig ihn verließ, war er vollkommen klar und ruhig. Später kam der treue Freund Gustav Pfizer, um die Nacht bei ihm zu wachen. Niembsch empfing ihn als einen guten tröstenden Engel, mit herzlicher Liebe, erinnerte ihn an die Zeit ihrer ersten Begegnung, und obgleich mir seine Stimme wieder etwas aufgeregt schien, hoffte ich doch, als ich ihm eine gute Nacht wünschte, daß der Himmel sie ihm schenken würde. Es war noch ein Wächter angestellt, und ich legte mich unsäglich müd zu Bette, konnte aber vor Angst und Sorge um den teuern Freund nicht schlafen.

Gegen 4 Uhr morgens war's so unruhig, daß ich aufstand nachzusehen. Da trat Pfizer in großer Bestürzung aus Niembsch's Zimmer und sagte mir: er müsse den Herrn von Porbeck holen, Niembsch verlange mit solchem Ungestüm nach ihm, daß er selber habe fort wollen und Pfizer ihn nicht anders zufrieden zu stellen wisse, als indem er seinen Willen thue. Er riet mir, nicht zu ihm hinein zu gehen.

Da ich indes bald hörte, wie der Wärter in Not und Angst sich nicht mehr zu helfen wußte mit dem höchst aufgeregten Kranken, glaubte ich, ihm zu Hilfe kommen zu müssen, und trat mit dem sichern Vertrauen, ihm doch unter allen, die in dieser Krankheit thätigen Anteil an ihm nahmen, am unentbehrlichsten zu sein, ihn auch am besten beruhigen zu können, in sein Zimmer. — Diesmal hatte ich mich gewaltig verrechnet, und wäre mir mein gut gemeinter Freundeseifer fast gar übel bekommen. Wütend fiel er über mich her mit geballten Fäusten und dem Ausruf: „Mörderin, Giftmischerin, deine letzte Stunde ist gekommen!" Ich hielt mich schon für verloren und sank halb vernichtet, mit furchtbarem Herzklopfen auf einen Stuhl, der Wärter hielt indes den aufgeregten Kranken fest, der mit Schmähworten sich Luft zu machen suchte und mir wiederholt drohte, mich nicht von der Stelle zu rühren, bis der Richter, nach dem er gesendet, gekommen sei und mein Urteil gesprochen habe.

Endlich kamen Pfizer und Porbeck zu meiner Erlösung!

Nun eilte ich in mein Zimmer, etwas Ruhe zu suchen; denn ich war völlig erschöpft, da kam Porbeck, mir anzuzeigen, daß Niembsch, ganz zerknirscht über sein Betragen, durchaus herüber wolle, mich um Verzeihung zu bitten. Ich ließ ihm sagen, ich hätte mich niedergelegt, er möchte sich beruhigen; das konnte er aber nicht, und auf eine zweite Botschaft ging ich hinüber, wo er mir mit heißen Thränen um den Hals fiel, sich anklagend, mich mit den liebevollsten Worten um Verzeihung bat. Ich tröstete ihn darüber mit der herzlichen Versicherung: daß ich ja wohl wisse, wie nur die Krankheit das thun konnte und er trotz aller böser Träume und Phantasien im Grund seines Herzens mir gut sei und bleiben werde.

Das freute und beruhigte ihn sichtbar, und als ich ihn wieder verlassen hatte, konnte er gegen den Wärter nicht müde werden in meinem Lob. Trug ihm auch auf, wenn er stürbe, als Zeuge aufzutreten, daß Niembsch mir seine Uhr, Bücher u. s. w. vermacht habe nebst seinem Urwald in Amerika, was er mir selbst einigemal im Scherz gesagt hatte.

Die Ärzte kamen früh, es war Samstag den 19., verordneten Aderlaß am Fuß und sprachen ihm zu, wieder hinunter zu ziehen, wozu er sich auch gleich bereit finden ließ.

Das Aderlassen machte ihm Freude, ich mußte auch dabei sein. Der Chirurg versicherte ihn, daß sein Blut ganz schön und gesund sei, aber wie von einem gehetzten Hirsch. Das gefiel ihm sehr, er verglich es dann auch mit einem raschen Gebirgsbach, fühlte sich vollkommen wohl und leicht, wiederholte oft, daß ihm gar nichts fehle, trug mir auf, der Braut und ihrer Mutter diesen Aderlaß genau zu beschreiben, und versicherte, daß er dadurch ganz über seine Heiratsfähigkeit beruhigt worden sei. Dann machte er die heitersten Pläne für seine Zukunft.

„Hier in Stuttgart will ich wohnen mit meiner Marie bei euch im Haus, wir wollen eine Familie mit einander ausmachen, ihr seid so gut gegen mich, so gut gegen sie gesinnt, du mußt auch du zu mir sagen und zu ihr. Wir wollen dann einen auserlesenen Kreis um uns versammeln; einen Abend Musik machen, den andern lese ich euch vor, Pfizers müssen auch dabei sein, es sind treffliche Menschen, in ganz Östreich sind keine zwei so gediegene Männer wie diese Brüder. — So ging's fort, immer sprechend, keine Minute Schlaf. Wie oft mußte ich da die Treppe auf- und absteigen, ihm etwas zu holen, zu besorgen, und doch sollte ich immer bei ihm sein. Einigemal fing er laut an zu lachen, und wenn ich nach einem Grund fragte, war's die Erinnerung an die vergangene Nacht, seinen Ausfall auf mich, und er schmeichelte mir dann wie einem Kind. — Das war aber doch wenigstens ein Tag, wo er sich immer wohl und heiter fühlte.

Die Nacht auf den 20. war sehr unruhig. Er blieb keine halbe Stunde im Bett, wollte immer hinausstürmen, schrie und

ſprach unaufhörlich, oft ſo ergreifend im Ausdruck, daß die Wärter voll Bewunderung zuhörten, obgleich ſie gar wenig davon verſtanden. Die Macht des Geiſtes bewährte ſich noch in dieſem Zuſtand höchſter Aufregung und Verwirrung.

Morgens nach 5 Uhr begehrten die erſchöpften Wächter nach Ruhe, und da er gleich heftig fort tobte, dabei immer nach Herrn von Porbeck verlangte, ſchickte ich zu dieſem und zu Schelling, ſie her zu bitten, und lief ſelbſt zu Ludwig um Rat und Hilfe in meiner Angſt. Indes ſchien er etwas erſchöpft und ließ ſich ohne Widerſtreben vom Bedienten ins Bett bringen. Da verlangte er, allein zu ſein und zu ſchlafen, der Bediente wollte ihn nicht verlaſſen, da verlangte er ein Glas Waſſer, und während dieſes im Nebenzimmer eingeſchenkt wurde, ſprang er mit Blitzesſchnelle aus dem Bette zum Fenſter hinaus, wo er einem Vorübergehenden am Rücken hinabglitt, im nächſten Augenblick aber aufgehalten und hereingebracht wurde.

Schelling, Porbeck, meine Schweſter und ich waren in einem andern Nebenzimmer und mußten das Entſetzliche mit anſehen; wie er an dem naßkalten Morgen im bloßen Hemd mit ſträubendem Haar und furchtbar rollenden blutigen Augen, von den zwei Männern halb getragen, halb geführt wurde, ſich anfangs ſträubte, und wie dann gleich die Schwelle unſeres Hauſes mit neugierigen und teilnehmenden Menſchen beſetzt war.

Wir hatten ſchon tags vorher auf den Wunſch der Ärzte eine Stafette nach Winnenthal geſchickt, Hofrat Zeller, den bekannten trefflichen Seelenarzt und Vorſteher der dortigen Heilanſtalt für Geiſteskranke, her zu bitten, und erwarteten mit großer Spannung des erfahrenen Mannes Rat und Ausſpruch; da wurde uns der Beſcheid, daß Zeller noch nicht von ſeiner Urlaubsreiſe zurück ſei, jedoch täglich erwartet werde, ſein Stellvertreter, der Aſſiſtenzarzt Ellinger aber das Inſtitut nicht verlaſſen dürfe. Der Sonntag blieb ſehr unruhig, doch wollte er mich noch immer um ſich haben und ſprach mitunter gar lieb, zuſammenhängend, klar mit mir. Er zeigte mir ſeinen feſten Entſchluß an, hier zu bleiben, wollte ſich ernſtlich auf das Studium der Medizin verlegen, da er an den

trefflichen Ärzten Ludwig, Schelling und Köstlin so ausgezeichneten Beistand habe. Er fühlte die dringende Notwendigkeit, der Welt noch so viel als möglich nützlich zu sein, und wenn er nur eine neue Idee zum Wohl der Menschheit gefunden habe, sei dies ja ein weit größeres Verdienst als alles, was er schon gedichtet habe und noch weiter dichten könnte. Dann trug er mir auf, diese Männer zu einem wissenschaftlichen Frühstück einzuladen, wo er ihnen einige wichtige Bemerkungen und Fragen vorlegen werde zu gemeinschaftlicher Besprechung.

Auch sprach er viel von seiner Braut, ob sie noch nicht angekommen, und wollte Toilette machen zu ihrem Empfang.

Und das arme unglückliche Mädchen war wirklich gekommen in der Angst ihres Herzens und verlangte zu wissen, wie alles stehe, und es brach ihr das Herz fast, daß sie ihn nicht sehen durfte. Was hätte sie erst gelitten bei diesem Anblick körperlicher und geistiger Zerrüttung!

Am Abend war er äußerst heftig und grob gegen die Ärzte, gegen mich und die Wärter. Er sprach entweder im breitesten östreichischen Volksdialekt oder lateinisch.

Die Nacht auf den Montag (den 21.) war etwas weniger stürmisch als die vergangene, obwohl auch wieder schlaflos und unruhig. Gegen Morgen schien er eine kleine Weile zu schlummern, fing aber dann um so heftiger wieder an zu toben. Weder Arznei noch irgend eine Nahrung nahm er an, seine Stimme war von unaufhörlichem Schreien und Sprechen ganz heiser, kreischend, und er schien nun auch körperlich bis zum Tod erschöpft.

Zeller war nun auch gekommen, fand seine Schwäche bedenklich und meinte: wir sollten erst die Nacht entscheiden lassen, ob der Kranke in die Heilanstalt gebracht werden könne. Nachmittags hielten die drei Ärzte in meinem Zimmer eine Konferenz darüber, und dieser traurige Schritt, vor dem wir erst alle mit Schauder zurückgebebt hatten, wurde einstimmig von ihnen als dringend notwendig erachtet. Doch sollte erst nach dem Verlauf der Nacht die Zeit dafür bestimmt werden.

Ich war heute nicht so viel bei ihm wie gewöhnlich, die

Ärzte hatten mir's verboten, ob aus Sorge für meine Gesundheit, oder ob sie fürchteten, das Reden mit mir rege den Kranken mehr auf, als wenn er nur mit sich selbst oder den Wächtern rede? weiß ich nicht. Es that mir aber weh, denn ich hatte ja doch keine Ruhe und glaubte, zu ihm zu gehören wie eine Mutter zu ihrem Kind.

Gegen Abend hatte er wieder großes Verlangen nach mir gezeigt. Er war auf, und wie ich zu ihm eintrat, fiel er mir um den Hals und begrüßte mich aufs herzlichste. Dann sagte er mir: „Emilie! glaube mir, diese Krankheit war zu meinem Heil, sie hat mich geläutert, und war mir ein reinigendes Seelenbad. Ich habe gekämpft, schwer gekämpft, aber ich habe gesiegt. Alles ist jetzt klar geordnet in meinem Geist. Ich habe einen Gedankenbau aufgerichtet, groß und hoch wie ein Turm und oben auf seiner Spitze, hell strahlend steht das Kreuz! Es ist wahr, ich habe die Albigenser geschrieben und sonst manches gottlose Gedicht, aber, glaube mir, nie, nie hat sich doch mein Herz vom Kreuz abgewendet, ich habe es geliebt in tiefster Seele, immer. Ja, und ich fühle auch jetzt, wie Gott mich liebt, wie er mich an sein Herz zieht, daß ich eins mit ihm werde." — Dann steigerte sich seine Rede in unzusammenhängenden Worten zu höchster Ekstase. Ich bat ihn, sich niederzulegen und auszuruhen, wozu er sich gleich bereit zeigte. Darauf umarmte er mich und sagte mit ganz natürlicher Wärme: „Leb wohl, liebe Emilie. Grüße die Unsern. Nicht wahr, Ihr werdet mich doch noch achten, uud werdet mein Andenken ehren? Ihr war't ja immer so gut gegen mich!" Ich wiederholte ihm aus tiefstem Gemüte die Versicherung unserer treuen Liebe und Verehrung, worauf er mir heiter, beruhigt die Hand drückte und sich auf die Seite legte, um zu schlafen.

Diese Worte fühlte ich wie einen letzten Abschied in meine Seele schneiden mit der schmerzlichsten Schärfe. Es waren auch die letzten, die der geliebte unglückliche Freund zu mir sprach.

Nach einer halben Stunde verfiel er wieder in eine tobende Unruhe, rannte im Zimmer herum, wollte Thür und Fenster einschlagen, zerschlug und zerriß, was er unter die Hände bekommen konnte, so daß die Wärter sich fast nicht mehr zu helfen wußten.

Er schrie nach Hilfe, nach der Polizei, drohte, das Haus anzuzünden, einzureißen, daß kein Stein mehr auf dem andern bleibe, prophezeite einen schrecklichen Feldzug der Östreicher gegen die Schwaben, die ihn auf seiner Reise zur Hochzeit mörderisch angefallen und gefangengenommen hätten, u. s. w.

So ging's die ganze Nacht durch. — Kein Wärter wollte mehr bleiben, alles war erschöpft, niedergeschmettert von diesen schrecklichen Stürmen.

Mit Tagesanbruch sandte ich zu den Ärzten. Er war nicht mehr zu bändigen, packte den Staatsrat Ludwig so heftig an der Brust, daß er ihm das Hemd zerriß, und nun blieb nichts mehr übrig, als dem armen Rasenden eine Zwangsjacke anzulegen und ihn so schnell als möglich nach Winnenthal zu bringen.

Wie er dann in den Wagen gebracht wurde — so im höchsten Aufruhr gegen alles, und wie sehr er auch vorher fort verlangte, nun doch nicht gehen wollte! — Ach das war eine so furchtbare Scene, daß ihr Eindruck, mit all den erschütternden Auftritten, die ich in dieser Zeit erlebte, einen schwarzen Schleier auf den Rest meines Lebens geworfen hat, den nur der Tod wegnehmen kann.

Ein Wundarzt und zwei Wärter setzten sich zu ihm in den Wagen. G. Pfizer, der treue aufopfernde Freund, der uns in diesen Schreckenstagen ein tröstender Engel war, saß beim Kutscher, und so brachten sie den edeln Dichter fort in die Heilanstalt. Es war den 22. Oktober.

Obgleich der namenlose Schmerz mich ganz an Leib und Seele zerschlagen hatte, raffte ich mich doch zusammen, packte die nötigen Effekten für ihn ein und fuhr zwei Stunden später dem armen Freund nach, um selbst alles für ihn abzuliefern, Auskunft zu geben, ihn der besondern Sorgfalt seiner neuen Pfleger zu empfehlen und seinen Aufenthalt kennen zu lernen.

Als ich mich Winnenthal näherte, hatte eben die Sonne den Nebel überwunden und übergoß mit ihrem eigentümlichen Herbstzauber den bunt gefärbten Wald, die frisch grünen Wiesen.

G. Pfizer kam mir entgegen mit teilnehmender Freundlichkeit

und dem Bericht glücklicher Ankunft nach einer ziemlich stürmischen Fahrt. Das waren mir gute Zeichen!

Der Kranke hatte öfters verlangt, in unser Haus zurückgebracht zu werden, auch bei seinem Eintritt in die Heilanstalt erklärt, daß er nicht da bleibe, worauf ihm jedoch Zeller sehr liebreich aber fest erklärte: dies hinge jetzt nicht mehr von ihm ab, er sei hier, um in guter sorgsamer Pflege seine Gesundheit wieder zu erlangen und müsse sich den ärztlichen Anordnungen zu seinem Wohle ganz unterwerfen.

Darauf führte er ihn in seine Zelle, zeigte ihm den Garten und beredte ihn dann, sich niederzulegen und auszuruhen.

Er wurde jetzt in der wohlverwahrten Zelle allein gelassen, und da kam bald, nach langer Zeit der erste ruhige Schlummer über den armen Kranken.

Mir hatte die Heilanstalt mit ihrer Lage und Einrichtung einen tröstlichen Eindruck gemacht. Zellers anerkannte Vortrefflichkeit und sein besonders warmes geistiges Interesse für Niembsch, bürgten mir für die vollkommene Zweckmäßigkeit dieser, durch die äußerste Not gebotenen Maßregel.

Als aber nun der letzte Akt meiner Pflege und thätigen Sorge für den geliebten Freund seinem Ende nahte, ich, ohne ihm noch Lebewohl sagen zu dürfen, den edeln Geist, der, obwohl jetzt umnachtet, sich mir doch immer so innig befreundet zeigte, in fremder Obhut zurücklassen mußte, da glaubte ich, mein Herz müsse brechen unter der Last seines Schmerzes.

G. Pfizer fuhr mit mir nach Haus. Sein männlicher Mut, bei seiner warmen Teilnahme und treuen Freundschaft für Niembsch, hielten mich aufrecht, und flößten mir einige Hoffnung ein für die Zukunft, und zu Haus empfing mich die sorgsame Liebe der Meinigen.

Den 23. hatte ich noch einen schweren Gang zu thun für meinen unglücklichen Freund.

Ich besuchte die Braut, die mit ihrer Mutter, von Angst und Besorgnis hergetrieben, im Gasthof wohnte, wo Reinbeck und

Julie sie schon aufgesucht und ihnen mit Teilnahme und Schonung das nötigste über Niembsch mitgeteilt hatten.

Ich sah sie zum erstenmal — ein tief erschütterndes Bild des schwersten Kummers; sonst aber ganz der Beschreibung entsprechend, die der begeisterte Dichter-Bräutigam uns von ihr gemacht hatte.

Ein gemeinschaftlicher Gram gab unserer Bekanntschaft eine besondere Weihe, und ihr Unglück war ein lauter Ruf an mein Herz, ihr durch liebevolle Teilnahme und Sorge ihre traurige Lage möglichst zu erleichtern und mit meinen besten Kräften dafür zu wirken, daß ihre Rechte in Ehren gehalten würden, wie es schon die Liebe und Achtung für Niembsch mir geboten.

Ich konnte ihr leider wenig Trost für den Augenblick, aber doch nach Zellers Ausspruch gute Hoffnung auf seine Genesung und das Versprechen fleißiger ausführlicher Berichte geben.

Das halte ich auch redlich, und Gott sei Dank, daß ich bis jetzt immer von guten Forschritten in seiner Besserung Nachricht geben konnte.

Indessen kam auch Niembschs Schwager aus Wien, am 28. Oktober, hat dessen Stübchen bei uns eingenommen, seine Papiere kontrolliert, und besucht ihn zuweilen in Winnenthal.

Dieser Besuch hat aber unsern Erwartungen gar wenig entsprochen und schlägt mir Mut und Hoffnung nieder für unseres armen Freundes Zukunft.

Kalt und verschlossen scheint er den Schwager von allen hiesigen Banden der Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit frei machen, in Wien einsperren zu wollen, wo ihn das alte Verderben wieder empfangen würde. Die Braut ignorierte er ganz und zeigt sich durchaus fühllos gegen das unglückliche Mädchen.

Gott wolle sich des armen Kranken erbarmen und seinem umnachteten edeln Geist mit dem Licht auch zugleich die Kraft schenken, den rechten Weg einzuschlagen, der ihm die innere Ruhe und die Achtung der Redlichen sichert!

Unsäglich bitter bleibt nach dem, was wir geopfert, gethan

und gelitten, das verletzende Einschreiten dieser Familienmacht, ohne Gemüt, ohne Schonung und Rücksicht. —

Der einzige Trost dafür ist die oft wiederholte Versicherung Zellers, daß Niembsch in allen lichten Augenblicken mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit unserer gedenke, und das Bewußtsein, daß wir immer nur sein Bestes gewollt, frei von allen eigensüchtigen Zwecken, wie es einer treuen, wahrhaftigen Freundschaft zukommt, weniger seiner Eitelkeit schmeichelten und seinem Ruhme huldigten, als auf den höheren Seelenadel, seinen sittlichen und moralischen Kredit Wert legten.

Vier Wochen blieb Schurz ganz in Winnenthal und gewann in dieser Zeit viel Einfluß auf Zeller und auf Niembsch. Ob guten — muß ich bezweifeln, da er ohne Schonung die lichten Augenblicke des Kranken benützte, eigensüchtige Zwecke zu verfolgen, und den Verkehr mit der unseligen Frau wieder in Gang brachte, die doch durch ihre leidenschaftlichen Äußerungen so viel Schuld hatte an dem Ausbruch der schrecklichen Krankheit.

Den 7. Dezember ging er wieder nach Wien zurück. Das Jahr 1844 ist zu Ende, und der Zustand des armen Kranken ist eher schlimmer als besser geworden. —

Nachtrag.

Nach seiner letzten Ankunft hier erzählte mir Niembsch, daß seine Freunde in Wien durchaus nicht an seine Heirat glauben wollen. Der eine behaupte, er besitze gar keine von den Eigenschaften, die ein guter Ehemann notwendig haben müsse. Der andere versichere sogar, daß er erst dann an die Möglichkeit seiner Verheiratung glauben könne, wenn die Trauung bereits vollzogen sei u. s. w. Diese einstimmigen Zweifel seiner Freunde hätten ihn ganz verstimmt und irre an sich selbst gemacht.

Da war nichts mehr vorhanden von dem heitern Vertrauen in die Zukunft, mit dem er mir 6 Wochen früher von Frankfurt folgendes geschrieben hatte: „Heute wurde meine Verlobung mit

Marie Behrends hier bekannt gemacht, morgen reise ich nach Stuttgart und Wien, um desto bälder wieder zurückzukehren zu meiner Auserwählten. Sie wird mir mit jedem Tage teurer. Über mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte.

Ich fühle mich von Gott geführt und gesegnet in dieser großen und schönen Wendung meines Lebens. Segnen auch Sie mich, liebe Emilie u. s. w."

Verschwunden war die frohe Zuversicht, mit der er behauptet hatte: er werde mit seiner Marie eine Musterehe führen. Ihre schönen lieben Augen sollen nie eine Thräne über ihn vergießen!

Einen reichen Frühling wolle er durch seine Liebe um seine junge Gattin zaubern, ihr alle Opfer der Kindesliebe und versäumten Jugend tausendfach vergüten u. s. w. Ach und wie bald haben sich diese lieben schönen Augen fast blind um ihn geweint!

Bei ihm war diese Liebe nur eine schöne (flüchtige) Rührung, die wie eine sanfte Melodie verklang, vor dem wilden Rauschen ungebändigter Leidenschaft.

Bei ihr war's aber der unauslöschlich tiefe Eindruck der ersten Liebe, mit dem Entzücken einer kindlich reinen, bescheidnen Seele, sich durch die Liebe und das Vertrauen eines so ausgezeichnet edeln Geistes, so geehrt und gehoben zu sehen, daß er sie gerade unter der großen Menge ihres Geschlechtes zu seiner Gattin wählte.

Wie kurz hat ihre Seligkeit gedauert, und wie teuer muß nun das arme, unschuldige Herz sein kurzes Glück bezahlen?

Auf seiner letzten Reise hierher konnte er im Eilwagen in der Nacht vor München nicht schlafen und stellte, sich zu zerstreuen in seinem tiefen Mißmut über die widrigen Vorfälle auf dieser Reise, sich die Aufgabe, ein Gedicht zu verfassen. Er wollte die Probe machen, ob ohne alle Stimmung und äußere Anregung dazu, der bloße feste Wille etwas Befriedigendes leisten könne.

Da entstand nachstehendes Gedicht. Was zwar ziemlich bald zu stande gekommen sei, worauf er aber Schmerzen im Kopf empfunden habe.

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte.
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte!
Ja könnte man zum letzten Erdenziele —
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf einst genommen,
So würde man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang
Und seinen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leck, wer mag daraus noch trinken,
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

In der Krankheit wiederholte er oft einzelne Stellen daraus und sagte mit tiefem Schmerz: „O wie prophetisch war dies Gedicht! Das Krüglein bin *ich*, das Sickern des Wassers, das sind die bösen Nachtschweiße, mit denen meine Lebenskraft fortrinnt, und bald, bald werd' ich zu den andern Scherben sinken."

„Meine ganze Krankheit ist nur ein verfehltes Rechenexempel. Ich wollte noch glücklich werden, glaubte, in Marie mein Glück gefunden zu haben, und *eilte*, mir's zu sichern. Ich hoffte durch diese Eile jedem Einwurf zu begegnen, alles zu einem versöhnenden Ende zu bringen; aber ich hatte mich verrechnet. Ich *soll* und darf nicht glücklich sein! — Man läßt mich nicht los, und ich werde nun das Opfer der ungezählten Leidenschaften dieser Frau."

Der Verstand ist nicht, wie man anzunehmen pflegt, eine *herrschende* oder zum Herrschen berufene, sondern eine dienende Macht, ein Knecht unserer Leidenschaften und Launen, die er rechtfertigen und beschönigen muß. —

Nachdem er einigemal in der ersten Zeit seiner Krankheit hatte fortreisen wollen, immer aber während seiner stürmischen Anstalten dazu die Überzeugung gewann, daß sein Zustand es ihm unmöglich mache, sagte er mir, daß er nur habe fort wollen, um sich im nächsten Ort, wo man ihn nicht kenne und ein tiefes Wasser sei, hinein-

zustürzen, seinen Qualen ein Ende zu machen. Das Leben sei ihm zur unerträglichen Last geworden, doch wolle er den Frieden unseres Hauses nicht mit einer That stören, die uns Kummer machen würde.

Wie sehr er sich aber auch zuweilen dazu gedrängt fühle, so erkenne er in andern Momenten wieder die Notwendigkeit, zu leben, um noch etwas Gutes zu wirken.

Er habe noch eine wichtige Mission zu erfüllen, vieles auszugleichen, zu versöhnen. „Ja es soll und kann noch gut werden!“ —

Sehr entschieden gab sich immer mehr ein religiöses Bedürfnis bei ihm kund.

Als ich ihn einmal in seiner verzweiflungsvollen Stimmung an die höchste Quelle des Trostes verwies, sagte er: „Es geht nicht, ich möchte gern, sehne mich selbst danach; aber ich kann nicht beten.“

Ein paar Tage nachher kam er morgens ganz heiter zu mir herüber und sagte: „Emilie! Heute nacht ist ein Lichtstrahl in mein Herz gefallen, ich habe gebetet, heiß und inbrünstig, habe die Nähe Gottes, seine Liebe, seinen Trost gefühlt, und mir ist nun wieder leichter zu Mute.

Meine Seele ist nicht, wie die der gewöhnlich organisierten Menschen eine glatte Fläche, auf der sich alles spiegelt, was ihr nahe kommt. Sie besteht vielmehr aus lauter Höhen und Tiefen, die abwechselnd beleuchtet und durch Schatten verdunkelt werden.

Man darf mir daher kein Vergessen und Abfallen vorwerfen, was dafür gilt, ist nur eine solche Verdunklung und das Gefühl, das erstorben scheint, liegt vielleicht nur für diesen Moment im Schatten und kann alle Tage wieder unter den Brennpunkt der hellsten Beleuchtung kommen.“

Die Briefe seiner bescheidnen, schüchternen Braut mochten wohl im Vergleich mit den sehr häufigen leidenschaftlichen Zuschriften aus Wien an Interesse und Lebendigkeit etwas zurückstehen.

Er äußerte zuweilen Zweifel an der Tiefe ihres Gefühls für ihn, an ihrer geistigen Begabung, die er dann immer gleich nachher selbst widerlegte.

„Ihre Liebe wird sich mehr durch Thaten als durch Worte bewähren. Sie ist ganz Hingebung, der größten Opfer fähig, eine tief sittliche, bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Ihre sanfte Stille ist Balsam für mein krankes Gemüt. Eine leidenschaftliche Frau würde mich zur Verzweiflung bringen.

Ruhe brauche ich, Ruhe, Ruhe!

Der tiefste Grund der Seele muß wie der Meeresgrund fest und sicher in undurchdringlicher Verborgenheit ruhen. Unbewegt, wenn auch die heftigsten Stürme die oberen Schichten in Aufruhr bringen. Wenn es einmal dahin gekommen, daß dieser Urgrund aufgewühlt worden ist, braucht es lange Zeit, bis die alte Ordnung wieder hergestellt ist, und eine solche Umwälzung ist immer ein großes Unglück."

Es liegt gewiß schon in der nähern Teilnahme an dem Unglück des edeln Dichters das Verlangen, den Ursachen seiner traurigen Krankheit nachzuforschen. — Dabei drängen sich manche Bemerkungen auf über die Eigentümlichkeit dieser hochbegabten Natur, die vielleicht zu einiger Erklärung führen könnten.

Seine Konstitution war zart und höchst reizbar. Sein Temperament sehr zur Melancholie geneigt. Es mußten aber notwendig bedeutende äußere Einflüsse und widrige Verhältnisse dazu beitragen, den Geist zu trüben, dessen seltene Klarheit und Tiefe sich ebenso entschieden in seinen scharfsinnigen Ansichten und Urteilen kund gab, wie in seiner musikalischen Virtuosität.

Seiner stürmisch bewegten Jugend fehlte die weise Leitung eines liebevoll strengen Vaters.

Der leidenschaftlichen Mutter abgöttische Zärtlichkeit konnte ihm nichts versagen.

Nie hat er gelernt, Eindrücke und Stimmungen zu beherrschen, und frühe wurde durch gewissenlose Lehren der böse Same des Zweifels in sein frommes, reines Kinderherz gelegt, ist sein Christusglaube erschüttert worden.

Aber die herrlichsten Keime des Edeln und Guten in seiner

Seele konnten durch keinen Sturm feindseliger Elemente erstickt werden.

Die Schwermut weihte ihn zum Dichter; übrigens konnte er auch froh und heiter sein, wenn er dazu angeregt wurde, doch geht durch alle die Briefe, die ich in einer Reihe von 13 Jahren von ihm erhielt, ein Ton des Schmerzes und düstrer Zukunftsahnung.

Die wunderbarsten Widersprüche vereinigten sich in seiner empfänglichen, allen Eindrücken offenen Seele. Beständige Unruhe, Fortdrängen und Eilen, Wechsel der Empfindung und Ansichten — und die größte Sehnsucht nach Ruhe. Schmerzlich dringendes Verlangen nach häuslichem Glück, nach Weib und Kind und die größte Scheu vor allen Fesseln und Banden des bürgerlichen Lebens. Abstoßend, schroff — von der mildesten Güte, verschlossen und hingebend, konnte man ganz irre an ihm werden, wenn man nicht den Glauben an den durchaus edeln Grund seiner beweglichen Dichterseele festhielt.

Bewundert in seinen Werken, anerkannt als eine geistige Macht, von der liebenswürdigsten Persönlichkeit, war der poetische Zauber, den er auf empfängliche Gemüter ausübte, so groß, weckte die Ahnung seiner innern verborgenen Leiden so viel Sympathie und Teilnahme, daß besonders in manchem gefühlvollen weiblichen Herzen der Wunsch erwachte, ihn durch begeisterte Verehrung, treue Freundschaft und Liebe mit den ungünstigen Konstellationen seiner Lebensverhältnisse zu versöhnen.

In diesen Bestrebungen, Huldigungen und ihrer Annahme fehlte aber von beiden Seiten das rechte Maß.

Leidenschaft, Eitelkeit und Egoismus mischten sich drein, der Sinn für Wahrheit und für die strengeren Anforderungen des Sittengesetzes wurden getrübt, sie verloren ihre Geltung, und als er später diese Mächte in ihr altes Recht einsetzen wollte, widersetzte sich ein böser Dämon seinen Bemühungen.

Seine Kraft erlag im Kampf mit dieser feindlichen Gewalt.

Der Enschluß, zu heiraten, entsprang nicht, wie seine Freunde in Wien zu glauben scheinen, aus einem schon gestörten Seelenzustand, es war vielmehr der letzte gesunde Vorsatz, sich von drücken-

den Fesseln zu befreien und in der gesetzlichen Verbindung mit einem liebenswürdigen, edeln Mädchen, deren treffliche Eigenschaften er bei der kurzen Bekanntschaft ganz richtig auffaßte, Ruhe und innern Frieden zu finden, sowie einen Beruf und äußern Antrieb zu geregelter Thätigkeit.

Es war der rettende Anker, den er im stürmischen Aufruhr widerstreitender Empfindungen erfaßte; aber er hatte nicht Kraft genug, ihn festzuhalten, und erst, da er ihn losließ, fiel er in den schauderhaften Abgrund geistiger Umnachtung.

1846.

Das Jahr 1845 ist zu Ende und noch kein eigentlicher Fortschritt in der Genesung des teuern Kranken, obwohl seit der letzten Wochen die Nachrichten über ihn etwas besser lauten und sein Zustand es wenigstens erlaubt, daß er jetzt in einem ordentlichen Zimmer wohnt.

Freunde aus seiner Heimat, die ihn im Sommer und Herbst besuchten, sind voll Trauer und mit gar wenig Hoffnung von ihm geschieden.

Die arme Braut, die mit ihrer Mutter hier war, kehrte mit geschärftem Schmerz wieder heim, und ich habe das ganze Jahr vergebens geharrt auf einen Wink, meinen unglücklichen Freund besuchen zu dürfen.

Doch war mir's wenigstens einmal vergönnt, ihn von ferne zu sehen, als ich mit Mariens Mutter bei Zeller war.

Da nahm ich mir doch den kleinen Trost nach Hause mit: daß sein Aussehen gesund und kräftig und trotz des langgewachsenen Bartes keine Spur geistiger Zerrüttung oder innern Leidens zeigte. Dennoch läßt der Kummer über sein unglückselig Los mir keine Ruhe und verdüstert den Rest meines schmerzvollen Lebens. —

Anmerkungen und Erläuterungen.

Zu Lenaus Briefen
an Emilie und Georg von Reinbeck.

Brief vom 24. Mai 1832. Seite 21. Die Gattin August v. Hartmanns, Anna Mariette, Emiliens Mutter, starb am 22. Mai 1832. Sie war die begabte Tochter des Hofrates Dannenberger und 1766 in Venedig geboren; später wurde Dannenberger als Professor an der Karlsschule angestellt. Mit Hartmann vermählte sie sich im Jahr 1792 (vergl. Seite 3). Die „Erinnerungen an J. G. A. v. Hartmann" nennen Anna Mariette v. Hartmann eine Frau, „die durch Herzensgüte und echte Religiosität, ihren unermüdlichen Fleiß und die Sorge für die Ihrigen im engeren und weiteren Familienkreise, durch ihre weise Sparsamkeit und sinnige Wohlthätigkeit, durch ihr reges Interesse für jedweden geistigen Genuß, durch ihre Ausdauer und Erfahrung bei Kranken und vor allem durch ihre Ruhe, Besonnenheit und klugen Rat, womit sie ihrem Gatten in den schwierigsten und entschiedensten Lebensperioden zur Seite stand, von allen, die ihr näher standen, als eine Zierde der Frauen erkannt wurde."

Brief vom 8. Juni 1832. Seite 22. Der Pole Johann Mattuszinski (auch Mattuschinski und anders geschrieben), ein Flüchtling aus Warschau, war mit Lenau befreundet und hätte diesen sogar nach Amerika begleiten sollen, wozu aber die nötigen Mittel fehlten. Vergl. Lenaus Leben von A. X. Schurz (Stuttgart 1855) Band I, Seite 167 und 169.

Brief vom 2. Juli 1832. Seite 25. Die Bemerkung über Zöppritz bezieht sich auf die Vermählung von Emiliens Schwester Luise Mariette von Hartmann mit Georg Zöppritz, Fabrikant in Mergelstetten; die Vermählung erfolgte am 6. Oktober 1832.

Seite 26. Auch mit dem bekannten schwäbischen Dichter Oberamtsrichter Karl Mayer wurde Lenau seit dem Aufenthalte in Schwaben innig befreundet. Derselbe hat das für den Biographen Lenaus wichtige Buch: „Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund" (Stuttgart 1853) herausgegeben. Mayer, 1786 geboren, starb im Jahr 1870. —

Das erwähnte Fräulein Bauer ist die Seite 10 als Freundin Hartmanns hervorgehobene kunstbegabte Charlotte von Bawr. In der Samm-

lung von Lenaus Gedichten erscheint dieselbe durch das Gedicht: „An Fräulein Charlotte von Bauer. Bei Übersendung meiner Gedichte“ verewigt und ihre musikalische Kunstfertigkeit verherrlicht.

Brief vom 25. Juli 1832. Seite 26. Die eingangs des Schreibens erwähnte Scene auf dem Schiffe bezieht sich auf den Unternehmer der zum Behufe der Auswanderung nach Amerika gegründeten Aktiengesellschaft, welcher den Auswanderern, unter denen sich ja auch Lenau befand, auf das langsam rheinabwärts segelnde Schiff nachkam. Da die Beförderung und Versorgung zu Schiffe den Erwartungen durchaus nicht entsprachen, traten die empörten Auswanderer dem unredlichen Unternehmer auf das Drohendste entgegen und wählten schließlich als hervorragende Persönlichkeit den Dichter Niembsch zum Sachwalter. Dieser versammelte die vertrauenswürdigsten Männer zu einer Art Schöffengericht auf dem Schiffe, und da der Angeklagte seiner Vertragsverletzungen überwiesen worden, wurde er in strenge Haft gesetzt. Allerdings klagte später der also Verhaftete über Freiheitsbeschränkung, doch sahen die kompetenten Richter ein, daß Lenau nur aus hohem Gerechtigkeitsgefühl gehandelt hatte, und dieser blieb unbehelligt. Vergl. Schurz, Lenaus Leben, I, Seite 193.

Brief vom 12. August 1832. Seite 30. Dieses von Schiff zu Schiff aufgegebene Schreiben trägt den Poststempel: „Amsterdam, 10. September.“

Brief vom 5. März 1833. Seite 31. Die Datierung dieses vielleicht ausführlichsten Schreibens, das Niembsch seinen Freunden aus Amerika gesendet, ist von anderer Hand beigefügt. Auszugsweise, jedoch gekürzt und verstümmelt ist der Brief bei Schurz, Lenaus Leben I, Seite 204 ff. sowie, in vielen Punkten geändert, auch in Emma Niendorfs (Frau v. Suckows) Buche: Lenau in Schwaben (Leipzig 1853) Seite 83 ff. abgedruckt gewesen, in seiner Gänze und wortlautend genau aber hier zuerst bekannt gemacht.

Seite 33. Das hier und in den folgenden Schreiben öfter genannte Bild „Lilla“ ist ein Gemälde Emiliens von Reinbeck, welches Lenaus Gedicht „Nach Süden“ („dort nach Süden zieht der Regen“) zum Vorwurfe genommen hat. Vergl. Niembschens Brief an Schurz vom 12. Juli 1833. Schurz, Lenaus Leben I, Seite 217.

Seite 38. Mit dem Dichter und späteren Professor in Stuttgart Gustav Pfizer (geb. 1807, † 1890) wurde Lenau schon in Schwabs Hause befreundet.

August Köstlin, ebenfalls ein bewährter Freund Lenaus, welcher seit 1822 als Regierungsrat in die Oberregierung berufen wurde und 1851 Dirigent des geheimen Rates war, ist eine für Württemberg überaus bedeutende Persönlichkeit. Köstlin, 1792 geboren, starb 1873. Sein Leben und Wirken schildern liebevoll und eingehend die „Mayer-Hartmannschen Erinnerungen 1885“ (als Manuskript gedruckt in Waiblingen) Seite 14 ff.

Brief vom 26. August 1833. Seite 38. Im August des genannten Jahres besuchte Niembsch den von ihm hochverehrten leider so früh dahingeschiedenen Freund, Alexander Grafen von Württemberg (1801—1844), und brachte auf dessen Gute Serach bei Eßlingen einige Zeit als gern gesehener Gast zu. Es ist bekannt, daß der Graf nach dem Erscheinen seiner Gedichte (1838) auch zu den hervorragendsten Erscheinungen des schwäbischen Dichterkreises zählte. Man vergleiche über Alexander von Württemberg die von Fr. v. Schmidt verfaßte biographische Skizze, welche der 1880 bei Reclam in Leipzig erschienenen neuen Ausgabe der „Sämtlichen Gedichte" des Grafen vorgesetzt ist.

Seite 39. In Mergelstetten weilte die Schwester Emiliens Luise Mariette, als Gattin des Georg Zöppritz, dessen eben früher (S. 287) Erwähnung geschah.

Brief vom 6. September 1833. Seite 42. Der Medizinalrat und Hofarzt Dr. Becher, welcher bei Reinbecks als Hausarzt fungierte, hat Lenau bei dessen jeweiligen Anwesenheit in Stuttgart ebenfalls behandelt. —

Auch mit der Familie des liebenswürdigen Oberkonsistorialrates und Dichters Karl Grüneisen (1802—1878), welcher schon 1823 seine Sammlung „Lieder" veröffentlichte und der zum Reinbeckschen Kreise gehörte, war Lenau befreundet.

Brief von Salzburg September oder Oktober 1833. Seite 43. Dieses undatierte Schreiben wurde von mir mit beiläufigem Datum versehen und scheint mir an diese Stelle zu gehören, wo es eingereiht wurde. Die Reise des Ehepaares Reinbeck nach Salzburg erfolgte erst im nächsten Jahre, worüber näheres weiter unten mitgeteilt wird. —

Lenaus alter Freund, der Dichter und Pfleger der Salinenherrschaft Orth bei Gmunden, Math. Leopold Schleifer, hatte seit 1829 die genannte amtliche Stellung inne. Sammlungen von Schleifers Gedichten erschienen 1830, 1841, eine Gesamtausgabe nach Schleifers Tode gab 1847 Kaltenbrunner heraus. Schleifer starb 61 Jahre alt am 26. September 1842.

Brief vom 16. Oktober 1833. Seite 44. Niembschens ältere Schwester Therese Anna (geb. 1801, † 1878) war mit dem Bergbeamten und Dichter Anton Schurz (1794—1879) vermählt, dessen Seite 10—13 Erwähnung geschah.

Seite 45. Der Dichter Manfred ist der bekannte österreichische Poet Karl Ferdinand Dräxler-Manfred (1806 geboren), welcher 1879 als herzoglich Sachsen-Meiningenscher Hofrat starb. Seine ersten Sammlungen von Gedichten sind lange vor Lenaus erster Gedichtsammlung erschienen. —

Am 10. Oktober 1833 erfolgte die Geburt des Sohnes der Mariette (Schwester Emiliens) und des früher genannten Georg Zöppritz. Derselbe erhielt den Namen Georg August Hartmann Zöppritz.

Seite 46. Schon Seite 5 wurden die Beziehungen des Ministers

Karl August Freiherr v. Wangenheim (geb. 1778, † 1850) zum Hartmannschen Hause erwähnt, jedenfalls hat Niembsch den geistvollen Staatsmann auch in jenem Hause kennen gelernt.

Seite 47. Die österreichische, zumal als Verfasserin historischer Romane und Novellen zu ihrer Zeit weithin bekannte Dichterin Karoline Pichler (1769—1843) versammelte bei Lebzeiten ihres Gatten die besten Talente der Residenz in ihrem Hause zu Wien, daher auch ihre Bekanntschaft mit Lenau.

Brief vom 11. November 1833. Seite 52. Von der Tragödie, welche Lenau verfassen wollte, hatte er schon im September einige Scenen vollendet. Das Trauerspiel hätte den Titel Barbara Radziwill führen sollen. Bald aber gab Niembsch den Plan ganz auf. Vergl. Brief an Schurz vom 22. September 1836: (Schurz, Lenaus Leben I, Seite 230) „Diesen Winter will ich ein Trauerspiel schreiben" u. s. w.

Brief vom 1. Dezember 1833. Seite 55. Daß es sich in dem eine Erzieherstelle betreffenden Teile des Schreibens um den Grafen Alexander von Württemberg handelt, braucht wohl hier nur angedeutet zu werden.

Brief vom 6. September 1834. Seite 57. Das Schreiben ist kurz nach der schon so lange geplanten gemeinsamen Reise in das österreichische Salzkammergut abgefaßt. Der Umstand, daß Georg von Reinbeck in seinen „Reise-Plaudereien" (Stuttgart, Brodhag. 1837) den erwähnten „Ausflug nach dem Salzkammergute in Ober-Österreich im Sommer 1834," erstes Bändchen jenes Werkes Seite 215—276, ausführlich geschildert hat, läßt uns den von den Reisenden genommenen Weg genau verfolgen. Die Reisegesellschaft verließ am 6. August 1834 Stuttgart. Dieselbe bestand, wie Reinbeck nicht ohne Stolz erzählt: „aus einer Frau — nämlich der meinigen, und ich rate jedem, die seinige mitzunehmen, wenn er eine hat und sich in ihrer Gesellschaft gefällt — und einem Dichter: die erstere mit einem offenen Blick für landschaftliche Natur; der letztere ein Freund, von dem es nur des Namens bedarf, um den Neid aller Reisenden zu erregen, und ich gestehe, daß ich mich gerne beneiden lasse. — Unser Reisegefährte war — Nikolaus Lenau." Der im anmutigen geistvollen Plaudertone gehaltenen Schilderung der hübschen Fahrt ist zu entnehmen, daß die Reisenden von Stuttgart über Göppingen nach Heidenheim fuhren, von wo Lenau allein wegen eines notwendigen Geschäftes sich nach Ulm begab, sodann in Augsburg mit Reinbecks wieder zusammentraf. Es ging nun weiter nach München, von hier über Wasserburg nach Salzburg und von dort nach Gmunden, wo der Seite 239 als älterer Freund Lenaus erwähnte M. L. Schleifer im Schlosse Orth in seiner Häuslichkeit aufgesucht wurde. Von Gmunden aus ward eine Partie zum Laudachsee unternommen. Der weitere Weg in dem landschaftlich so herrlichen Gebiete führte über Ebensee nach Ischl, von dort nach Hallstatt, zum Gosausee und über die Gosaumühle nach Ischl zurück. Man begab sich sodann über St. Gilgen wieder nach Salzburg, von da nach der alten Salzstadt Hallein und nach

Golling. In letzterm Orte trennten sich die Freunde, Lenau fuhr durch den Paß Lueg ins Gebiet der Steiermark, während das Ehepaar Reinbeck sich gegen Berchtesgaden wandte, von wo es über München, Augsburg und Ulm nach Stuttgart zurückkehrte. In Ischl las der Dichter dem befreundeten Paare seinen „Faust" vor, und die ausführlichen Bemerkungen, welche Reinbeck an betreffender Stelle über diese Dichtung niederlegt, zeugen von so feinem ästhetischen Verständnisse, daß sie von keinem Verehrer der Poesie Lenaus übergangen werden sollten, wie überhaupt die ganze bisher weniger gekannte Reiseschilderung einen hübschen Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters bietet.

Brief vom 20. September 1834. Seite 62. Die 12. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte fand im September 1834 zu Stuttgart statt und war mit verschiedenen Empfängen, Festlichkeiten und dergleichen verbunden. —

Anläßlich der Erwähnung Löwenthals finden wir hier die erste Andeutung über die für die Folge so bedeutungsvolle Zusammenkunft Lenaus mit Sophie Löwenthal, der Gattin Max Löwenthals, in dessen Hause zu Penzing bei Wien. Die Darlegung der Beziehungen des Dichters zu Sophie Löwenthal (welche am 9. Mai 1879 im Alter von 79 Jahren starb) giebt das vor wenigen Jahren erschienene Buch: „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters, herausgegeben von L. A. Frankl" (Stuttgart. Cotta. 1891).

Brief vom 5. Oktober 1834. Seite 66. Der als Dichter, insbesondere aber als politischer Schriftsteller hochbegabte Paul Pfizer, Gustavs älterer Bruder (geboren 1801) hatte schon 1831 durch sein scharfsinniges anonym erschienenes Buch: „Briefwechsel zweier Deutschen" hohe Aufmerksamkeit erregt; mit dem schwäbischen Dichterkreise in engster Verbindung, war er auch dem Dichter Lenau befreundet. Pfizer, welcher im Jahr 1848 die Stellung des Kultusministers bekleidete, starb 1867. Theod. Schott hat in der „Allgemeinen deutschen Biographie" Band 25 (1887) trefflich sein Leben und Wirken geschildert und nennt Paul Pfizer „den bedeutendsten politischen Denker Süddeutschlands in diesem Jahrhundert." —

Der österreichische Romanschriftsteller Anton Johann Groß-Hoffinger (1808— ?) hatte in Stuttgart 1833 eine Zeitschrift „Austria" gegründet, welche aber bald wieder einging. Mit Groß-Hoffinger dürfte Lenau auch in Stuttgart bekannt geworden sein.

Brief vom 21. Oktober 1834. Seite 67. Der berühmte Maler Moritz v. Schwind, welcher zu jener Zeit in München seinen Wohnort hatte, war mit Lenau lange befreundet. Auch das spätere Geschick des unglücklichen Dichters verfolgte er mit reger Teilnahme. Man vergleiche hierüber die jüngst erfolgte Veröffentlichung der Briefe Schwinds an Eduard von Bauernfeld (von Dr. H. Holland) im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft" 6. Jahrgang. (Wien 1896.) Seite 247. 249. 255. 257 und 262.

Der erwähnte Brief von Mariette (Zöppritz) ist derselbe, welcher auf diesen Blättern Seite 15 ff. zum Abdrucke gelangt ist.

Brief vom 27. März 1835. Seite 71. Die „Schilleriana" beziehen sich auf das von G. v. Reinbeck vorbereitete Schiller-Album, welches Originalbeiträge der hervorragendsten Persönlichkeiten Deutschlands und Österreichs enthalten sollte. Das Buch erschien unter dem Titel: „Schiller's Album. Eigentum des Denkmals Schillers in Stuttgart. Mit einem Stahlstich und Facsimile. Gedruckt in der Offizin der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1837." 8°. 324 Seiten. Es enthält auf Seite 160 Lenaus Gedicht: „An die Biologen" („Die Wahrheit hat die Kunde"), unterzeichnet: „Nikolaus Niembsch von Strehlenau, geboren zu Csatád in Ungarn den 13. August 1802, wohnhaft in Wien."

Brief vom 11. April 1835. Seite 72. Der bekannte Humorist M. G. Saphir (1795—1858) erregte um jene Zeit in Wien durch seine humoristischen Vorlesungen großes Aufsehen und hielt seltsamerweise die ganze Residenz in Atem.

Lenaus Schwester, Therese Schurz, hatte von Emilie v. Reinbeck einen Ring mit Haaren zur Erinnerung erhalten; da der Brief, in dem sie später selbst den Dank aussprach, erhalten ist, so erscheint es mir nicht unpassend, denselben hier zur Charakterisierung einzufügen. Das 1835 abgefaßte (sonst undatierte) Schreiben lautet:

Teuerste Freundin!

Ich war über Ihr liebes Briefchen und das schöne Geschenk, welches ich durch unsern Bruder erhielt, höchst überrascht und erfreut. Nehmen Sie meinen innigsten Dank dafür: beides ist mir ein gar teures Andenken, und ich betrachte die lieben Haare, die in dem Ringe enthalten, mit zärtlichen Blicken und gerührtem Herzen. Denn ich bin längst Ihre sehr große Schuldnerin durch den geliebten Bruder geworden, gute, edle Emilie. Sie sind demselben eine so teilnehmende und über alles teure Freundin, daß ich nur mit inniger Liebe und wahrer Verehrung Ihrer denken kann; und gewiß, ich darf mich rühmen, auch Sie sind ja mir in der Ferne eine liebevolle Schwester

Ewig Ihre dankbare

Therese.

An den guten Herrn Hofrat bitte ich meinen herzlichsten Gruß.

Lenaus Schwager, Schurz, welcher, wie schon erwähnt, eine Bergbeamtensanstellung innehatte, war zu jener Zeit eben wieder in seiner Amtslaufbahn um eine Stufe höher gerückt.

Fritz Kleyle, der Jugendfreund des Dichters und Sohn des Seite 75 genannten Hofrates Kleyle, war der Bruder Sophie Löwenthals; er starb unvermutet schon zu Anfang des nächstfolgenden Jahres. Näheres über ihn bei

Frankl „Lenau und Sophie Löwenthal", Seite 211 ff. — Auch Adolf von Herz erscheint schon in früherer Zeit mit Lenau befreundet, ebenso Eduard von Bauernfeld, der berühmte Lustspieldichter.

Seite 73. Mit dem „Almanach" ist der bekannte von Lenau herausgegebene „Frühlingsalmanach" gemeint, welcher für 1835 (bei J. Brodhag) in Stuttgart erschien. Nach dem Erscheinen des zweiten Jahrganges des Almanachs für 1836 ging derselbe ein.

Der ausgezeichnete 1801 geborene Pianist Carl M. Bocklet hat insbesondere Beethoven durch sein Spiel verherrlicht. Er starb 1881 in Wien.

Seite 74. Auf den Kaiser Franz I von Österreich, welcher am 2. März 1835 starb, folgte dessen Sohn Ferdinand I auf dem österreichischen Herrscherthron.

Brief vom 23. Mai 1835. Seite 78. Gustav Schwab gab im Verein mit Adalbert von Chamisso den „Deutschen Musenalmanach" von 1833 bis 1836 (Leipzig, Wiedmann) heraus. Der 7. Jahrgang desselben, welcher mit Anastasius Grüns gestochenem Bildnisse geschmückt ist, enthält von Lenau die Gedichte: „Die Sennin", „Zeiger", „Einsamkeit", „Meine Furcht", „Wunsch", „Heimatklang", „Mischka", sowie das hier weiter unten besprochene und abgedruckte: „Mein Türkenkopf." — Lenau ist auch in den vorhergehenden Jahrgängen des Musenalmanachs durch Beiträge vertreten.

Reuners „silbernes Kaffeehaus" in Wien (innere Stadt, Plankengasse Nr. 1063) war der weithin bekannte Sammelplatz der Schriftsteller und Dichter Wiens und aller Freunde derselben, welche die Residenz besuchten. Anastasius Grün schildert in der Einleitung der von ihm herausgegebenen Werke Lenaus, welche die „lebensgeschichtlichen Umrisse" desselben enthält, das Leben in dem genannten Kaffeehause, und führt eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten namentlich an, die dasselbe zu besuchen pflegten.

Seite 79. Einen Tag vor Abfassung des folgenden Schreibens vom 19. Juni 1835 schrieb Lenau an den Geheimrat August Hartmann den nachstehenden Brief, welcher infolge der Anordnung des Haupttextes an dieser Stelle eingeschaltet sein möge nebst dem darin mitgeteilten und damals entstandenen Gedichte „An meinen Türkenkopf", über dessen Entstehungszeit und -art die Zeilen manche Auskunft geben.

Hütteldorf 18. Juni 1835.

Innig verehrter Freund!

Sie haben mir durch Ihren Brief große Freude gemacht und mein Faust, dem ich diesen Brief verdanke, ist mir nun um ein gutes Stück lieber geworden. Er ist auch um ein ziemliches Stück größer geworden. Zwei Scenen aus seinem Seeleben, deren eine sehr lang ist, sind in letztern Tagen fertig geworden. So ganz unbeschrieben werd' ich das Christkindelschreibbuch meiner lieben Julie und Lotte dennoch nicht nach Stuttgart bringen.

Behalten Sie immerhin mein Bildnis in Ihrem Abendkreise bis ich mich demselben selbst substituiere. Wenn mir die Götter, d. h. unsere Regierungsbeamten, die übrigens keine Götter sind, wohlwollen, so komme ich bald in meinen Rahmen, nämlich Ihr Haus, das ich so nenne, weils wirklich zu meiner Einfassung gehört, und weil ich darin ungefähr eben so ruhig und fest sitze wie mein Konterfei in seinem Rahmen; wenigstens solang ich in Stuttgart bin. Ich habe bereits um meinen Paß angesucht. Hoffentlich werd' ich darin kein Hindernis finden.

Für die österreichische Litteratur scheinen sich die Verhältnisse günstiger gestalten zu wollen. Wenn ich wieder so glücklich bin, meine Pfeife mit Ihnen zu rauchen, werde ich Ihnen hierüber interessante Data mitteilen. Ich spreche kaum jeweils mit solchem Gusto, als wenn ich mit Ihnen auf und ab rauchwandle in Ihrem heimlichen Stübchen. Schade daß ich Ihren lieben Enkel nicht mehr antreffen werde, doch vielleicht reise ich über Heidenheim, und dann hab' ich die Freude, der Überbringer zu sein der frischesten Neuigkeiten aus dem Leben des lieben Kindes. Ich will genau aufpassen und Ihnen genau referieren. Graf Auersperg ist wieder auf seine Güter gereist. Er wird meinem Almanach einen ansehnlichen Beitrag liefern.

Mein Faust ist nicht mehr zu retten aus den Klauen Mefistels. Er hat ihn schon. Gebet Gott, was Gottes, und dem Teufel, was des Teufels ist. Suum cuique. Der Teufel muß auch leben. Der Faust ist ein Leckerbissen für seine infernalen Geschmackswärzchen, und hat er einmal einen solchen Leckerbissen auf der Zunge, so schluckt er ihn auch vollends hinunter. Nur fade Brocken revomiert dieser Feinschmecker. Darum hätte nach meiner Ansicht Goethe seinen Faust nicht retten sollen. — Zu diesem Briefe habe ich mir meine Pfeife mit Knaster gestopft. Von den zwei Pfunden, die ich in Stuttgart kaufte und an der Grenze mit 9 fl. C. M. vermautete, ist noch ein kleines, heiliges Restchen da und ich rauche es jetzt in Ihrer Gesellschaft. Die liebe Emilie hat auch Knaster für mich angeschafft und mich mit dieser Nachricht zu folgendem Gedichte begeistert, das ich Ihnen schicke und erst bei Ihrem Nachmittagspfeifchen zu lesen bitte.

An meinen Türkenkopf.

Mein Pfeifchen traut, mir ist dein Rauch
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Und hält die Rose Streit mit dir,
Ob schöner sei die welche?
Bist du die schönre Rose mir
Mit deinem Glutenkelche.

Denn wie die Rose duftend blüht
Im Grün der Frühlingsbäume,
Also mein Pfeifchen duftend glüht
Zum Frühling meiner Träume.

Weckt mir der Rosen Freudenstrahl
Ein schmerzlich Angedenken,
Hilfst du zu kurzer Rast einmal
Was ich verlor — versenken.

Und hat dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Der dichterischen Wonnen.

Wenn dann die Qual versank in Ruh,
So dünket mich, mir wehte
Ein heilend Lüftchen Nebel zu
Vom stillen Thal des Lethe.

Drum Pfeifchen traut, ist mir dein Rauch
Voll duftender Narkose,
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose.

Leben Sie wohl, lieber, väterlicher Freund,

mit herzlicher Verehrung

Ihr Niembsch.

Tausend schöne Grüße an Julie, Lotte, Charlotte! Sind Sie vielleicht schon in Mergelstetten? Dann bitte ich Mariette Zöpritz und den puerum egregium herzlich zu grüßen.

Brief vom 19. Juni 1835. Seite 81. Der „Frühlingsalmanach" von 1835 enthielt von Rückert den Cyclus von Gedichten: „Herbst 1833 in Neuseß", außerdem Lenaus Faustfragmente und Beiträge von Karl Mayer, Justinus Kerner und Gustav Pfizer.

Brief vom 15. August 1835. Seite 82. Oberamtmann Kleyle ist der eben auf Seite 242 dieser Anmerkungen erwähnte kurz nachher (Vergl. Brief vom 5. Februar 1836, Seite 86) verstorbene Fritz Kleyle, welcher auf den Gütern des Erzherzogs Karl in Schlesien die genannte Stellung bekleidete.

Den erwähnten Ausflug nach Steiermark hatte der Dichter in der ersten Hälfte des Juli 1835 unternommen.

Brief vom 15. Oktober 1835. Seite 85. Es handelt sich betreffend die gesammelte Summe von 300 Gulden um einen Beitrag für das in Stuttgart zu errichtende Schillerdenkmal, um dessen Zustandebringen sich Reinbeck so große Verdienste erworben.

Brief vom 5. Februar 1836. Seite 86. Eine Stelle dieses Briefes, welche Lenaus Schwester Magdalene betrifft, ist durchstrichen, vielleicht von anderer Hand, jedenfalls ist es der Wunsch des Dichters gewesen, daß nie Etwas über dieselbe in die Öffentlichkeit gelangt.

Seite 87. Auch die Schillervorstellung in Wien sollte für das Denkmal in Stuttgart einen Beitrag zuführen.

Brief vom 22. Februar 1836. Seite 88. Über Dr. Keiller und dessen Beziehungen zu Lenau hat Leopold Kompert unter dem Titel: „Nikolaus Lenau als Hörer der Medizin" in Frankls „Sonntagsblättern" Jahrgang 1848 Nr. 2 einen ausführlichen Aufsatz veröffentlicht, der das Verhältnis der beiden Studienfreunde darlegt.

Seite 89. In dem schon öfter erwähnten „Schillers-Album" ist Auersperg (Anastasius Grün), nicht aber Grillparzer durch einen Beitrag vertreten.

Brief vom 14. März 1836. Seite 90. Der Kantor der israelitischen Gemeinde zu Wien, Salamon Sulzer (1804—1890), hatte wegen seiner vollendeten Meisterschaft im Gesange einen weithin reichenden Ruf. Er wirkte seit 1825 in seinem Amte 40 Jahre lang und galt als Reformator des hebräischen Kirchengesanges.

Seite 91. Der bekannte Dichter Eduard Duller (1809—1853) gab das erwähnte „Deutsche Stammbuch" mit Kunstbeilagen, Autographen und dergleichen in der That heraus. Dasselbe erschien 1838 zu Kanbern.

Brief vom 29. April 1836. Seite 92. Den dänischen Theologen Johannes Martensen hatte Lenau um diese Zeit in Wien kennen gelernt und war der Umgang mit dem Gelehrten von großem Einfluß auf die 1837 erschienene Dichtung „Savonarola." Martensen, welcher 1884 als Bischof von Seeland starb, hat in seinem Memoirenwerke „Aus meinem Leben", Übersetzung von A. Michelsen. Karlsruhe 1883—84; 2 Bände, ausführlich über den Verkehr mit Lenau berichtet.

Seite 94. Der geistvolle Romanschriftsteller Alexander Freiherr v. Ungern-Sternberg (1806—1868) weilte damals vorübergehend auch in Stuttgart.

Über Reinbecks „Plaudereien" (Reise-Plaudereien) vergl. die Anmerkung zum Briefe vom 6. September 1834 Seite 240.

Brief vom ? Dezember 1836. Seite 96. Karl Schurz hatte seine ersten Dichtungen in Zeitschriften veröffentlicht. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst 1841. Möglicherweise bezieht sich die Stelle vom „ersten Lorbeergrün" auf die im „Frühlingsalmanach" für 1836 von Lenau aufgenommenen Gedichte von Schurz.

Seite 97. Die Studien, welche der Dichter zu jener Zeit über den berühmten Dominikaner Girolamo Savonarola für sein Gedicht „Savonarola“ machte, waren sehr eingehende und tiefe.

Alexander Graf von Württemberg war in Wien, das er öfter besuchte, eine in allen Kreisen der Gesellschaft überaus beliebte Persönlichkeit. Er hatte sich 1832 mit der Gräfin Helene von Festetics-Tolna vermählt, welche Lenau als geistvolle Gattin des edlen Freundes hoch verehrte.

Brief vom 16. September 1837. Seite 100. Mit dem Studium der geistvollen philosophischen Schriften des genialen Theosophen und Philosophen Franz Benedikt von Baader (geb. 1765 zu München) erscheint Lenau schon längere Zeit beschäftigt und stets blieb seine Sehnsucht, den von ihm bewunderten Mann persönlich kennen zu lernen. Baader lebte seit 1826 als Honorarprofessor in München, auch er nahm an den verbreiteten Dichtungen Lenaus aus religiös reformatorischer Zeit außerordentlichen Anteil. Im Jahre 1838 hielt Baader seine mächtig wirkenden Vorlesungen über den Papismus, die sich so außergewöhnlichen Besuches erfreuten. Im 15. Bande der von Dr. Franz Hoffmann herausgegebenen Werke von Baaders, welcher die Biographie und den Briefwechsel des Gelehrten (Leipzig 1857) enthält, findet sich Seite 567 ein Schreiben des Philosophen an Lenau von 8. Mai 1837 abgedruckt, das auch Schurz, Lenaus Leben I Seite 351 veröffentlicht, ohne übrigens über den Verkehr zwischen Baader und Niembsch mehreres mitzuteilen. Baader starb wenige Jahre darauf, 1841.

Brief vom 30. Oktober 1837. Seite 102. Die zwei Gedenktage: 6. und 11. Oktober für das Reinbeckſche Haus betreffen Mariette, welche sich am 9. Oktober 1832 mit Georg Zöppritz vermählte und Georg von Reinbeck selbst, der am 11. Oktober 1766 geboren wurde.

„Savonarola. Ein Gedicht“, war 17 Bogen stark kurz zuvor bei Cotta in Stuttgart und Tübingen erschienen.

Seite 103. Kierling ist die nordwestlich von Wien lieblich gelegene Sommerfrische, etwa zwei Stunden von der Residenzstadt entfernt.

Die am Schlusse des Schreibens erwähnten Sonette haben sich nicht vorgefunden.

Brief vom 16. Januar 1838. Seite 104. Die Erwähnung des 22. bezieht sich auf Emilie v. Reinbecks Geburtstag (geb. 22. Januar 1794).

Seite 105. Post hatte die Verwaltung der Ländereien Lenaus in Amerika übernommen und besorgte auch deren Verpachtung ꝛc.

Das „kleine Mariettchen“ ist die am 4. November 1837 in Mergelstetten geborene (1864 gestorbene) Tochter der Mariette Zöppritz-Hartmann.

Brief vom 9. August 1838. Seite 106. Baaders oben erwähnter Brief vom 8. Mai 1837 dürfte sich wohl auf das „Sendschreiben“ beziehen.

Brief vom 11. September 1838. Seite 109. Ludwig Uhland weilte vom 9. Juli 1838 an etwa einen Monat in Wien und betrieb eifrig

auf der Hofbibliothek Studien zu seinen Volksliedern. Er hat seiner Gattin von Wien aus eine Reihe von Briefen geschrieben, aus deren einem vom 28. Juli 1838 hier die Stelle ihren Platz finden möge: „Die Woche über setzte ich meine Arbeit auf der Bibliothek fort, besuchte die Gemäldegalerie, auch einigemal das geöffnet gebliebene Theater in der Leopoldstadt, und war zweimal, nach erhaltener Einladung, auf dem Lande: in Döbling bei einem der Kollegen Wolfs, von Geway, der jeden Dienstag dort Gesellschaft giebt, und in Penzing, bei Hofrat Kleyle, in dessen Hause Niembsch wohlbekannt ist. Der Tochtermann des ersteren, von Löwenthal (als Dichter Otto v. Walden), bei welchem Niembsch wohnt, führte mich dorthin, und dann noch auf einen schönen Aussichtspunkt bei St. Veit." Vergl. „Ludwig Uhlands Leben . . . von seiner Witwe" (Stuttgart. Cotta. 1874.) Seite 273 f.

Gleichzeitig mit Uhland war der Ästhetiker und Litterarhistoriker J. K. Rosenkranz, Professor aus Königsberg (1805—1879), in Wien anwesend.

Der freisinnige Dichter und Litterarhistoriker O. F. G. Gruppe (1804—1876) ist es, dessen Bekanntschaft Niembsch zu jener Zeit in Wien gemacht hat.

Brief vom 23. November 1838. Seite 112. Lenaus „Neuere Gedichte" waren eben in Stuttgart bei Hallberger (1838) erschienen.

Seite 113. Es dürfte der hier als Überbringer des Schreibens genannte Anton Freiherr von Doblhoff-Dier sein, welcher im Jahre 1848 freiheitlich gesinnt als Mitglied der niederösterreichischen Landstände in die Bewegung eingriff, später zum Handelsminister ernannt wurde, aber schon 1849 als außerordentlicher Gesandter Österreichs im Haag fungierte. Doblhoff starb als Herrenhausmitglied, 72 Jahre alt, im Jahre 1872, eine der populärsten und hervorragendsten Wiener Persönlichkeiten.

Brief vom 16. Januar 1839. Seite 113. Der 1819 zum Direktor der Stuttgarter Hofkapelle ernannte Komponist Peter Joseph Lindpaintner (1791—1856) hatte eine Reihe von Opern verfaßt, von denen wohl die bedeutendste „der Vampyr" war. Im Jahr 1838 entstand „die Genueserin". Um eine der beiden genannten Opern dürfte es sich hier handeln.

Seite 114. Die mit so feinem Kunstverständnis besprochenen Gemälde der Wiener Kunstausstellung lassen mehrere der berühmtesten Künstlernamen ihrer Zeit in den Vordergrund treten. Der ungarische Landschaftsmaler Karl Markó (1793—1860) hatte insbesondere nach seiner Rückkehr von Rom im Jahre 1834 durch geniale Landschaften Aufsehen erregt. Vom Jahre 1840 an malte Markó einige seiner schönsten Stücke auch für den kunstsinnigen König von Württemberg.

Seite 115. Carl Rottmann (1798—1850), weithin bekannt, insbesondere auch durch seine prächtigen griechischen Landschaften in den Arkaden

des Hofgartens zu München, hat insbesondere nach seiner von König Ludwig I von Bayern geförderten Studienreise durch Griechenland, 1834 und 1835, sich dem Bilde der klassischen Landschaft gewiedmet.

Friedrich Loos, 1797 geboren, stellte von 1836 an Gebirgslandschaften aus und war auch durch malerische Veduten hervorragend.

Friedrich Gauermann (1807—1862) wandte seine Aufmerksamkeit der Tierwelt der österreichischen Alpenländer nebst dazugehörigem Landschaftsbilde zu, er gilt in dieser Beziehung als der hervorragendste Meister seiner Zeit. Gauermanns beste Gemälde, auch das hier erwähnte, sind durch zahlreiche Reproduktionen weithin bekannt geworden.

Friedrich Amerling (1803—1887), Porträt und Historienmaler, nimmt einen ähnlichen hohen Rang auf dem Gebiete seiner Kunstrichtung ein wie Gauermann. Seine Porträts sind ebenso ähnlich als schön in der Ausführung.

Franz Schrotzberg, geboren 1811, gilt ebenfalls als Meister des Porträts, er hat den Kaiser Franz Joseph, Kaiserin Elisabeth und verschiedene Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, 1868 noch unter anderen die Herzogin Therese von Württemberg mit ihren Kindern gemalt. Insbesondere fesselte neben der Wahrheit die Lebendigkeit seines Kolorits.

Seite 116. Die „Lieder des Sturmes" von Alexander Graf von Württemberg sind 1838 bei J. B. Metzler in Stuttgart erschienen.

Brief vom 14. September 1839. Seite 117. Die „interessanten Erlebnisse", deren „Fülle und Verfänglichkeit des Stoffs" der Dichter erwähnt, beziehen sich auf seine Beziehungen zu Karoline Unger, worüber Schurz (Lenaus Leben) im II. Bande, Seite 11 ff., Seite 15 ff. und an mehreren anderen Stellen Verschiedenes mitteilt. Eingehenderes über dieses Verhältnis findet sich in allen Biographien des Dichters.

Seite 118. Der Verdienste Georg v. Reinbecks um den Schillerverein und die Errichtung des Schillerstandbildes in Stuttgart wurde schon öfter hier gedacht. Am 9. Mai 1839 erfolgte die festliche Aufstellung des von Thorwaldsen modellierten Standbildes in der Württembergischen Residenzstadt. Reinbeck wurde durch Verleihung des Ehrenbürgerdiploms ausgezeichnet.

Brief vom 25. November 1839. Seite 119. Statt des aufgegebenen Planes, den Hussitenführer in einer größeren Dichtung zu behandeln, verfaßte Lenau nur die neun Romanzen, welche in den Ausgaben seiner Werke unter dem Titel: „Johannes Ziska. Bilder aus dem Hussitenkriege" vereinigt erscheinen.

Seite 120. Der Komponist und Virtuose Karl Evers, geboren 1819, wurde durch Emilie von Reinbeck mit Lenau befreundet. Evers, welcher seit 1841 öfter in Wien konzertierte, hat selbst über seinen Verkehr mit Lenau berichtet, er starb 1875 in Wien. Vergl. Schurz, Lenaus Leben, II, Seite 48 ff.

Friedrich Witthauer (1793—1846) war von 1838 an der feinsinnige Herausgeber der vortrefflichen schönwissenschaftlichen „Wiener Zeitschrift", des besten Blattes Österreichs im Vormärz, das nahezu alle hervorragenden österreichischen und viele andere bedeutende Schriftsteller zu seinen Mitarbeitern zählt.

Brief vom 28. Dezember 1839. Seite 122. Louis Mayer (1791—1843), der Bruder Karl Mayers hatte sich als Landschaftsmaler einen Namen gemacht. Viele seiner Zeichnungen nach der Natur sind als Stahlstiche für das „malerische und romantische Deutschland" (Leipzig 1840 f.) erschienen. Vergl. Mayer-Hartmannsche Erinnerungen. 1885. Seite 12 ff.

Über den Regierungsrat Karl v. Weisser vergl. im Texte Seite 17.

Brief vom 16. Januar 1840. Seite 126. Jakob Zöppritz, Wollwarenfabrikant in Mergelstetten (1796—1879) war der Bruder von Georg Zöppritz, er starb hochgeachtet als Kommerzienrat in Cannstatt. Vergl. Mayer-Hartmannsche Erinnerungen 1885. Seite 36 ff.

Brief vom ? Januar 1840. Seite 129. Die zweite sehr vermehrte Auflage der Gedichte von Karl Mayer war um diese Zeit eben ausgegeben, sie sind bei Cotta in Stuttgart erschienen, wie auch die dritte Auflage von 1865.

Brief vom 14. März 1840. Seite 131. Die Schwiegertochter Goethes, August v. Goethes Witwe, Ottilie, welche sich damals in Wien aufhielt, war selbst poetisch thätig und pflegte gerne feinsinnigen Verkehr mit Künstlern, Dichtern und Schriftstellern; es ist erklärlich, daß sie wünschte, auch des bereits weithin berühmten Dichters Lenau Bekanntschaft zu machen. Ottilie v. Goethe starb am 26. Oktober 1872 in Weimar.

Brief vom 31. März 1840. Seite 133. Philipp Huber, welcher den Grundbesitz Lenaus in Amerika verwaltete, war seinem Herrn sehr ergeben. Er schrieb ihm am 24. Januar 1840 einen Brief, welchen Schurz, Lenaus Leben, II, Seite 21 f. zum Abdrucke bringt und der so recht den schlichten biedern Charakter seines Verfassers zeigt.

Brief vom 20. Juli 1840. Seite 134. Es handelte sich, da Lenau seine Beziehungen zu Karoline Unger endgültig gelöst sehen wollte, um die Herausgabe von ihm an dieselbe gerichteter Briefe, welche nach einigem Zögern ihm denn auch ausgefolgt wurden. Vergl. Schurz, Lenaus Leben, II, Seite 34: „Übrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusagte." — Zu vergleichen wäre auch über Karoline Unger: Frankl, Lenau und Sophie Löwenthal. Seite 203 f.

Seite 135. Eduard Freiherr v. Feuchtersleben (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Ernst Freiherr v. Feuchtersleben) lebte in seiner Stellung als Bergbeamter in Steiermark; er war nicht nur als Schriftsteller seines Faches, sondern auch poetisch thätig.

Erzherzog Johann, der Bruder des Kaisers Franz, der berühmte, um das Kulturleben der österreichischen Alpenländer hochverdiente Fürst, war insbesondere in Steiermark, für welches Land er so unermüdlich viel gethan, hoch verehrt, er besuchte alle steirischen Alpengegenden, in deren Mitte er seinen Wohnsitz hatte, öfter, und seine Anwesenheit galt immer als besonderes Fest.

Brief vom 20. Oktober 1840. Seite 138. Der Brief Jakob Hubers, welcher seines Bruders, des getreuen Philipp Huber, schrecklichen Tod meldet, ist abgedruckt bei Schurz, Lenaus Leben, II, Seite 40.

Brief vom 9. November 1840. Seite 140. Die „Gedichte" M. L. Schleifers (Vergl. Seite 239) erschienen nach Lenaus Durchsicht bald darauf, 1841.

Die genannte Prinzessin Marie ist die Tochter des Königs Wilhelm I. von Württemberg und der Königin Katharina, welche am 30. Oktober 1816 geboren, zu jener Zeit also 24 Jahre alt war.

Das mehrerwähnte „Hartmannsbuch 1878" bietet eine Biographie August Hartmanns, in welcher insbesondere auch der großen Wertschätzung Erwähnung geschieht, welche Königin Katharina dem Hause Hartmanns entgegenbrachte. „Auch die beiden Prinzessinnen von Württemberg, Marie und Sophie, behielten eine innige Anhänglichkeit an dem alten Freund ihrer Mutter und erwiesen ihm die zarteste Aufmerksamkeit. Seit er nicht mehr ausgehen konnte, besuchte ihn die erstere von Zeit zu Zeit, und die Prinzessin von Oranien, so oft sie nach Stuttgart kam; ja sie sandte ihm mehrmals ihre Kinder" (Seite 97 f. daselbst).

Seite 141. Der jüngste Sohn Gustav Schwabs, Ludwig, starb zum tiefen Schmerze seiner Eltern am 15. Oktober 1840.

Brief vom 24. Dezember 1840. Seite 145. Der dramatische und lyrische Dichter Gustav Ritter von Frank (Franck 1807—1860) hatte nach dem Tode Witthauers die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur und Mode" herausgegeben. Er mußte später wegen Beteiligung an der Bewegung des Jahres 1848 Österreich verlassen. Die erwähnte Büste hat das herrliche Gedicht „Beethovens Büste" von Lenau veranlaßt, das sich in jeder Ausgabe seiner Gedichte befindet.

Brief vom 2. Februar 1841. Seite 147. Joseph Fischhof (1804—1857) wurde 1833 am Wiener Konservatorium als Professor angestellt. Er war gleich ausgezeichnet als Lehrer wie als Komponist und musikalischer Schriftsteller und lange Zeit einer der gesuchtesten Klavierlehrer in der österreichischen Residenzstadt.

Brief vom 14. Juni 1841. Seite 150. Franz v. Baader starb am 23. Mai 1841 zu München. Vergleiche oben die Anmerkung zu Seite 100.

Brief undatiert 1841. Seite 151. Die Thorwaldsensfeste beziehen sich auf die Festlichkeiten anläßlich des von Thorwaldsen modellierten Schillermonumentes.

Brief vom 19. Juni 1841. Seite 152. Emma von Suckow, geborene von Calatin (1807—1876), und deren Schwester Agnes wohnten zu jener Zeit in München. Frau v. Suckow, bekannter unter ihrem Pseudonym Emma Niendorf, ist als begabte Roman- und Novellenschriftstellerin hervorgetreten. Sie war eine begeisterte Verehrerin Lenaus und stand lange in freundschaftlichem Verkehr mit demselben, den sie in Reinbecks Hause kennen gelernt. Ein wichtiger Beitrag zur Lebensgeschichte Lenaus ist ihr an Einzelheiten reiches Buch: „Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens von Emma Niendorf." Leipzig 1853, in welchem sie Seite 43 ff. auch den hier erwähnten Besuch Lenaus und die Tischgesellschaft, sowie deren Gespräche schildert. Wie hoch Frau v. Suckow nicht nur den Dichter, sondern auch den Musiker Lenau schätzte, davon möge das nachfolgende vergessene Gedichtchen Zeugnis ablegen, welches sie in dem Wiener Taschenbuche „Aurora" für 1847 (Seite 55), das Johann G. Seidl herausgab, veröffentlichte:

Lenaus Geige.

Horch, den Maienschlag, den Frühlingshall!
Eine Geige sagt Ihr? Seht genauer!
Eine Geige, nein, ein Vogelbauer —
Und darinnen sitzt die Nachtigall.

Reinhold Köstlin (1813—1856) seit 1841 Professor der Rechte in Tübingen, ist auch als Novellist und Lyriker hervorgetreten, seine Gattin Josephine geborene Lang, dieselbe, welche an dieser Stelle erwähnt wird, hat verschiedene Lieder Lenaus in Musik gesetzt, und war überhaupt auf musikalischem Gebiete überaus begabt.

Brief vom 29. Juli 1841. Seite 155. Der als Dichter und zuletzt als Generaldirektor der Hoftheater in Wien bekannte und vielgenannte Franz v. Dingelstedt (1814—1881) wirkte zu jener Zeit als ordentlicher Hauptlehrer des Gymnasiums in Fulda. Ein Sammlung „Gedichte" von ihm war schon 1838, seine berühmten „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" sind 1840 erschienen.

Brief vom 24. September 1841. Seite 156. Der erste Teil dieses Schreibens bezieht sich auf den Tod der von der gesamten Hartmannschen Familie und auch von Lenau selbst hochverehrten Freundin des Hauses, Charlotte von Bawr, von welcher in den vorhergehenden Briefen öfter die Rede ist, und welche mit Grüßen zu bedenken der Dichter selten unterlassen hat. Vergl. Seite 10 des Textes und die Anmerkung zu Seite 26 oben.

Brief vom 25. Oktober 1841. Seite 159. Georg Herwegh (1817—1875) hatte eben den ersten Teil seiner „Gedichte eines Lebendigen" herausgegeben, welche in der litterarischen Welt so ungeheures Aufsehen erregten.

Brief vom 14. Januar 1842. Seite 160. Der berühmte englische Harfenvirtuose Eli Parish-Alvars hatte nach seiner Orientreise im Jahre 1842 auch in Wien eine Zahl von Konzerten gegeben. Er war der bedeutendste Harfenspieler seiner Zeit, 1808 geboren und starb im Jahre 1849 zu Wien.

Seite 161. Die Taschenausgabe von Lenaus Gedichten erschien in ihrer ersten Auflage in niedlichem 16° Format und in 2 Bänden 1841 bei Cotta in Stuttgart. Diese zierliche Ausgabe fand außerordentliche Verbreitung.

Seite 162. Die in Rede stehende Grabschrift betrifft den Denkstein der früher erwähnten verstorbenen Charlotte von Bawr.

Brief vom 9. September 1842. Seite 165. Der liebliche, nördlich von Wien nahe bei Klosterneuburg gelegene Ort Weidling, woselbst Schurz und Lenaus Schwester im Sommer wohnten, wurde von dem Dichter gerne aufgesucht, und verschiedene seiner späteren Gedichte entstanden in jenem freundlichen Thale. Dort wollte Lenau, wie er bei einem Spaziergange mit seiner Schwester einmal äußerte, auch seine Grabstätte finden. Neben dem Grabe des Orientalisten Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, der mit Lenau befreundet war und sich noch bei Lebzeiten ein Grabdenkmal im orientalischen Stil selbst errichten ließ, steht denn auch der Steinobelisk, welcher des Dichters Nikolaus Lenau Grabstätte kennzeichnet, auf dem Friedhofe zu Weidling.

Seite 166. Die Fortsetzung des „Mischka", das Gedicht „Mischka an der Maroſch", hat Lenau anfangs November 1842 vollendet. Um dieselbe Zeit hatte ihm Mariette Zöppritz ein Bild des greisen Vaters gesendet, den der Dichter so hoch verehrte. Lenau schickte zum Danke eine zierliche Abschrift des eben vollendeten „Mischka", welche das Datum „Wien, 2. November 1842" trägt, als poetische Gegengabe mit folgenden undatierten Zeilen:

Teure Freundin!

Zum Dank für das liebe Vaterbild, womit Sie mir eine große Freude gemacht haben, erhalten Sie beiliegend mein jüngstes Gedicht. Die Zigeuner sollen Ihnen aufspielen. Schade, daß der kleine Gusterl noch nichts davon versteht; ich möchte sein Gesicht sehen, wenn er solche Teufelsgeiger in Natura sähe und hörte. Grüßen Sie mir Ihre liebe Schwester und den trefflichen Zöppritz und seien Sie selbst herzlichst gegrüßt und bedankt

von Ihrem ergebenen Freunde

Niembsch.

Ich hätte einen längeren Brief geschrieben, aber ich habe mir soviel Müh gegeben, den Mischka für Sie sauber abzuschreiben, daß ich fast etwas müde bin. Adieu.

Franz Freiherr v. Sommarruga (1815—1884) war als juristischer

Schriftsteller thätig und starb als österreichischer Ministerialrat. Er hatte sich am 18. Mai 1841 mit Henriette von Kleyle vermählt und stand zu Lenau in freundschaftlichen Beziehungen.

Brief vom 6. Oktober 1842. Seite 167. Gottlieb v. Greyerz, ein Verwandter der bekannten Therese v. Huber, welche in Hartmanns Hause viel verkehrt hatte, war ebenfalls ein langjähriger Freund des Hauses. Emma Niendorf (Lenau in Schwaben S. 62) erwähnt desselben anläßlich der Schilderung eines Abends bei Reinbeck: „Noch andere Familiengäste waren da: Herr von Greyerz, der sich von Baireuth nach Bern übersiedelt, ein gar biederes Soldatengesicht, oder vielmehr Jägergesicht, denn er ist Forstmann" ꝛc. Greyerz (geboren 1778) war eine hervorragende Autorität auf dem Gebiete des Forstwesens, seit 1810 Forstinspektor in Augsburg, später in Baireuth; er wurde 1842 pensioniert und starb 1855. Vergl. Allgemeine deutsche Biographie (Leipzig 1876) Band 9.

Die erste Sammlung der „Gedichte" von Betty Paoli (Elisabeth Glück 1815—1894) der hochbegabten österreichischen lyrischen Dichterin erschien 1841 mit der Widmung: „Nikolaus Lenau empfange diese Blätter als Zeichen freudigster Anerkennung und innigster Bewunderung von der Verfasserin." In der Sammlung ist auch das von hoher Verehrung eingegebene schöne Gedicht: „An Lenau" enthalten; das eigentliche Widmungsgedicht, welches den Band eröffnet, sei hier mitgeteilt:

Widmung.

An Lenau.

In Hellas' morgenfrischen Tagen
Umwebt von rof'ger Träume Flor,
Da lieh das Volk den heitern Sagen
Der Dichter gern ein gläubig Ohr.

Der jungen Menschheit Seele, offen,
Lauscht freudig auf den süßen Ton,
Der Dichter schuf aus seinem Hoffen
Und seinem Traum die Religion.

Allein seit in des Nichtseins Leere
Der Götter bunte Schar zerstob,
Seit sich die heil'ge Gotteslehre
Am Kreuz auf Golgatha erhob;

Seit Christus' Wort dem Erdenstaube
Auf Engelschwingen uns entrafft,
Ist es des Herzens tiefer Glaube,
Der nun hiefür den Dichter schafft.

Und ſtatt des Heidentumes Muſen
Und ihrer längſt verſunknen Spur,
Blühn jetzo in des Künſtlers Buſen
Des Chriſtentums drei Engel nur.

Drei Engel, die in ew'ger Neuheit,
Wenn auch nicht allwärts noch erkannt,
Als Glaube, Liebe und als Freiheit
Durchgeiſtigen das Erdenland!

Die ſich in jedem Bilde malen,
Die tönen aus jedwedem Lied,
Die aus jedwedem Kunſtwerk ſtrahlen,
Das aus beruf'nem Geiſte zieht.

So laß mich denn verehrend grüßen
Aus meiner Seele Innigkeit,
Dich, den mit himmelreinen Küſſen
Zu ihrem Dichter ſie geweiht!

Dich, den vor Vielen ſie erkoren,
Zu künden ihr erhab'nes Wort,
Und der ſich ihnen zugeſchworen
Als Streiter für der Menſchheit Hort!

O wirke fort, wie du begonnen,
Voll Liebes- und voll Freiheitsdrang,
Und laſſ' die Strahlen dreier Sonnen
Verein'gen ſich in deinem Sang.

O leuchte fort als heil'ge Flamme,
Verklärend dieſe dunkle Bahn,
Und richte, ſegne und verdamme,
Wie du es kühn bis jetzt gethan.

Wer tief, wie ich, den Geiſt empfunden,
Der ſüß aus deinen Worten bricht,
Der ahnet, daß in hohen Stunden
Die Gottheit ſelber zu dir ſpricht.

Brief vom 29. Oktober 1842. Seite 168. Theobald iſt der einzige Sohn Juſtinus Kerners (1817 geboren), welcher ſpäter ebenfalls

dichterisch sich bethätigte. Sein 1893 herausgegebenes inhaltsreiches Buch „das Kernerhaus und seine Gäste“ enthält auch Angaben über Nikolaus Lenaus Aufenthalt in Weinsberg und Bemerkenswertes zur Charakterisierung des Dichters.

Brief vom 21. November 1842. Seite 170. Über das Gedicht „Mischka an der Maroſch“ vergl. die Bemerkung zu Seite 166 auf Seite 253.

Brief vom 14. Dezember 1842. Seite 170. Der später hervorragende Rechtsgelehrte Dr. Joseph v. Würth (1817—1855) starb als Oberlandesgerichtsrat. Er hatte sich insbesondere durch seine strafprozeßualischen Arbeiten in Fachkreisen einen Namen gemacht.

Seite 171. „Die Albigenser. Freie Dichtungen von Nicolaus Lenau“ waren 1842 bei Cotta in Stuttgart kaum erschienen, bald vergriffen.

Brief vom 16. Januar 1843. Seite 172. Gottlob Friedrich Steinkopf, dessen schon im Texte Seite 5 als Lehrer Emiliens Erwähnung geschah, war 1779 geboren und ausgezeichnet auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, er wurde 1833 Professor und 1845 Vorstand der Kunstschule in Stuttgart. Verschiedene seiner Bilder gingen in den Besitz König Wilhelms über. Er starb 1860. Man vergleiche über ihn das ansprechende Lebensbild in dem schätzenswerten Buche: „Württembergische Künstler in Lebensbildern von Dr. August Wintterlin“ (Stuttgart 1895) Seite 222 ff.

Brief vom 21. August 1843. Seite 175. In dem hier mitgeteilten Gedichte: Die Nonne und die Rose“ sind die zwei ersten Zeilen der zweiten Strophe in der Fassung:

Ein Rose sahst du beben
Schöne Nonne dort am —

von Lenau niedergeschrieben und durchstrichen.

Seite 176. Mit dem badischen Gesandten Freiherrn von Porbeck, der insbesondere dem Dichter in den schwersten Tagen vielfach beistand, war dieser schon seit längerer Zeit befreundet.

Brief vom 6. September 1843. Seite 177. Der geistvolle Ästhetiker und Dichter Michael Enk von der Burg (1788—1843) war Benediktiner im Stifte Melk, und Professor an dem Stiftsgymnasium daselbst. Von seinen ästhetisch-kritischen Schriften sind insbesondere die 1834 erschienenen „Briefe über Goethes Faust“ sehr bemerkenswert. Mit Lenau hatte Enk in dem mehrerwähnten silbernen Kaffeehause Neuners freundschaftlich häufig verkehrt. Das unglückliche Ende des geistvollen Mannes hatte in Wien außerordentliches Aufsehen gemacht.

Brief vom 20. September 1843. Seite 179. Die nördlich von Wien gelegene Ortschaft Döbling, welche heute dem Stadtgebiete selbst einverleibt ist, war früher als Sommeraufenthaltsort sehr beliebt und bot ländliche Ruhe und Stille. In Oberdöbling befindet sich auch die Irrenanstalt,

in welcher der unglückliche Dichter Lenau später geistig umnachtet seine Tage beschloß.

Brief vom 5. Oktober 1843. Seite 183. Eine Stelle, welche sich auf eine noch am Leben befindliche Persönlichkeit bezieht, ist bei — — — im Texte ausgelassen.

Zum vollen Verständnisse des Scherzes „Kadl futtre's Fadl" sei hier bemerkt, daß ein junges Schwein im niederösterreichischen Dialekte mit Fadl bezeichnet wird. Ebenso ist der Ausdruck Kadl mundartliches Diminutiv des Namens Katharina.

Brief vom 1. November 1843. Seite 186. Fürst Friedrich Schwarzenberg (1800—1870), der Sohn des Fürsten Karl Philipp, war eine in Wien sehr bekannte Persönlichkeit und hatte insbesondere nach der Veröffentlichung seiner Skizzen „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts", von denen zunächst ein Teil in Witthauers „Wiener Zeitschrift" erschien, große litterarische Popularität erlangt. Die Lanzknechtskizzen erschienen sodann von 1844 bis 1848 in 5 Bänden selbständig, jedoch nicht im Buchhandel, in den sie nie gekommen sind. Wegen seiner feinsinnigen geistvollen Schreibweise zählt Fürst Schwarzenberg zu den hervorragendsten Prosaisten Österreichs jener Zeit.

Seite 187. Der schon in der Anmerkung zu Seite 122 erwähnte Louis Mayer, Bruder des Dichters Karl, ist kurze Zeit darauf, im Winter des Jahres 1843, wirklich seinem Leiden erlegen.

Seite 188. Die Erwähnung Erzherzog Karls, des berühmten Siegers von Aspern erinnert an das Gedicht Lenaus: „Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl. Prolog, gesprochen in Wien am 17. April 1843". Dieser Prolog ist jedoch erst nach dem Tode des Dichters in seinen von Anastasius Grün herausgegebenen „dichterischen Nachlaß" (Stuttgart 1851) aufgenommen worden. Es wurde im April 1843 zu Wien das fünfzigjährige Jubiläum des von Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde erworbenen Maria Theresienordens, der höchsten kriegerischen Auszeichnung in Österreich gefeiert. Die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst veranstaltete zu jener Feier einen großen Tonwettkampf, und an Lenau ward das Ersuchen gestellt, einen Prolog zur Eröffnung desselben zu verfassen. Eine goldene Medaille, welche zu Ehren des Gefeierten geprägt worden war, und die nur noch acht fürstliche und gekrönte Personen erhielten, wurde das Zeichen des Dankes, welches der Erzherzog dem Dichter für dessen formvollendete edle Dichtung übersandte. Diese erschien dann in Witthauers „Wiener Zeitschrift", sowie auch in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", ist jedoch absichtlich von Lenau in die Sammlung der Gedichte nicht aufgenommen worden. „So übertrieben mied er auch schon nur den bloßen Schein von lohngieriger Schmeichelei und knechtischer Kriecherei, und beherrschte ihn die Besorgnis, es könnte jenes Heldenlied vielleicht doch hie und da für ein von ihm verpöntes ‚Fürstenlied'

gehalten werden." Schurz, welcher in Lenaus Leben II Seite 107 ff hierüber berichtet, erzählt noch Ausführliches über die Entstehung und die Schicksale dieses Prologes, ebenso mit Lenaus eigenen Worten Emma Niendorf in dem Buche Lenau in Schwaben, Seite 154 ff.

Brief vom 9. Januar 1844. Seite 189. Obermedizinalrat Dr. Karl C. Schelling (1783—1855) einer der hervorragendsten Ärzte Württembergs, war Hausarzt im Hause Hartmann-Reinbeck und hatte dem Dichter, wenn er sich unwohl fühlte, öfter mit seinem Rate beigestanden. Auch in den verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1844 war Dr. Schelling es hauptsächlich, welcher den Schwererkrankten behandelte.

Seite 190. Der niederländische Maler R. van Haanen (1812—1894) war 1836 nach Wien übergesiedelt, er galt als ein vortrefflicher Landschafter. Die erwähnte Landschaft des Wasserfalles Waldbachstrub bei Hallstadt ist eines der besten Bilder, welches Emilie von Reinbeck gemalt hatte.

Brief vom 29. April 1844. Seite 195. Der erste Teil der Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach ist 1843 erschienen und die übrigen Bände folgten bald nach. Auerbachs Art der Behandlung der Dorfgeschichte lenkte damals die allgemeine Aufmerksamkeit dem begabten Erzähler zu. Lenau hatte den Verfasser persönlich im April 1844 ebenfalls in dem gastfreien Hause bei Reinbeck kennen gelernt und sich mit dem Poeten bald befreundet. Die Bekanntschaft und den Verkehr mit demselben schildert Auerbach in seinem umfangreichen Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung," welcher in der Zeitschrift „Deutsches Museum" Jahrgang 1851, Seite 48 ff. erschienen ist, wobei allerdings der Verfasser die Herzlichkeit der Beziehungen Lenaus zu dem Hartmann'schen Hause nicht so innig hervortreten läßt, als sie wirklich waren.

Brief vom 5. August 1844. Seite 195. Lenaus Verlobung mit Marie Behrends erfolgte eigentlich am 17. Juli 1844 in Baden-Baden, wo der Dichter die Dame mit ihrer Mutter kennen gelernt hatte. In neuerer Zeit hat Paul Weisser in der „Deutschen Rundschau" (Band 61, Seite 420 ff.) die Aufzeichnungen der Braut Lenaus und die Briefe des Dichters an sie unter dem Titel „Lenau und Marie Behrends" in sehr dankenswerter Weise veröffentlicht und damit über viele unbekannte Thatsachen und Ereignisse aus jener Zeit, welche den Dichter betreffen, reiche und wertvolle Aufklärung geboten. Insbesondere erscheint die Mitteilung der Briefe Lenaus an die Mutter Mariens, Frau Schöff Behrends, an Marie selbst und an Dr. Adolf Behrends, den Bruder derselben, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit für die Beurteilung des Zustandes, in welchem sich Lenau zu jener Zeit befand.

Brief vom 5. September 1844. Seite 196. Über die geschäftliche Verlagsangelegenheit mit Cotta, welche Lenau zu Stuttgart ins Reine bringen wollte, berichtet Schurz, „Lenaus Leben" II, Seite 183.

Seite 197. Das merkwürdigerweise in jener Zeit zum Abschlusse ge-

brachte dramatische Gedicht Don Juan von Lenau ist auch erst im „Dichterischen Nachlasse“ nach Lenaus Tode erschienen.

Zu den Aufzeichnungen über Lenaus Erkranken von Emilie von Reinbeck.

Die Aufzeichnungen über Lenaus Erkranken finden sich von Emiliens Hand geschrieben in einem gebundenen Büchlein in Oktav, welches auf 122 Seiten damit gefüllt erscheint, während der übrige Teil weiße Blätter enthält. Es ist bei dem hier erfolgten Abdrucke nichts ausgelassen worden, um die Ursprünglichkeit zu wahren. Kleine Schreibversehen nur sind geändert und einige Namen, die durch Anfangsbuchstaben angedeutet erscheinen, vollständig wiedergegeben.

Man ersieht aus diesen schlichten Blättern, mit welch rührender Hingabe und Aufmerksamkeit Emilie von Reinbeck sich des edlen Unglücklichen annahm und wie thatsächlich sie allein noch längere Zeit im stande war, auf den umnachteten Geist einzuwirken. Ihr Gatte Georg von Reinbeck schreibt in dem schon eingangs dieses Buches erwähnten „Lebensabrisse“ seiner dahingeschiedenen Gattin, und es dürfte von Wert sein die ganze Stelle hier beizusetzen, da jener Lebensabriß nicht im Buchhandel erschienen ist:

„Hier zeigte sich die Kraft eines echten edlen Frauenherzens. Sie allein behielt einige Gewalt über ihn und gab sich seiner selbst oft gefahrdrohenden Pflege hin mit einer Anstrengung und Besonnenheit, welche fast Menschenkraft — ihre Körperkraft wenigstens weit überstieg. Er wollte sie keinen Augenblick von sich lassen. Welch' ein Seelenleiden, als sie diesen hohen Geist, an dessen Strahlen sie sich zu sonnen gewohnt war, so verdüstert sahe. Welch' ein Kampf, als nichts anderes übrig blieb, als ihn mit List und Gewalt dem gastfreundlichen Hause, das er als sein Vaterhaus zu betrachten gewohnt war und in welchem er als Sohn und Bruder betrachtet wurde, zu entreißen und ihn in die Heilanstalt für Geisteskranke nach Winnenthal zu transportieren, wohin ihn sein und unser Freund Gustav Pfizer begleitete und dem Emilie mit den nötigen Effekten nachfolgte. Ihre mütterliche Sorge für den unglücklichen Freund und seine Bedürfnisse endete nur mit ihrem Leben. Tief erschütternd war die Ankunft der geängstigten liebenswürdigen Braut und ihrer Mutter gerade in dem Augenblick, als der Bräutigam weggeführt wurde. Wie tief fühlte Emilie das trostlos unglückliche Schicksal der Ärmsten, die sie jetzt zum erstenmale sahe, die sich aber bald mit kindlicher Liebe der Freundin ihres Geliebten anschloß und in dieser den einzigen Trost fand, dessen ihr zerrissenes Herz noch fähig war! — Von diesen schrecklichen Tagen an hatte Emilie keinen gesunden Augenblick mehr und rührte auch keinen Pinsel mehr an. Sie lebte nur noch für ihren Gatten und den liebevollen engeren Familienkreis, der den innigst geliebten ehrwürdigen Vater umschloß. Hier fand sie selbst noch Augen-

blicke der Heiterkeit, in welchen ihr feiner Humor oft noch seine nie verletzenden Blitze schleuderte. Ernstere Lektüre, besonders naturgeschichtliche, religiöse oder Menschenkenntnis befördernde Schriften — (ihr wißbegieriger Geist lechzte immer nach kräftiger Nahrung und Stärkung) — aber auch geistreiche Dichtungen und Erzählungen — Handarbeiten und ihre Haushaltung erfüllten ihre oft sehr einsamen Tage, und gefaßt und ergeben sah sie auf dem achtzehnwöchentlichen Schmerzenslager dem Ende entgegen, das ihr von der unermüdlichsten Pflege schwesterlicher Liebe erleichtert, ja erheitert wurde."

So weit Reinbeck. Bis zur Übersiedlung des Kranken nach Winnenthal, so lange er noch in Reinbecks Hause war, hatten der Seite 189 und 258 erwähnte Obermedizinalrat Dr. K. Schelling und Staatsrat Dr. W. E. Ludwig, letzterer eine medizinische Capazität (er starb 1865 als Direktor des Medizinalkollegiums) den Dichter in ihrer ausgezeichneten ärztlichen Behandlung. Während Lenau in der Heilanstalt zu Winnenthal war, ließ sich Emilie von Reinbeck bis zu ihrer letzten schweren Erkrankung von dem Leiter und Vorstande Dr. Albert Zeller stets genauen brieflichen Bericht über den Zustand des verehrten Kranken erstatten, und diese Berichte atmeten damals selbst im Jahre 1846 stets noch Hoffnung und Zuversicht. Zeller, welcher mit den Familiengliedern des Hauses Reinbeck-Hartmann ebenfalls auf freundschaftlichem Fuße stand, galt für einen der besten deutschen Psychiater und dürfte auch die Erwähnung von Interesse sein, daß Zeller sogar seinen poetischen Sinn in der später (1851) von ihm unter dem Titel: „Lieder des Leides" herausgegebenen und öfter aufgelegten Sammlung eigener Gedichte bekundete. Zwei der letzten Briefe Zellers mögen, da sie auch des getreuen und in schlichter allerdings dürftiger Weise selbst poetisch thätigen Wärters des unglücklichen Dichters Erwähnung thun, hier mitgeteilt sein:

Winnenthal, den 20. Februar 1846.

Verehrteste Frau Hofrätin!

Die letzte Zeit ging es meist sehr leidlich mit unserem teuren Kranken. Sein Violinspiel war oft wieder geistreicher und geordneter als seit lange und in seiner Lektüre mehr klare Aneignung und Aussprache als seit Monaten. Doch liegt noch immer eine Decke über seinen Augen und auch an stürmischen Stunden und Tagen fehlte es nicht. Die neueren Kernerschen Gedichte machen ihm noch immer große Freude. Sie haben wohl die Güte ihm bald wieder eine Partie „Morgenblätter" zu schicken. Wie poetisch auch sein Wärter ist mag Ihnen beifolgendes Lied desselben zeigen. Man sieht dem kräftigen schlichten Winzer keine solche Empfindung und Sprache an, und wie ich ihn um eine Abschrift für Sie bat, wurde er glutrot und bat doch ja sein Gedicht niemand zu zeigen. Es wird Ihnen jedenfalls wie mir wohlthuend sein zu wissen, daß ein Mensch von Gefühl und voll Verehrung um den edlen Niembsch

ist. Sie würden mich auch sehr verbinden, wenn Sie mir den im Januar oder Februar d. J. im Morgenblatt erschienenen Bericht über Schuberts Seelenstörungen senden wollten.

Mit inniger Verehrung und den besten Wünschen für Ihr Wohlergehn

Ihr ergebenster Diener

Dr. A. Zeller.

Diesem Schreiben Dr. Zellers liegt das nachfolgende Gedicht des Wärters Sachsenheimer bei, welches zwar weder schwungvoll noch überhaupt korrekt ist, aber doch des biedern Mannes warmes Mitgefühl für seinen berühmten Kranken ausdrückt und immerhin als eine dichterische Äußerung des schlichten Wärters, der stets bei dem Unglücklichen weilte, und als Zeichen teilnehmender Gesinnung einige Aufmerksamkeit verdient.

Am 19. Februar 1846.

Herr von Niembsch, der Frühling lauert
Hinter Busch und Hecken,
Plötzlich wird er treten vor
Wird sein Veilchen wecken.

Bald wird er in bunter Tracht
Berg' und Thäler kleiden,
Ha! dem Alten wird schon bang
Weil er bald muß scheiden.

Auch das deutsche Publikum,
Hat schon lang gelauert,
Manchem braven deutschen Mann
Hat die Haut geschauert.

Guten Mut! Es wird auch bald
Uns der Frühling blühen,
Fröhlich über Berg und Thal
Wird Herr Lenau ziehen.

Neu gestärket wird er dann
Liebeslieder reimen.
Holder Frühling tritt hervor
Thu dich nicht versäumen.

Nicht lange darnach teilte Dr. Zeller folgendes mit:

Winnenthal, 26. Februar 1846.

Verehrteste Frau Hofrätin!

Nur in kurzem die Versicherung, daß die letzten 8 Tage wieder neben allen gewaltsamen Unterbrechungen recht erfreuliche Lichtpunkte darboten wie z. B. daß N. das erstemal wieder seit einem halben Jahre sehr eifrig nach seiner Braut frug und ob keine Briefe von ihr da seien. So frug er auch, ob nicht von seinen andern Freunden welche da seien. Haben Sie deshalb die Güte ihm wieder zu schreiben. Da Sie das Gedicht von seinem Wärter Sachsenheimer erfreute, lege ich Ihnen ein anderes bei, das er mir vor acht Tagen gab. Teilen Sie aber beide denen mit, die die schlichte treue Gesinnung verehren wie Sie und die verehrten Ihrigen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. Alb. Zeller.

Dr. Albert Zeller ist 1877 dreiundsiebzig Jahre alt gestorben.

Am 15. August des Jahres 1846 hatte Emilie von Reinbeck ausgerungen.

Den bittersten Moment, die Überführung Lenaus nach Oberdöbling zu erleben, war dieser treuen aufopfernden Freundin erspart geblieben.

In Begleitung des Schwagers Anton Schurz und des Wärters Sachsenheimer wurde kaum ein Jahr später, am 13. Mai 1847, der Kranke von Winnenthal in die Irrenanstalt Dr. Görgens nach Oberdöbling überführt, man hatte die Hoffnungslosigkeit einer Genesung in Winnenthal erkannt. Mancher dichterische Freund besuchte auch hier den Geistesumnachteten innerhalb der nächsten drei Jahre, während welcher noch der Geistesfunke in ihm sich regte, aber in späterer Zeit erkannte er fast niemand mehr. Am 22. August 1850 um 6 Uhr morgens erlöste der Tod den Dichter Nicolaus Lenau von seinem Leiden und am 24. August abends wurde er in dem idyllisch gelegenen Friedhofe zu Weidling, wie er es einst gewünscht hatte, zur Ruhe bestattet.

Die unglückliche Braut Lenaus, Marie Behrends, starb hochbetagt am 6. September 1889 in Frankfurt a. M. und die von Paul Weiffer veröffentlichten, oben Seite 258 erwähnten, dieselbe betreffenden Mitteilungen haben wertvolle Aufklärung über deren Verkehr mit Lenau geboten. Viele ihrer Briefe hat wohl Lenau nebst andern Papieren in jener Schreckensnacht mitverbrannt. Doch können hier noch einige Briefstücke, welche zu Lenau und seiner Braut in Beziehung stehen und wenigstens ein Schreiben der letzteren

selbst mitgeteilt werden, das allerdings nicht an den Bräutigam, sondern an Mariette Zöppritz gerichtet ist, welche, da Marie Behrends mit gewohnter Herzlichkeit im Hause Reinbecks aufgenommen wurde, bald auch der unglücklichen Braut Lenaus ihre freundschaftliche Gesinnung weihte.

Karl Schurz, welcher als der Berufendste bald nach dem Tode des Dichters an die Herausgabe eines großen biographischen Werkes über den verehrten und geliebten berühmten Toten dachte, richtete zum Behufe der Erlangung von Auskünften an alle, welche dem Dahingeschiedenen nahe gestanden und mit ihm brieflich verkehrt hatten, die Bitte, zum Behufe der genauen Ausführung seines Werkes ihm Briefschaften zu überlassen. Marie Behrends wollte aber durchaus nicht ihre bezüglichen Papiere der Öffentlichkeit preisgeben. Karl Schurz schrieb in der Folge an das Fräulein die nachstehenden Zeilen, welchen auch Therese Schurz, Lenaus Schwester, die Marie nicht persönlich kannte, einen Brief beilegte. Beide charakteristische Schreiben folgen hier:

Wien, den 11. Oktober 1850. Nachts.

Verehrtes Fräulein!

Gestern Nachmittags wurden wir hier, denn auch Therese war eben von Weidling herin, von einem angenehmen Besuche aus Schwaben überrascht. Herr Ernst Müller von Stuttgart, Sohn des verstorbenen Konsistorialsekretärs Müller und einer Schwester meines Freundes, des Dichters Karl Mayer zu Tübingen, beehrte uns auf seiner Heimreise aus Kärnten und Steiermark. Da Sie nun leider, anstatt mir, wie ich gewünscht hatte, Briefe Lenau's an Sie, die wohl Beiden nur zur Ehre gereichen hätten können, mitzuteilen — vielmehr sogar Ihre eigenen an Lenau abverlangten, — so benütze ich die wie von selbst sich darbietende Gelegenheit zu deren Übermittelung. Herr Müller hatte die Gefälligkeit, dieselben unter einem Couvert an Herrn Direktor Weisser zu übernehmen. Es sind 12 Briefe, alle nur von Ihnen, und keiner darunter von Ihrer Frau Mutter; alle erst nach Ausbruch der traurigen Krankheit Lenaus. Die älteren, die er besessen haben dürfte, mag er ohne Zweifel am 11. Oktober 1844 (also gerade heute vor 6 Jahren, wo es in Dr. Schellings Bericht heißt: „in seiner Angst raffte er viele seiner Papiere zusammen und verbrannte sie in seiner Waschschüssel") — den Flammen überliefert haben.

Liebes Fräulein, Sie unterschätzen — dünkt mich — die Liebe der Welt zu Lenau, wenn Sie etwa meinen, Lenaus Liebe zu Ihnen ginge nur Lenau und Sie allein, gar nichts aber die Welt an. Wäre Lenau irgend ein dunkler Bürger oder Bauer gewesen, so könnte man sagen: laßt ihn in Frieden unbekannt, wie er früher gewesen, auch nun im Grabe schlafen; aber er war ein Dichter, und überdies ein lirischer Dichter, der ganz unaufgefordert von der Welt mit allen Schmerzen seiner reichen Brust vor alle Welt hintrat, ihr die Arme entgegenstreckte, und rief: „Siehe, so bin ich! Willst du, kannst du mich lieben?" — Beide, Welt und Lenau, fielen sich Brust an Brust, und der

heilige Bund war nicht auf bestimmte Frist, nur etwa bis zum Juni 1844, sondern auf ewige Zeiten — geschlossen. Sie können also nicht verlangen — (Sie verargen mir wohl nicht, daß ich so aufrichtig rede?) — der Lenau des Juli 1844 soll ausschließlich nur Ihrer, und niemandes Anderen sein: die tausend und tausend Herzen, die ihm bis dahin folgten, erheben laute Einsprache, sie dulden eine solche grausame Entziehung nicht. Dies ist der Grund, warum ich glaube, daß der Welt das schöne Verhältnis ihres Schoßlieblings Lenau zu Ihnen, mein verehrtes Fräulein, nicht umschleiert, sondern vielmehr enthüllt werden sollte. Es gewänne sonst fast den Anschein, als ob Sie sich desselben schämten, während Ihr in jeder Beziehung höchst ehrenhaftes und preiswürdiges Benehmen bisher doch gerade das Gegenteil auszusprechen schien.

Ich entsage daher auch noch jetzt nicht ganz der Hoffnung, daß Sie mir noch selbst für die Lebensgeschichte des größten deutschen Lirikers Mitteilungen machen oder machen lassen werden. Übrigens ist es meine Absicht durchaus nicht, Sie hiezu etwa zu nötigen. Ich kann es ja nicht, und wenn ich es könnte, wollt' ich es nicht. Was ich sprach, entsprang aus Liebe zum toten Bruder, und der ihn liebenden lebenden Welt. Sie sind ein scheues, zages Mädchen, ich ein offener, freier, kühner Mann; ich bescheide mich gern, daß unsere Ansichten himmelweit von einander abweichen, und dessen ungeachtet eins so brav als das andere sein kann. Dies Wort — fruchtlos und — seien Sie sicher! — keins je mehr in dieser Angelegenheit! — Nur wiederhole auch dann Freund Weiffer nicht mehr seine Beschuldigung: „Ich hätte Sie allzukurz abgefertigt!" — Wer nichts weiß, — wie soll der reden? —

Einstweilen floßen mir Nachrichten aus Tübingen, Koburg, Pest, Kopenhagen, und eine kleine artige auch schon aus Stuttgart zu. Stuttgart und Frankfurt müssen sich sehr wacker rühren und die Herzensschleuse hoch aufziehen, wenn sie nicht allzuweit hinter dem freudigen, gemütlichen, zutraulichen Wien zurückbleiben wollen. Gott geb' es!

Nichts als Lenau! werden Sie denken. Aber red' ich denn nicht zu seiner guten treuen Braut? — Von was ihr Wohlgefälligerem könnte ich denn sonst sprechen? — Er lebt und webt in mir wie in Ihnen. Mit der Hand, die die seinige hundertmal drückte, und sein brechendes Auge schloß, winke ich Ihnen teilnahmvoll Lebewohl.

Schurz.

Teures Fräulein!

Ihr liebes freundliches Schreiben hat mich innigst erfreut und gerührt. Knüpfen sich an dasselbe auch viele trübe Erinnerungen, war es mir doch sehr angenehm, von Ihnen zu hören. O glauben Sie, daß, obwohl wir einander ferne gestanden, fremd geblieben, ich dennoch immer den wärmsten Anteil an

Ihrem höchſt traurigen Schickſal nahm — war dann Ihr Kummer nicht auch der meinige? — —

Armer Bruder! wer ahnte dies! es ſind nur ſechs Jahre vorüber, daß du Abſchied von deiner Heimat und Lieben nahmſt. Ich hoffte damals Gutes für ihn; ſein ſturmbewegtes Leben hätte ſich ja an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gattin ruhiger, zufriedener geſtalten können; vieles ſprach er von Ihnen, liebes Fräulein, der teuren Braut, Ihren ſchönen Tugenden, wahrer Herzensgüte, daß ich mich ſchon freute, Sie bald als liebe Schweſter, nahe Verwandte umarmen zu können. Die Vorſehung hat es aber anders gewollt; kein Glück war ihm beſchieden hier auf Erden, nur Leiden im vollſten Maß, bittere ſchwere Leiden. Ach, es ſchmerzt und kränkt mich ſo tief, wenn ich an alles denke; ſein Unglück war gar ſo groß! Dieſer hohe göttliche Geiſt mußte ſolch ein Ende nehmen! Doch ich klage zu viel in Ihre wunde Seele; es iſt ja nun alles gut: ſein Todesengel hat ihm Ruhe und Friede gebracht; möge der Unvergeßliche ſanft ſchlummern! ſein Sterben iſt neues Auferſtehen und ein Fortleben. Gott tröſte ihn, wie auch Sie — — teure Marie, kommen Sie an das Grab; hier aus meinem Fenſter können wir darauf blicken; es iſt ſo ſchön mit friſchen Blumen und Kränzen von meinen Kindern geſchmückt; viele Menſchen beſuchen es, und manche Thräne benetzt den Hügel.

Des Himmels Segen über Ihr Haupt! Vergeſſen Sie alten Schmerz und denken Sie manchmal der Schweſter Ihres lieben Niembſch, die ihnen einen Kuß auf die Stirne drückt. Mit vollſter Achtung Ihrer Mutter mich empfehlend, Ihre treue

Thereſe.

Mein Mann wird ſelbſt ſchreiben wegen den Briefen; mögen dieſelben als heiliges Andenken in Ihren Händen bleiben, wir haben kein Recht darauf.

Die Antwort Mariens auf dieſe Schreiben liegt uns leider nicht vor, dagegen ein Brief derſelben an Mariette v. Zöppritz, welcher Freundin Marie Behrends über ihren Aufenthalt in Stuttgart, wo ſie bei dem Schwager der Adreſſatin, Kanzleidirektor Weiſſer, als Gaſt ſich befand, und auch über den Eindruck berichtet, den obiges Schreiben von Schurz auf ſie ausgeübt hat. Dieſer Brief lautet:

Stuttgart, den 17. Oktober 1850.

Liebe Mariette!

Nochmals herzlichen Dank für die ſchönen Tage, die ich bei dir zubrachte, ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich lange nicht ſo vergnügt war wie bei dir. Die freundliche Aufnahme die mir in deiner ganzen Familie geworden und das Leben voll Einigkeit darin hat mich ſehr angeſprochen, und mir ſo wohl gethan. Deine Freundſchaft iſt mir während unſeres Zuſammen-

ſeins ſo recht fühlbar geworden. Es iſt doch ganz etwas anders, wenn man ſich längere Zeit ſieht und ſpricht, man kommt ſich um vieles näher, und die Erinnerung an deine Güte, deine Teilnahme und dein Vertrauen werden noch lange bei mir nachwirken.

Wir ſind recht ſchnell und gut hier angekommen, und wenn ich mich durch einen Brief des Herrn Schurz nicht hätte über alle Maßen aufregen laſſen, ſo wäre die Reiſe mir auch ganz gut bekommen, aber ſo mußte ich die Alteration geſtern den ganzen Tag mit Kopfweh büßen. Ich wollte nur, du könnteſt dieſes Meiſterſtück leſen, er will mich eben durchaus zur Herausgabe von Niembſch's Briefen bewegen und ſchreibt unter anderm: „Sie unterſchätzen die Liebe der Welt zu Lenau, wenn Sie etwa meinen, Lenaus Liebe zu Ihnen ginge nur ihn und Sie allein, gar nichts aber die Welt an. Wäre Lenau irgend ein dunkler Bürger oder Bauer geweſen, ſo könnte man ſagen, laßt ihn in Frieden“ u. ſ. w., ferner: „Sie können nicht verlangen, der Lenau des Juli 1844 ſoll ausſchließlich nur Ihnen und niemand anderer ſein, die tauſend und tauſend Herzen, die ihm bis dahin folgten, erheben laute Einſprache dagegen. Dies iſt der Grund, warum ich glaube, daß der Welt das ſchöne Verhältnis Lenaus zu Ihnen nicht umſchleiert werden ſollte. Es gewänne ſonſt faſt den Anſchein, als ob Sie ſich desſelben ſchämten, während Ihr in jeder Beziehung höchſt ehrenhaftes und preiswürdiges Benehmen bisher doch gerade das Gegenteil auszuſprechen ſchien.“ Dann kommt eine Stelle wo er ausruft: „Sie ſind ein ſcheues, zages Mädchen, ich ein offener, freier, kühner Mann.“ Iſt dir je etwas Ähnliches vorgekommen, jetzt kann ich darüber lachen, aber im erſten Augenblick war ich ganz außer mir darüber. Hingegen hat mir der Brief der Frau Schurz unausſprechliches Vergnügen gemacht, ſie ſchreibt mir ſo liebevoll und herzlich. Sie muß eine gute liebe Seele ſein, und es iſt mir eine wahre Herzenserleichterung, daß ich, wenn auch ſpät, mich ihr ſo genähert habe und Niembſch's Schweſter ſo gut gegen mich geſinnt iſt.

Die liebe Charlotte haben wir recht wohl angetroffen, ich werde mit ihr nur ein halb Dutzend Theegeſellſchaften beſuchen und habe ihr heute damit gedroht, wenn ich alle Einladungen annehmen ſolle, müſſe ſie mich den ganzen Winter über behalten.

Das ſchöne Wetter heute freut mich hauptſächlich wegen dir, hoffentlich wird dir dein Ausflug recht gut bekommen. Nun lebe wohl, liebe Mariette, empfiehl mich deinem lieben Mann und ſag ihm meinen wiederholten herzlichen Dank für alles Gute, was ich in Eurem Hauſe genoſſen. Ebenſo empfiehl mich der ganzen Familie Hartmann, vor allen deiner teuren Schwägerin und ihren Eltern; Mariettchen und Emil ſind herzlich gegrüßt, ebenſo Frl. Seeger. Lebe wohl und geſund, erhalte mir deine Liebe, und glaube mir, meine liebe teure Mariette, daß ich mit tiefgerührtem Herzen jedes Zeichen deiner Freundſchaft aufgenommen und dir ewig dankbar bleiben werde. Heute wie immer.

Deine Marie.

Ein alter Freund des unglücklichen Dichters, Johann Gabriel Seidl, welcher sich unter den österreichischen Poeten selbst eines hochgeachteten Namens erfreute, hatte den Freund Lenau noch im Jahre 1848, nachdem die bedeutungsvollen Märztage jene großen freiheitlichen Errungenschaften gebracht hatten, die alle Geister schon so lange erstrebt, in Oberdöbling besucht, aber ach — der umnachtete Geist hatte kein Verständnis mehr für des Freundes Mitteilungen über die großen Ereignisse. Seidl veröffentlichte darauf in demselben „Album österreichischer Dichter“ (Wien 1850), das an erster Stelle auch Lenaus Lebensbild von Anton Schurz, eine Auswahl aus seinen Werken und sein Porträt enthält, das nachstehende, tiefempfundene Gedicht, welches, da jenes Album schon selten geworden und gerade in den mitgeteilten Briefen dieses Buches manch bitteres Wort Lenaus über den damals herrschenden Geisteszwang gefallen ist, den Abschluß dieser Mitteilungen bilden möge:

An Nikolaus Lenau.

(Am 16. März 1848).

Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen.
Schillers „Tell“.

Du kannst den Tag der Freiheit nimmer schau'n,
Des Wahnsinns Nacht hat dir das Aug' geblendet,
Nicht Balsam kann dir in die Seele tau'n,
Was uns das Herz so zaubrisch schnell gewendet!

Aus deiner Stube starrst du dumpf hinaus,
Und fühlst nun bald des ersten Zephyrs Schwingen,
Und siehst nun bald den ersten Veilchenstrauß,
Und hörst nun bald die ersten Lerchen singen!

Doch, daß der erste Zephyr, der dich küßt,
Um von der Stirn den Nebel dir zu streifen,
Ein erster Kuß der jungen Freiheit ist,
Du weißt es nicht, du kannst es nicht begreifen.

Und daß die ersten Veilchen in dem März
Die ersten sind aus freier Heimatsscholle,
Du ahnst es nicht, man steckt sie dir ans Herz,
Und du zerblätterst sie mit stumpfem Grolle.

Und daß die Lerchen, die in kühnem Schuß
Aufsteigen als der Freiheit „Singraketen“,
Zum Himmel tragen unsern Jubelgruß,
Du fühlst es nicht, du kannst nicht mit uns beten;

Kannſt nicht mitdanken, kannſt dich nicht mitfreu'n,
Kannſt nicht — doch nein! ich glaub', du mußt es können:
Wo alle, alle Herzen ſich erneu'n,
Wird Gott ja dir auch neues Leben gönnen!

Ja guter, alter Meiſter Niklas — ja!
Was ſchmerzvoll oft als Wunſch dein Lied durchklungen,
Es iſt! — Als Wahrheit, leuchtend, ſteht es da:
Zum Licht hat Öſtreichs Aar ſich aufgeſchwungen.

Am Tag, der unſern Joſeph einſt uns gab,
Brach alterskrank die morſche Zeit zuſammen,
Des Märzes Idus warfen ſie ins Grab,
Ein Phönix, ſtieg die neue aus den Flammen.

Auf, ſchüttle dich, mein Meiſter, blick umher. —
Siehſt du ſie ſtehn, die Brüder, fromm erglühend,
Im Auge Mut, im Arm die blanke Wehr,
Des Friedens weiße Roſ' am Herzen blühend?

Siehſt du die Lerche, den Gedanken frei,
Der Bande ledig, die den Flug ihr lähmten?
Bald flattern die Verbannten auch herbei,
Ins Neſt heimkehrend, deſſen ſie ſich ſchämten.

Und Eins noch höre, Meiſter! Eins! merk auf:
„Dein — unſer Vaterland iſt mündig!" Meiſter!
Begonnen hat es einen neuen Lauf,
Ein Zauberſpruch erweckte ſeine Geiſter.

Auf, nimm die Leier, Sänger — ſing', du mußt!
Drei Tage ſing', die ein Jahrtauſend wiegen!
Geſchlummert nur, geruht hat deine Bruſt,
Um dieſem großen Stoffe zu genügen.

Du ſchweigſt noch immer? Starreſt vor dich hin,
Und lächelſt kalt?! — Nein, du biſt nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks geſprengten Ketten!

Fahrwohl, mein Meiſter, im lebend'gen Tod,
Dich ruft dein freies Öſterreich vergebens!
So werde denn ſein feurig Morgenrot
Zur ſanften Abendröte deines Lebens!

Johann Gabriel Seidl.

Alphabetisches Namenregister.

Amerika 8. 28. 30 ff. 37. 44. 79 f. 105. 123. 133. 139. 195. 220. 237 f. 247.
Amerling, Friedrich, Maler 115. 249.
Amsterdam 26. 29 f. 238.
Arnstein und Eskeles 68.
Artot, Joseph, Violinvirtuose 69 f. 76.
Atlantisches Meer 37.
Auerbach, Berthold 195. 202. 258.
Auersperg, Anton Anastasius, Graf v. (Anastasius Grün) 74. 78 f. 81. 87. 89. 92. ff. 105. 159. 243 f. 246. 257.
Augsburg 150. 154 f. 163. 173. 213. 240 f. 254.
Aussee 132. 135 f. 151. 153.
Baader, Franz von, Professor 100. 106. 150. 247. 251.
Baden-Baden 201 f. 204 f. 209. 211.
Baltimore 30.
Bartholomäussee 137.
Bauer, Nikolaus 27.
Bauernfeld, Eduard von 241. 243.
Bawr, Charlotte von 10. 26. 40. 46. 53. 56. 71. 79. 86. 89. 91. 94. 108. 113. 116. 132. 134. 139. 154. 237. 245. 252 ff.
Bayreuth 254.
Becher, Doktor, Medizinalrat 42. 47. 239.
Beethoven, Ludwig van 68 f. 73 f. 76. 90. 145. 146.
Behrends, Dr. Adolf 196. 258.
Behrends, Marie 8. 195 f. 202 f. 212. 220. 222. 225 f. 228. 230. 233. 258 ff. 262 f. 265.
Behrends, Frau Schöff-Behrends 209. 220. 233. 258.
Berchem, Nikolaus 27.
Berchtesgaden 241.
Berlin 6. 112.
Bern 254.
Blomberg, Herr v. 113.
Bocklet, Carl, M. Klaviervirtuose 73. 243.
Bremen 110.
Brodhag, Verlagsbuchhändler 83. 243.
Burbach 54.
Burgau 163.
Byron, Lord 57.
Cannstatt 102. 250.
Carl, Erzherzog von Österreich 188. 245. 257 f.
Carl, Herzog v. Württemberg 8.
Chamisso, Adelbert v. 243.
Correggio 27.
Cotta, Verlagsbuchhändler 64. 86. 121. 130 f. 154. 161. 166. 171. 187. 196. 205 f. 253. 258.
Csatád 85.

Dannenberger, Anna Mariette ſ. Hartmann-Dannenberger.
Dannenberger, Hofrat 237.
Dilg, Fräulein 171.
Dingelſtedt, Franz v. 155. 170. 252.
Doblhoff-Dier, Anton Freih. v. 113. 248.
Döbling 179. 188. 248. 256.
Donau 137. 206.
Dornbach 76. 85.
Dräxler-Manfred, Carl Ferdinand, 45. 239.
Duller, Eduard 89. 91. 246.
Ehmann, Pfarrer 13. 15.
Ehrenbaum 154.
Eith 105.
England 170.
Eliſabeth, Kaiſerin von Öſterreich. 249.
Ellinger, Doktor 221.
Enk von der Burg, Michael 177. 256.
Eßlingen 38. 40. 121. 131. 215. 239.
Evers, Carl, Komponiſt 120. 147. 149. 162. 169. 249.
Ferdinand I. Kaiſer von Öſterreich 74. 243.
Feſtetics-Tolna, Helene Gräfin v. 247.
Feuchtersleben, Eduard Freiherr v. 135. 154. 250.
Feuchtersleben, Ernſt Freiherr v. 250.
Fiſchhof, Joſef 147. 251.
Florenz 183.
Frankfurt am Main 195 f. 208 f. 209. 211. 227. 262. 264.
Franck, Guſtav R. v. 145. 251.
Franckh, Verlagsbuchhändler 73.
Frankl, Ludwig Auguſt 241. 243. 246. 250.
Frankreich 170.
Franz I. Kaiſer von Öſterreich 74. 243.
Franz Joſef, Kaiſer von Öſterreich 249.
Freiligrath, Ferdinand 129.
Fulda 252.
Fuſch 155 f.
Garnier 147.
Gaſtein 155.
Gauermann, Friedrich 115. 249.
Geislingen 69.
Gervinus, G. G. 120. 144. 188.
Gewey, Anton 248.
Glück, Eliſabeth (Betty Paoli) 167. 254.
Gmunden 10. 43. 107. 110. 239. 240.
Gmähle (Gmele) 150. 194.
Göppingen 240.
Görgens, Doktor in Oberdöbling 262.
Goethe, Auguſt v. 250.
Goethe, Johann Wolfgang v. 8. 46. 52. 103. 256.
Goethe, Ottilie v. 131. 250.
Golling 55 f. 241.
Goſauſee 240.
Grafenwörth 178.
Greyerz, Gottlieb v. 167. 254.
Grillparzer, Franz 89. 246.
Gröbming 58.
Groß, Karl, Muſiklehrer 145. 162.
Groß-Hoffinger, Anton Johann, 66. 241.
Grüneiſen, Karl, 4. 10. 42. 66. 239.
Gruppe, O. F. 109. 248.
Guarnerius, Joſef 142 f. 147.
Günzburg 163.
Guther, Frau 80.
Haag 248.
Haanen, R. van 190. 258.
Haarlem 27.

Habersdorf 72 ff.
Hallberger, Verlagsbuchhändler 112 f. 248.
Halle 190.
Hallein 240.
Hallstadt 43. 48. 155. 240. 258.
Hammer-Purgstall, Josef Freiherr v. 253.
Hartmann, Johann Georg August v., Geheimrat 2 ff. 17. 23 ff. 30. 33. 40. 42. 45. 48. 69. 79. 85 ff. 91 ff. 95. 108. 113. 116 f. 122. 134. 142. 145. 157. 164. 167. 170. 178. 182. 185. 190. 192. 194 f. 207. 209. 218. 237.
Hartmann (-Dannenberger) Anna Mariette v. 3. 21. 238. 243.
Hartmann, Julie v. 7. 15. 18. 25. 42. 91 f. 95 f. 108. 134. 189. 226.
Hartmann(-Zöppritz) Luise Mariette 7. 15. 17. 25. 46 f. 67. 92. 95. 102. 105. 132 f. 165. 209. 215. 237. 239. 242. 245. 247. 253. 263. 265 f.
Hartmann(-Weisser) Luise 7. 15. 17. 25. 42. 71. 91. 92. 95. 97. 102. 108. 139. 201.
Haßlach 82.
Haßler, Professor 69.
Haug, Friedrich 3. 6.
Heidelberg 3. 21. 24. 178. 194. 201.
Heidenheim 240.
Heilbronn 3. 21.
Heiligenbluter Tauern 155.
Herwegh, Georg 158 f. 252.
Herz, Adolf v. 72. 84. 243.
Hirsch, Musikus 163.
Hochschwab 82 f.
Hofer, Andreas 72.
Hoffmann, Dr. Franz 247.
Hoher Kamp 58.
Holland 28.
Homer 167.
Horaz 56. 82.
Huber, Jakob 138. 251.
Huber, Philipp 133. 138. 250 f.
Huber, Therese v. 4. 254.
Hüttelborf 76 f. 79. 81 f. 243.
Jany, Doktor 163.
Java 30.
Jean Paul s. Richter, Joh. Paul Friedr.
Johann, Erzherzog von Österreich 135. 251.
Ischl 43. 106 f. 134 ff. 152 f. 155 ff. 173. 240 f.
Kärnten 263.
Kaltenbrunner, A. v. 239.
Kandern 246.
Karlsruhe 190. 195. 246.
Katergebirge 117.
Katharina Königin von Württemberg 4. 251.
Keiller, Doktor 88. 246.
Kerner, Justinus 2. 4. 10. 13 f. 18. 23. 38. 66. 89. 92. 112. 146 ff. 166. 183. 185. 245. 260.
Kerner, Theobald 168. 255.
Kiberlen 65. 87.
Kierling 103. 109. 113. 118. 247.
Kleyle, Fritz 82. 84 ff. 242. 245.
Kleyle, Henriette v. 254.
Kleyle, Franz, Joachim, R. v., Hofrat 75 f. 190. 242. 248.
Kleyle v., Hofrätin 62. 85.
Kleyle, Haus 68. 72. 137.
Koburg 264.
Köln 26.
König 148.
Königsberg 248.
Köstlin, August, Regierungsrat 10. 38. 238.
Köstlin, Heinrich, Obermedizinalrat 222.

Köſtlin, Joſefine 252.
Köſtlin, Reinhold 152. 252.
Kolb, Guſt. Eduard, Redakteur 213.
Kompert, Leopold 246.
Kopenhagen 92. 264.
Krems 178.
Lang, Fräulein 152.
Laubamus 121.
Lavater, J. C. 3.
Lebzeltern, Herr v. 125.
Lewald, Auguſt 202.
Leyſe 176.
Lichtenthal 201. 202.
Lieſching 102. 106.
Lindpaintner, Peter Joſ. 113 f. 248.
Linz 110. 164.
Lisbon 31.
Löwenthal, Max von 62. 68. 72. 104. 137. 158. 173 f. 241. 248.
Löwenthal, Sophie 62. 72. 84 f. 153. 241 f. 250.
Loos, Friedrich, Maler 115. 249.
Ludwig, W. S., Doktor, Staatsrat 216. 218. 221 f. 224. 260.
Mannheim 194.
Marko, Karl, Maler 114, 248.
Martenſen, Johannes 92. 95. 246.
Matthiſſon, A. v. 3 f.
Mattuſzinski, Johann, 22. 52. 237.
Mayer, Karl 2. 10. 26. 30. 33. 38. 56 f. 69. 91 f. 116. 129. 146. 162. 237. 245. 250. 257. 263.
Mayer, Louis, Maler 122. 187 f. 250. 257.
Meier, Lucie 1.
Melgonoff 148.
Melk 177. 256.
Mergelſtetten 15. 39. 91. 141. 163. 165. 178. 182. 239.
Metternich, Fürſt Clemens 162.
Metzler, J. B., Verlagsbuchhändler 249.
Michelſen, A. 246.
Mikſchik 78.
Milius 95.
Mödling 208. 211.
Mohl 26.
Montfort 14.
Müller, Ernſt 263.
München 43. 58. 67. 69 f. 100 f. 106. 131. 137. 148. 150. 152. 153. 194. 228. 240 f. 247.
Nagler, K. G. 5.
Napoleon I. 98.
Neckar 110. 194.
Neuberg 57 f. 82.
Neuner, Cafehausbeſitzer 78. 256.
Neuſtädtle 25.
Neuſtift 74.
New-York 33. 133.
Niagara 75.
Niendorf, Emma ſ. Suckow, Emma.
Nordberg, Regierungsrat 184.
Oberdöbling 9. 262. 267.
Oberöſterreich 125.
Oehringen 22.
Oelrichs 133.
Öttker, Advokat 155.
Ohio 31.
Orth bei Gmunden 239 f.
Oſtindien 30.
Paier, Baron 186.
Panowka 202.
Paoli, Betti ſ. Glück, Eliſabeth.
Pappenheim, Graf 152.
Paris 137.
Parish-Alvars, Eli, Harfenvirtuoſe 160. 253.
Paß Lueg 241.
Penzing 62. 68. 75 f. 88.
Peſt 129. 264.
Pfizer, Guſtav 1. 4. 10. 38. 92. 171. 213. 215 f. 218 ff. 224 f. 238. 241. 245.

Pfizer, Paul 66. 92. 172. 220. 241.
Pichler, Karoline 47. 52. 240.
Pinzgau 155.
Porbeck, Freiherr v., Gesandter 176. 188. 209. 215. 219. 221. 256.
Poros 115.
Post, H. v. 105. 133. 139. 247.
Preßburg 88.
Pundor 158. 163.
Rauschenbusch 110.
Regensburg 164.
Reichenau 73.
Reibl 184.
Reinbeck, Georg v. 2. 4. 5 f. 10. 16. 23. 25. 28. 30. 33. 42. 44. 46. 48. 57 f. 60. 64. 67. 71. 75 ff. 81. 84. 87. 97. 99. 102. 104 f. 108. 113 f. 116. 118. 120. 123. 128 f. 132. 134. 136. 138. 141 ff. 145. 147 f. 150. 153 ff. 158. 162. 164. 167. 170. 172. 178. 182. 187. 189. 190. 192. 194 f. 203. 209 f. 212. 225. 242. 246 f. 259.
Rhein 24. 25. 238.
Richter, Johann Paul Friedrich 4.
Rippoldsau 203.
Rischanek 113.
Rom 114. 248.
Rosenkranz, Karl 109. 248.
Rottmann, C., Maler 115. 248.
Rückert, Friedrich 4. 81. 156. 245.
Ruisdael, 27. 46.
Sachsenheimer, 261 f.
Salzach 57.
Salzburg 10. 18. 42 f. 46. 69. 71 f. 100. 102. 107. 150. 239. 240.
Salzkammergut 10. 107. 118. 240.
Sankt Gilgen 240.
Sankt Helena 80.
Sankt Petersburg 6.
Saphir, M. G. 16. 72. 242.
Sauter 126.
Savonarola, Girolamo 247.
Schegge, Herr 94.
Schelling, Dr., Karl, 189. 191. 208. 211. 214 f. 216. 221 f. 258. 260. 263.
Schelling, Friedr. Wilh. Joh. v. 4.
Schill 92.
Schiller, Friedrich v. 3. 6. 71. 81. 85. 87. 155. 242. 246. 249. 251.
Schleifer, M. L. 10. 43 f. 46. 107. 110. 118. 140. 239 f. 251.
Schmidt, Fr. v. 239.
Schmit, Komponist 90.
Schneealpe 82.
Schopenhauer, Johanna 4.
Schott, Theodor 241.
Schröder, Sophie 87.
Schrotzberg, Franz, Maler 115. 249.
Schubart, Chr. Fr. D. 3.
Schubert, Franz 75.
Schurz, Anton X. 2. 7. 10 f. 15. 44. 46. 52. 58 f. 64. 72. 84. 93. 96 f. 99. 103 f. 108. 119. 125 f. 131. 142. 162. 165. 167. 170 f. 173 f. 176. 187. 190. 197. 206. 226 f. 237 f. 239. 242. 246 f. 249 f. 251. 253. 258. 262 f. 266 f.
Schurz, Anton, jun. 175.
Schurz, Josef 175.
Schurz, Katharina 118. 126.
Schurz, Lori 170 f. 172.
Schurz, Therese 12. 16. 46. 52. 56. 61. 64. 72 f. 76. 84 f. 87 f. 93. 96 f. 99. 103. 105. 113. 117 f. 120. 126. 131. 142. 144. 147. 162. 165. 167. 170 f. 175. 183. 185. 187. 190. 197. 206. 239 f. 242. 253. 263.
Schurz, Therese, jun. 190.
Schwab, Gustav 1 f. 38. 52. 66. 78. 92. 141. 243.

Schwab, Ludwig 141.
Schwab, Sophie 1. 52. 110.
Schwaben 109. 121. 131. 140. 150. 224.
Schwarzenberg, Friedrich, Fürſt v. 186. 257.
Schwarzwald 129. 203. 209.
Schweiz 5. 62. 136.
Schwind, Moriz v., Maler 67. 190. 195. 241.
Seeland 246.
Seidl, Joh. Gabr. 252. 267.
Serach 239.
Solitude 2.
Sommaruga, Franz, Freiherr v. 166. 168. 253.
Sommaruga, Henriette v. 168.
Sommaruga, Luiſe v. 84.
Sophokles, 151.
Speckbacher, Joſef 72.
Steiermark 57. 60. 63. 65. 82. 125. 132. 154. 165. 212. 241. 245. 250 f. 263.
Steinach 58.
Steinkopf, Gottlob Friedr., Maler 5. 172. 256.
Sternberg, Alexander v. Ungern-Sternberg 94. 96. 246.
Stuttgart 1. 3. 5 ff. 14 f. 16 f. 30. 40. 42. 45. 55 f. 60 f. 64 f. 65. 68 f. 73. 77. 88. 117. 125. 128 f. 137. 143. 149. 151. 153. 156. 158. 171. 174. 179. 187 f. 188. 194. 205. 220. 238 ff. 247 f. 249. 256. 264.
Suckow, Emma v. 152. 238. 252. 254. 258.
Sulzer, Salomon 90. 246.
Taubenheim, Herr v. 122. 162.
Tegernſee 152 ff.
Teinach 80.
Texel 29.
Thorwaldſen, Albert 151. 155. 249. 251.
Tieck, Joh. Ludwig 4.
Traunſtein 43. 118.
Tübingen 3. 264.
Uhland, Ludwig 2. 66. 92. 109. 247 f.
Ullrich 216.
Ulm 69. 67. 137. 150. 173. 215. 240 f.
Ungarn 111. 120. 126. 137. 170. 196 f.
Unger, Karoline 134. 249 f.
Van Dyck 9.
Venedig 237.
Vogel, Maler 5.
Walch, Gymnaſialdirektor 177.
Walter, Frau v. 136.
Wangenheim, Julie v. 168.
Wangenheim, Karl Aug. Freiherr v. 4 f. 94. 240.
Warſchau 237.
Waſſerburg 240.
Weibling 165. 173 f. 183. 185. 253. 262 f.
Weimar 250.
Weinsberg 11. 22 f. 116. 183. 256.
Weiſſer, Karl Friedr. v. 7. 17. 122. 134. 153. 160. 178. 250. 265.
Weiſſer, Paul 258. 262.
Werfen 57.
Weſſermann 29.
Wien 1. 15 f. 44. 47. 52. 54. 58. 60 f. 63. 67. 71 ff. 74. 76 f. 79. 81. 84. 88. 92. 95 f. 97. 102. 104. 109 ff. 113. 117. 119 f. 128. 132 f. 137 f. 140 f. 143. 145. 149. 158 ff. 162. 163 ff. 166. 168 f. 173. 176. 178. 182 ff. 187 ff. 192. 196. 205 ff. 211 f. 226 ff. 240. 242 f. 246 ff. 249 f. 253. 256 f. 258.
Wilhelm I., König von Württemberg 4. 6. 248. 251.

Wimpfen 142.
Winnenthal 9. 221 f. 224 ff. 260.
Wintterlin, Auguſt 256.
Witthauer, Friedrich 120. 151. 159. 162. 250 f. 257.
Wolf, Ferd. Joſ. 248.
Wolkenſtein 58.
Worms 121.
Würth, Joſef v., Dr. 170 f. 256.
Württemberg, Alexander, Graf von 40 f. 45. 55 f. 62. 73. 93. 97. 110. 116. 120 f. 126. 129 f. 134. 183. 239 f. 247. 249.
Württemberg, Helene, Gräfin von 97. 247.
Württemberg, Marie, Prinzeſſin von 140. 251.
Württemberg, Sophie, Prinzeſſin von 251.
Württemberg, Thereſe, Herzogin von 249.
Württemberg Land 55. 131. 196. 238. 249.
Zeller, Albert, Hofrat 221. 225. 227. 260 ff.
Zimmern 195.
Zöpfl 195.
Zöppritz, Auguſt 17. 45. 47. 253.
Zöppritz, Georg 7. 15. 17. 25. 30. 102. 105. 134. 143 f. 163. 237. 239. 247. 250.
Zöppritz, Georg Auguſt Hartmann 239.
Zöppritz, Jakob 126. 128 f. 250.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

DEC 1 2 2003

AUG 0 5 2003